



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Digitized by Google

UNS. 34 a. 5



Vet. Ger. III A. 274

Miss - Anderson

Beverly Mass

24th July - 1849.

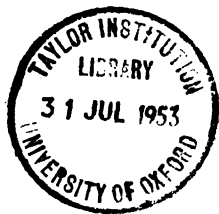
C. F. Sellerts

sämmtliche Schriften.

**Neue rechtmäßige Ausgabe
in sechs Theilen.**

Fünfter Theil.

**Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
und
Sohn'sche Verlagsbuchhandlung.
1840.**



B r i e f e .

1740—1762.

1. *)

Den 12 Dec. 1740.

Meine liebe Jungfer Schwester

Den Augenblick schickt der Graf Friesse her und läßt meinen Bruder zu sich ruffen. Ich soll ihn entschuldigen und in seinem Namen kurz sagen, daß er Sie nicht mehr liebt, daß die Hochzeit auch nicht vor sich gehen kann, weil man ihm ein ander Frauenzimmer in Laucha, 1 Meile von hier, vorgeschlagen hat, die alles besorgen soll, was ein Frauenzimmer kostbar macht. Ich habe es gedacht, daß es noch so werden wird. Mich lassen Sie außer aller Schuld, denn ich menge mich in die Heyraths- und Staatsfachen nicht eine Minute. Vielleicht nimmt Sie der Mittelste, weil der Große **) nicht kan. Für mich sind Sie nicht. Sie haben wohl viel gutes; aber auch viel böses an sich,

*) (Aus dem Heyerschen Nachlaß. S. das Nachwort.)

**) (Mit diesen Namen bezeichnet S. öfter seine beiden ältern Brüder. Der Große war Friedrich Leberecht, geb. d. 11. Nov. 1711, gest. d. 8. Jan. 1770, erst Fehdmeister, später Oberpostcommissair zu Leipzig; der Mittelste, Christlieb Ehregott, geb. den 11. Aug. 1713, gest. als Bergroth zu Freiberg d. 18. Mai 1795.)

worunter ich die Satyrische Zunge und die böse Kunst Billetchen zu schreiben, hauptsächlich zähle.

Ein Gedichte soll ich ihnen von ihrem ehemaligen Frigen mit zu schicken. Sie können glauben, daß ers verfertigt, Sie können auch glauben, daß es meine Arbeit ist, denn das ganze Werk ist durch nichts ansehnlich, als durch ein erfolgtes Geschenk. Ach liebe Christiane, ein unvergleichliches Geschenk. Ich soll es zwar verschweigen und gar nicht sagen, daß es ihr heil. Christ werden soll. Ich soll weder von einer goldnen Uhr, noch von einem porcellainen Kruge stark mit Silber beschlagen à 40 Thlr. (als das Hochzeitgeschenke), noch von einem Wops, der der Frau Begehn ihren tausendmal übertrifft, reden. Wie gesagt, ich soll schweigen, also will ichs auch thun, so schwer mirs immer ankömmt. Indessen können Sie sich freuen und mir danken, daß ich Frigen auf einen so glücklichen Einfall geholfen habe, der einen sonst geizigen Herrn recht freigebig gemacht hat. Ach der allerliebste Krug, er wird sich recht gut in die Wochen schicken. Der Cammerjunker Schulenburg hat schon 30 Thlr. gebothen. Ist kömmt der Wops mit seinem allerliebsten Halsbändchen C. S. G. bezeichnet, und unten ein Silberschloßchen. Das gefällt mir. Im Vertrauen der Grose hält recht viel auf den Hund. Der Narr trägt ihn so gar auf den Armen zur großen Xergerniß ihres

verschwiegenen Freundes

Weller.

2. *)

A n G o t t s c h e d.

Leipzig, d. 20. Juni 1742.

Hochedelgebohrner

Hochzuehrender Herr Professor,

Es ist mir heute unmöglich, Ihnen in Person aufzuwarten, weil ich von meinem Hypochonder gemartert werde, und Arzeneey zu gebrauchen genöthiget bin. Ich habe indessen Ihre Magnifizenz gehorcht und das befohlne Gedicht aufgesetzt. Ich bin der erste, der es schlecht nennt; allein ich habe mir nicht zu helfen gewußt. Die Vorschrift war etwas unpoetisch, und ich habe schon so vielmal bey der Wahre Klagen müssen, daß ich, ohne mich auszusprechen, oft nicht weiß, was ich sagen soll. Vielleicht gefällt es dem leidtragenden Hn. Lieutenant, weil es nicht schön ist, und weil ich so künstlich an sein Studiren und an seine Feldzüge gedacht habe. Vielleicht ließt er es auch wohl nicht ganz durch, wenn er so begierig ist, der seel. Frau Mutter ihren Willen in Ansehung der Enkel zu vollziehen. Sollte das Gedicht noch erträglich seyn, so werden mir Ihre Magnifizenz erlauben, daß ich nicht dem Herrn Lieutenant, sondern Ihnen selbst zu Befehle gestanden habe. In diesem Falle ist es mir unmöglich, eine Belohnung anzunehmen. Und Ihre Magnifizenz werden mir die kleine Mühe nicht besser vergelten können, als wenn Sie mir

*) (Aus dem Original, das sich in der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindet. Nicht ganz genau abgedruckt in: Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius. herausgeg. v. Ebert. 1823. Anhang S. 638.)

4
ferner Gelegenheit geben, Ihnen die Ehrfurcht zu zeigen, mit
der ich unaufhörlich bin

Ihro Magnifizenz

gehorsamster Diener
Gellert.

3.

Mr. v. Sagedorn *)

16. Febr. 1744.

Wenn es nach meinem Verlangen gegangen wäre, so würde ich Ihnen schon längstens die besondre Hochachtung zu erkennen gegeben haben, die ich seit vielen Jahren gegen Ew. Hochwohlgeborenen trage; allein, aufrichtig zu reden, so hat mich die Furcht, bey Ihnen in den Verdacht einer gewissen Eitelkeit zu fallen, von diesem Vergnügen abgehalten. Es ist mir immer vorgekommen, als ob die Leute, die ohne alle gegebene Gelegenheit anfangen uns von ihrer Hochschätzung zu versichern, nichts Anders damit sagen wollen, als daß wir erkenntlich seyn und sie wieder hochhalten sollen. So begehrllich bin ich zwar nicht; doch kann ich nicht leugnen, daß ich zu gleicher Zeit, indem ich Ihnen meine Ehrerbietung entbede, ein Verlangen fühle, Sie unter der Kleinen Anzahl meiner Gönner zu wissen. Vielleicht erfüllen Ew. diese Sehnsucht; und vielleicht sehen Sie dem Gönner mit der Zeit noch den Freund an die Seite. Ich würde mir um diese Ehre alle Mühe geben, wenn es nicht ein Geschenk wäre, das man mehr erwarten als suchen muß. Herr Ebert mag das

*) (v. Sagedorn's poet. Werke herausgeg. v. Eichenburg. 1800. Th. 5, S. 220.)

Uebrige hinzusetzen, was ich mit Bedacht auslasse. Man kann an Ihre Poesie ohne Lobeserhebungen nicht denken; und gleichwohl bin ich zu verschämt, einem Manne meinen Beyfall aufzubringen, den nur die Kenner rühmen dürfen. Es wies also am besten seyn, wenn ich weiter nichts sage, als daß ich mit der vollkommensten Hochachtung bin &c.

Sellert.

4.

An Christiane Eleonore Sellert. *)

L. d. 14. Jan. 1746.

Meine liebe Jungfer Braut,

Unter meinen annehmlichen und sinnreichen Denksprüchen, die ich immer im Munde zu führen pflege, ist dieser einer der vornehmsten:

Ehestand
Wehestand.

Dadurch will ich den angehenden Eheleuten zu verstehen geben, daß die beste Ehe nicht ohne Kreuz, und die zufriedenste nicht ohne Mißvergnügen ist. Wenn ich ihnen nun das Herz ein bißchen schwer gemacht habe, so mache ich ihnen ein Paar Lauben, die sich bey einem Sturmwinde unter das Dach vorbergen und sich zärtlich umarmt haben, mit der Ueberschrift:

*) (Sellerts jüngere Schwester, die schon 1747 starb; der an sie gerichtete Brief, ebenso wie der folgende an ihren Bräutigam, M. Hochmuth, Pfarrer in Thalheim bey Stollberg, aus: Sellerts Familienbriefe herausg. von Veuchte. Freiberg. 1819.)

Durch Eintracht und durch Färtlichkeit
Verringert sich das schwere Leid.

Den Sturmwind lasse ich von Norden her wehen in Gestalt
eines großen Blasebalgs.

Einst wurde ich von einer Braut gefragt, wer in der Ehe
zu den meisten Verdrießlichkeiten Anlaß gäbe, ob der Mann, oder
die Frau? Ich legte meinen Finger an die Nase und sann lange
nach, endlich brach ich in diesen Denkspruch aus:

Oft liegt die Ursach an dem Mann,
Oft ist die Frau auch Schuld daran.

Ich wurde, weil sie hörte, daß ich so nachdenklich antworten
konnte, ferner gefragt, worüber wohl die meiste Uneinigkeit in
der Ehe herkäme? Da sollte man nun denken, ich würde wie-
der lange nachgedenken haben; allein mit der größten Geschwin-
digkeit fing ich an:

Der meiste Krieg, der meiste Streit
Entsteht durch eine Kleinigkeit,
Die wird durch Unbescheidenheit
Ein Krieg von vieler Wichtigkeit.

Weil ich sahe, daß meine Aussprüche gefielen: so fuhr ich poet-
tisch fort:

Ein Estand ist alsdann beglückt,
Wenn eins sich in das andre schickt,
Wenn eins das andre liebt und schent;
Er nicht befehlt, Sie nicht gebeut;
Wenn eins dem andern, reich an Zucht,
Stets mehr noch zu gefallen sucht,
Und beid' noch so behutsam seyn,
Als wollten sie erst einander freyn,
Und keins die Fehler sehen läßt,
Als wärs noch vor dem Hochzeitfest,

Wo man die gute Seite zeigt,
 Und eins das andre fein betruget:
 In Wahrheit, solcher Betrug ist gut,
 Und stärkt die Lieb, die fallen thut,
 Wenn man aus viel Vertraulichkeit
 Unachtsam wird und sich nicht scheut
 Zu thun, als wär der Ehestand
 Ein Freybrief für den Unverstand.
 Wer diese Regeln nimmt in Acht,
 Und täglich sich noch mehre macht,
 Und hat ein tugendhaft Gemüth,
 Das Geiz und auch Verschwendung flieht,
 Des Eh wird frey von Noth und Pein
 Und reich an Lieb und Segen seyn.

Ich habe solcher Zuchtsprüche noch viel mehr gemacht; allein ich will sie nicht alle hieher setzen, Ihr wöchtet sonst glauben, daß ich damit prahlen wollte. Kurz und gut, und im Ernste zu reden: Ich wünsche Euch zu Eurer Ehe viel Glück und habe die größte Hoffnung, daß Euer Mann nicht übel und Ihr nicht schlecht gewählt habt. Macht ihm mein ergebenstes Compliment und sagt ihm, daß er einen Herrn Bruder an mir kriegte, den er nicht besser wünschen könnte. Denn meinen Ruhm und alle meine übrigen Verdienste ungeachtet: so ist das schon sehr gut für ihn und alle meine Anverwandten, daß ich niemals heirathen werde. Folglich fällt mein ganzes Vermögen auf mein liebes Geschwister. Die Hochzeit soll sehr klein seyn, und dieses ist sehr vernünftig. Sie soll auf Lichtmesse seyn und ich soll dabey seyn — da ließe sich noch etwas einwenden: doch wenn ich gesund bin, so müßte endlich wohl zu acht Tagen Zeit Rath werden. Wenn ich nur das Tanzen nicht vergessen habe; denn ohne zu tanzen wollte ich nicht einen Fuß vor die Thüre setzen. Ach was wüßte

den der Papa und die Mama sagen, wenn sie meine Hochzeit zugleich mit begehen könnten! Ja ich glaube es wohl. Die Mama würde vor Freuden weinen und ich vor Betrübniß, daß ich eine Frau hätte. Zur Hypochondrie auch noch eine Frau; das wäre zu viel Kreuz. Ich kann das eine allein kaum ertragen. Grüßt den lieben Papa und die liebe Mama gehorsamst.

Gellert.

5.

An M. Christian Nathanael Hochmuth.

E. d. 24. Jan. 1746.

Hochwohlwürdiger Herr Pastor,

Hochzuverehrender Herr Bruder,

Sie haben mir Ihre Freundschaft und Ergebenheit auf eine so liebevolle und edle Art zu erkennen gegeben, daß ich kaum weiß, wie ich Ihnen dafür danken soll. So viele Zellen so viele Beweise sehe ich von einem ausnehmenden Wohlwollen und Vertrauen gegen mich. Ich nehme beides als ein Geschenk an, das ich noch verdienen soll; und ich werde mich mit dem größten Fleiße bemühen, Sie durch die aufrichtigste Freundschaft in der guten Meynung zu bestärken, die Sie, ohne mich zu kennen, von mir gefaßt haben.

Ich wünsche mir und meiner Schwester Glück, daß sie an Ew. Hochwohlwörden einen so liebenswürdigen Ehemann, und ich an Ihnen einen so rechtschaffenen und gelehrten Freund erhalte

ten habe. Gott lasse Ihre Ehe vergnügt und dauerhaft seyn, und den Segen meiner lieben Eltern und meine Hoffnung an Ihrer Frau wahr werden.

Das Vergnügen, bey Ihrem Hochzeitfeste gegenwärtig zu seyn, werde ich leider nicht haben können. Meine Verrichtungen, die Jahreszeit und meine Leibesbeschaffenheit sind Hindernisse, die sich gar nicht heben lassen. Doch auf Ostern, wenn Gott will, werde ich Sie gewiß besuchen und einen Zeugen von dem vergnügten Fortgange Ihrer Ehe abgeben, da ich bey dem Anfange derselben nicht habe zugegen seyn können. Ich freue mich recht auf diese Zeit. Ich habe mir vier Wochen ausgesetzt, um mich in der Gesellschaft der Meinigen von den mühsamen Verrichtungen zu erholen, in die mich meine Lebensart gesetzt hat. Ich will den lächerlichen Sorgen der Ehre und des Ruhms auf einige Zeit entfliehen, und das unschuldige Vergnügen schmecken, das man in dem Umgange und dem Beyfalle der Seinigen weit lebhafter, als in der Gesellschaft derjenigen findet, die mit uns nach einem Ziele laufen. Von diesen vier Wochen werde ich wenigstens einige Tage bey Ihnen zubringen, und mir in Ihren Gesprächen und in dem Vergnügen Ihrer Ehe die Munterkeit verschaffen, die ich suche. Ich habe die Ehre, nebst einem ergebensten Grusse an die werthen Ihrigen, mit der größten Hochachtung zu seyn

Erw. Hochwohlwården

ergebenster Diener und Schwager

Christ. Fürchteg. Sellert.

G.

An Bodmer. *)

L. d. 13. März 1748.

Erlauben Sie mir die Ehre, daß ich Ihnen den zweiten Theil meiner Fabeln und Erzählungen überreichen darf. Ich bin stolz genug, mir Ihren Beifall zu wünschen, aber nicht so eitel, daß ich mir ihn ganz versprechen sollte. Vielleicht würde ichs niemals wieder gewagt haben, Fabeln zu dichten, wenn Sie mich durch Ihren kräftigen Lobspruch nicht beherzt gemacht hätten, eben diese Belohnung noch einmal zu verdienen zu suchen. Gefällt Ihnen, und denen, die Ihnen unter Ihren Landsleuten gleichen, dieser wiederholte Versuch, so sehen Sie ihn als eine Frucht Ihres Beifalls und meiner Dankbarkeit für diesen Beifall an. Wie gern fragte ich Sie, ob Sie auch mit meinen Komödien zufrieden wären, wenn ich anders ohne Fehler länger von mir selber reden könnte.

Christian Fürchtegott Sellenert.

F.

An Borchward. **)

L. d. 9. Dec. 1748.

Ich bin eitel genug, mir alle die Ehre zu wünschen und zu gönnen, die Sie und Ihre liebenswürdige Gesellschaft mir erwei-

*) (Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer. Herausgeg. v. G. Fr. Stäublin. Stuttg. 1794. S. 55.)

**) (Ernst Samuel Jacob Borchward, königl. Preuß. Hofrath und Markgräfl.-Anspach-Baireuthischer Resident, nachher Legationsrath in Berlin; geb. 1717, gest. 1776. Die Briefe an ihn sind abgedruckt aus: Nachtrag zu Sellenerts freundschaftlichen Briefen herausgeg. v. J. P. Bamberger. Berlin 1780.)

sen; allein ich gestehe Ihnen mit eben der Aufrichtigkeit, daß ich sie kaum halb verdiene. Was für ein stolzer und unerträglicher Autor würde ich seyn, wenn ich mir eben so schön vorkäme, als ich Ihnen zu seyn scheine! Nein, mein lieber Herr Hofrath, ich bin das Gemählde nicht, das Sie in Ihrem Briefe so vorthellhaft entworfen haben; und gleichwohl loben Sie auf eine so feine und edle Art, daß ich alles darum geben wollte, wenn ich Ihr ganzes Lob verdiente. Ich bin eben so mißtrauisch gegen mich selber, als ich ehrbegierig bin, und der kluge Lobspruch, der anfangs mein ganzes Herz in die Höhe hebt, macht mich gemeiniglich am Ende demüthig und verzagt. Bald sehe ich, daß ich mir ihn nicht ganz anmaßen kann, und bald fühle ich die Mühe und die Gefahr, ihn künftig zu behaupten, und fange oft an zu wünschen, daß ich nirgends, als in dem kleinen gebürgischen Flecken, in dem ich geboren bin, und bloß unter dem Namen eines ehrlichen Mannes, bekannt seyn möchte.

Sobald ich in Ihrem Briefe sah, daß Sie mich zu einer neuen Schrift ermunterten, so ward mir schon so bange, als ob ich eine schlechte gemacht hätte. Ich zweifelte, ob ich Ihre Hoffnung und das Vertrauen Ihrer liebreichen Gesellschaft würde erfüllen können; und gleichwohl schämte ich mich auch, Ihnen eine Bitte abzuschlagen, die Sie mit so viel Gründen vortragen, daß sie stärker, als ein Befehl ist.

Beides geht noch heute in mir vor. Ich zweifle, ob ich zu dieser Arbeit geschickt bin, und schäme mich, daß ichs nicht seyn soll. Was soll ich thun? Soll ich aus Begierde, Ihnen zu gehorchen, eine Sache versprechen, die ich vielleicht nie werde halten können? Nein, ich will lieber den andern Fehler begehen, und Ihren Antrag ausschlagen. Kann ich ihn demungeachtet mit der Zeit erfüllen: so wird meine ige Unhöflichkeit nur ein Beweis seyn, daß ich Sie, Herr Hofrath, und Ihre Freunde, zu hoch geachtet habe, als daß ich Ihnen eine Schrift hätte ver-

sprechen sollen, ehe ich wußte, ob sie mir glücken würde. Aber wo weiß ich, ob sie mir glücken wird? Muß ich nicht versuchen? Ja, ich würde es gleich thun, wenn ich von andern Arbeiten frey wäre. Ich würde der Sache nachdenken, ich würde die Blätter und Bücher durchlesen, die von den Pflichten der Bedienten reden, ich würde nach Ihrer Vorschrift einen kleinen Plan aufsetzen, und Ihnen denselben zur Beurtheilung zuschicken; allein dieß ist mir zwischen hier und Oftern nicht möglich. Ich bin nicht mein, nicht frey genug in mir. Ich habe etliche praktische Collegia, die mir des Tags über vier bis fünf Stunden wegnehmen. Die übrige Zeit muß ich einem nahen Anverwandten von mir schenken, der künftigen Sommer von der Universität gehen soll, und noch nicht weit gekommen ist. Sein Glück befehlt mir diese Pflicht. Kurz, wenn ich Ihnen, ohne eine Probeley zu begehren, alle meine kleinen Beschäftigungen erzählen könnte, wenn ich Ihnen sagen dürfte, daß mir die kleinste Arbeit, ich weiß nicht, ob aus Schwachheit des Körpers, oder des Geistes, erstaunend sauer wird: so würden Sie sehen, daß ich in den thigen Umständen keiner neuen Arbeit fähig bin. Indessen werde ich nie vergessen, daß man die Wünsche rechtschaffener und patriotischer Seelen als Befehle ansehen soll. Ich werde, sobald ich kann, mich an die Schrift wagen, und vielleicht werde ich nicht eher ruhig, bis ich einen so üblichen Anschlag gewagt habe.

Empfehlen Sie mich der Gesellschaft gehorsamst, die mich ihres Andenkens würdiget, insonderheit Ihrem vortreflichen und liebenswürdigen Gottesgelehrten, dem Herrn Sack, denn dieser ist unstreitig, der die Schwedische Gräfin, zu deren Verfasser ich mich nie bekennen werde, mit seiner mehr als zu wahren Critik beehret hat.

Schenken Sie mir, nebst Ihren lieben Freunden, Ihre Bes-

wogenheit ferner. Ich sehe Sie als eine Wohlthat an, und freue mich ihrer nicht ganz unwerth zu seyn.

G.

S.

A n d e n f e l b e n .

L. d. 2. April 1749.

Ich wollte wünschen, daß ich die gute Hoffnung bald erfüllen könnte, die Sie sich nebst Ihrer lieben Gesellschaft von mir machen! allein ich zweifle zu meiner eignen Beschämung sehr daran. Ich habe unlängst einen kleinen Plan entwerfen wollen, und es ist nichts daraus geworden. Vielleicht bin ich, vielleicht ist auch die Materie schuld. Es läßt sich in der That viel von der Sache sagen; allein das meiste ist schon gesagt, und beynahe zu bekannt, als daß man es neu sagen könnte. Und wenn ich dieses nicht kann, was wird Ihnen und der Welt mit meiner Schrift gedienet seyn? Ueberhaupt treffe ich in Ansehung meiner Leser viele Schwierigkeiten an. Macht man kurz und fein: so wird es der Welt, die es lesen soll, nicht verständlich genug seyn. Setzt man alles zum Unterrichte genau aus einander, so wird das Vollständige die Aufmerksamkeit solcher Leute bald ermüden, die ohnedem nicht zum Nachdenken gewöhnet sind. Ich weiß also nicht, ob ich weiter einen Versuch sobald wagen werde. Sollte ich mich aber jemals dazu geschickt fühlen: so können der Herr Hofrath versichert seyn, daß ichs als meine größte Schuldigkeit ansehen will. Die schönen Predigten des Dr. Delany, welche unlängst hier in Leipzig, aus dem Englischen übersezt, herausgekommen sind, und welche die heiligsten und nöthigsten Pflichten der Gesellschaft. abhandeln, handeln auch von den Pflichten

der Bedienten gegen ihre Vorgesetzten; diese, und verschiedene Capitel aus Saurins Catechismus, verschiedene Stücke aus dem Zuschauer, würden unsern ehrlichen Bedienten viele gute Begriffe und Empfindungen des Edlen in ihrem Stande einflößen, wenn man sie ihnen bekannter machen könnte.

Die Nachricht von dem Tode Ihres theuren Freundes und des Lesers meiner Trostgründe, hat mich ungemein gerührt. O Gott, was ist es für eine Wollust, wenn man sich bereuen darf, etwas gutes gethan zu haben! Ich danke Ihnen für diese Nachricht, als für die größte Belohnung, die ich mir jemals für eine fromme Arbeit habe wünschen können. Bleiben Sie ferner mein Gönner und Freund, und entziehen Sie mir die Ehre Ihres Briefwechsels nicht, wenn ich gleich das nicht ausführen kann, was ihn veranlaßt hat. Ich bin mit einer wahren Hochachtung und Ehrerbietung

G.

D.

A n B o t m e r .

Leipzig, im Maimonate 1749.

Sie werden sich einen schlechten Begriff von meiner Dienstfertigkeit machen: und ich bin beschämt, daß ich mich entschuldigen muß, so gut auch meine Entschuldigungen sind. Ich lasse mir von dem Bibliothekar, Herrn Doktor Ischern, etlichesmal den „Samurot“ und „Parcival“ ausbitten, und bekomme allemal die Antwort, daß das Buch verlehnet wäre. Endlich gehe ich zu Herrn Professor Kästern und ersuche ihn, weil er

*) (Briefe an Botmer, herausg. v. Stäublin. S. 95 ff.)

mit Doktor Böhern bekannter ist, mir das Buch zu verschaffen, oder nur zu hören, was er hätte.

Kurz, ich erfahre, daß er und Herr Professor Gottschied es gehabt, und daß mir Herr Kästner selbst auf das Ansuchen des Herrn von Hagedorn in der Gelegenheit Ihnen zu dienen vorgegriffen hat. Nunmehr will ich meine kleine Schande gern ertragen, denn ich bin überzeugt, daß Ihnen die Nachricht des Herrn Professor Kästners nutzbarer seyn wird, als meine gewesen seyn würde. —

Begen der Handschrift, aus welcher Dpiß den „Lobgesang auf den Erzbischof Anno“ genommen, habe ich an Herrn Strauben nach Breslau geschrieben; allein er ist ein so unfleißiger Correspondent, daß ich seit der Michaelismesse keine Zeile von ihm gesehen habe. Doch ich will nicht auf ihn schmälen. Vielleicht hat er sich das Vergnügen gemacht, Ihnen die erlangte Nachricht selbst zu überschreiben, ohne sich erst wieder an mich zu wenden. Wenigstens will ichs zu meiner Ruhe wünschen.

Für den Beifall, mit welchem Sie in Ihrem Briefe meine Schriften beehren, danke ich Ihnen mit der aufrichtigsten Ergebenheit, und freue mich mit Ihnen über die Ehre, welche der Verfasser des „Messias“ unsrer Nation macht. Er hat mir schon in der Michaelismesse das vierte, fünfte und sechste Buch zugesandt, und ich habe überall den großen Verfasser der ersten Bücher angetroffen.

Ist warte ich mit Ungebuld ihn diese Messe auf einige Tage zu sehen und mich auf ganze Jahre mit ihm satt zu reden. Er hat mir verschiedenes von Ihrer großmüthigen Vorforge für ihn gemeldet und ich müßte sein Freund nicht seyn, wenn ich dieses erwähnen könnte, ohne Ihnen von Herzen dafür zu danken. Die Proben der „alten schwäbischen Poesie“ haben gemacht, daß ich heimlich wünsche, daß das ganze Werk in den Händen, wo es igt ist, bleiben mag, anstatt, daß Sie gütig genug sind, die Auf[Ab]s-

schickst des „parifischen Gobet“ einem Gelehrten ohne Entgelt überlassen zu wollen. Ich für meine Person bin igt mit trügen und traurigen Berrihtungen beschäftigt. Ich unterrichte einen frangöfifchen Kavaliere, einen englifchen Mylord und einen polnifchen von Adel in der deutifchen Sprache und ich würde ohne Troft, bey diefer Arbeit und bey dem Verluste der Zeit feyn, wenn ich nicht Gelegenheit hätte mich dadurch zu belohnen, daß ich einigen Ausländern unfre guten deutifchen Schriften bekannt machen kann. Der Herr von Straunkieu, welcher auf Koften feines Königs hier ift, um deutifch zu lernen, und diefe Wefte wieder nach Paris gehen wird, hat nicht allein faft das Befte von unfren Schriften gelesen, fondern fich auch gekauft, und ich felbft habe ein Theil von meinem Lehrgelde angewandt, um ihn damit zu verforgen. — Er findet Gefchmack an dem deutifchen Wifze, und will uns feine beiden Brüder bald auch heraufſchicken. O wenn wir doch gleich in jeder Art Meifterftücke hätten, damit die Ausländer alle unfre Sprache lernen müßten.

C. F. Sellert.

10.

A u B o r ſ c h w a r d.

L. d. 8. Mai 1750.

Sie kommen allen meinen Wünfchen zuvor, und ich weiß nicht, wie ich dankbar genug feyn foll. Sie ſchenken mir nicht allein Ihre Freundschaft, fondern Sie ſorgen auch für mein Glück, als ob ichs um Sie verdient hätte. Ich will Ihnen recht offenherzig auf die Frage antworten, die Sie im Namen eines Berlinifchen Mäcens, und Ihres Freundes, an mich thun.

Wenn es nach meinem Wunsche ginge: so würde mir eine Berufung in meinem Vaterlande, und zwar in Leipzig, die Liebste seyn. Ich will diesen Wunsch nicht von aller Schwachheit frey sprechen, noch weniger will ich glauben, daß ich ihn, wenn es mein Schicksal wollte, nicht vergessen könnte. Die Einrichtungen auf den Preussischen Akademien sind mir nicht bekannt genug; allein ich glaube doch, daß sie vortreflich sind, und ich würde eine philosophische oder oratorische Profession in Halle allerdings für ein Glück halten, wenn die Lebensart der Studenten sitzamer und friedfertiger wäre. Dies ist es alles, was ich Ihnen sagen kann. Ueberhaupt habe ich noch gar nicht nach einer Bedienung gestrebt, weil mich meine Leibesbeschaffenheit kein langes Leben hat hoffen lassen. Indessen fängts mich oft an zu reuen, daß ich vor zehn Jahren nicht eine Dorfsparre angenommen habe. Ich würde vielleicht mehr Gutes gestiftet, und, entfernt von dem Geräusche der Welt, ruhiger gelebt haben, als bey keiner Profession.

Sie fragen mich ferner, warum ich so lange nichts geschrieben habe; warum? Lieber Herr Hofrath! das Geld ist nicht alle Jahre tragbar, am wenigsten das Geld des Wißes. Gesezt ich hätte noch das Vermögen, etwas zu schreiben, das des Drucks würdig wäre: so scheinen es doch meine Umstände nicht zu erlauben. „Indem man für die Unsterblichkeit arbeitet“, sagt der Abt Trublet, „so ist es nicht verbotthen, ein wenig darauf zu denken, wie man sich wegen der Bequemlichkeiten des gegenwärtigen Lebens in Sicherheit setzen möge.“ Ich bin nichts weniger, als geldbegierig; allein es ist auch unsre Pflicht, unsre Umstände nicht zu vergessen, wenn wir andern nützlich seyn wollen. Kein Autor kann von seinem Buchführer leben; und wehe der Welt, wenn er von ihm leben will! Ich muß also meine Zeit auf andere Arbeiten wenden, und lieber junge Herren in meiner Stube unterrichten, als die Welt. Ich kann Ihnen zur

Gellert V.

Zeit nichts versprechen: Sie sollen aber gewiß der erste seyn, dem ich meine Arbeiten zuschicke, wenn ich welche habe; denn von wem wollte ich lieber und eher gelesen seyn, als von Ihnen? Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen und Ihre mir so schätzbare Freundschaft unverändert, und setzen Sie mich in die Gnade des Gönners, von dem Sie reden, wenn ich Ihrer nicht ganz unwerth bin. Ich verharre zc.

G.

II. *)

An den Secretair Kersten.

L. d. 22. Jan. 1751.

Mein lieber Kersten,

Endlich können Sie mein Patron werden, wenn es Ihnen zu verächtlich ist, länger mein Freund zu seyn. Sie sollen mich nämlich zum extraordinairn Professor mit Pension machen. Das ist für Sie was Kleines, und für Ihren Herrn Grafen, beucht mich, noch was Kleiners. Er hat mir durch meinen Bruder befehlen lassen, ihm ein Memorial an den Kirchenrath in dieser Absicht zu übersenden; und der Herr Graf von Los hat mir in eben dieser Woche durch den Herrn Legationssecretair Wiesbemarcker eben diesen Befehl ertheilen lassen, den er mir an voriger Messe schon mündlich gegeben. Doch hat mir der Graf

*) (Gellerts Familienbriefe. Anhang. No. 3. Die daselbst unter No. 1. und 2. abgedruckten Briefe an Kersten aus d. J. 1748 waren mit einigen Aenderungen — No. 2. in zwei Briefe vertheilt — von Gellert unter die von ihm selbst herausgegebenen Briefe aufgenommen worden. Vgl. Th. 3, S. 150 f.; S. 101 ff. u. 116 ff.)

Loß eben nicht ausdrücklich sagen lassen, daß ich zugleich um eine Pension anhalten sollte; so gnädig ist nur unser Holzen-
dorf gewesen. Wiedemarcker, der sich einige Tage hier
aufgehalten, wollte das Memorial mitnehmen; allein ich konnte
das Testimonium von der philosophischen Facultät nicht gleich
bekommen a), also hat er mir gesagt, die Adresse an ihn so ein-
zurichten, daß Sie, wosern er bey der Ankunft des Memorials
nicht mehr in Dresden wäre, die Sachen erbrechen und über-
geben sollten. Er hat einen Brief von mir an den Grafen Loß
mitgenommen. Ich überlasse es Ihnen beiden, oder Ihnen,
mein lieber Kersten, allein, wem Sie das Memorial von meinen
beiden Sönnern übergeben wollen. Ich habe zugleich einen
französischen Brief an den Kammerherrn v. Dießkau geschrie-
ben, der mir durch den Herrn Secretair Müller eben derglei-
chen gnädigen Antrag vor einiger Zeit hat thun lassen. Brüssen
Sie diesen Lezten auf das ergebenste von mir, bitten Sie ihn,
daß er dem Herrn Kammerherrn den Brief übergiebt, wenn es
sich schicken will, und sagen Sie ihm, daß ich wohl wüßte, daß
er als ein großmüthiger Freund bei verschiedenen Gelegenheiten
an mir gehandelt hätte.

Ich bin zufrieden, wenn ich auch jetzt keine Pension bekomme;
ich bin mit der Hoffnung zufrieden. Es ist immer noch eine
große Frage, ob ich eine Pension verdiene und ob sie Andre nicht
noch mehr verdienen oder mehr brauchen. Professor Kapp, der
Decanus der philosophischen Facultät, und auch Professor Chri-
steyn, meynen, daß ich vermöge des Testimonii den Befehl zur extraor-

- a) Nunmehr folgt es; ich hätte es aber bald zerrissen, weil man
mich zu sehr gelobt und ein recht gelehrt Rhinoceros aus
mir gemacht hat. Ein Lob von Ihrem Grafen, von einem
klugen Frauenzimmer, von Ihnen, aber nicht von Wiedemar-
ckern (denn er lobt mich gar nicht), das ist was Süßes und
was, das ich mir wünsche.

binairten Profession ohne vorhergegangenes Rescript erhalten könnte; und freylich sähe ichs gern, wenn man mir bey der Academie nicht vorwerfen könnte, daß ich die Profession erbettelt hätte. Der Rector Magnificus Ludwig, auch mein Freund, will mir als Rector, wenn ichs verlange, ebenfalls ein Testimonium ertheilen. Ich sage dieses deswegen, weil mir der Herr Graf Holzenborn hat befehlen lassen, daß ich mit dem Memoriale zugleich ein Testimonium von der Academie übersenden sollte, damit der Weg verkürzt würde.

Wenn Sie wüßten, mit was für schwerem Herzen ich mich zu dem Memoriale entschlossen, und wie es meine Freunde ordentlich in meinem Namen gemacht (und mir aufgedrungen haben: so würden Sie ganz gewiß zu mir sagen: Mein lieber Gellert, ihr seyd ein N..r; und wer weiß, ob Sie ganz unrecht hätten und ob ich nicht gelassen genug wäre, den Schimpf zu leiden; denn ich liebe den Frieden und Sie und mein Leben, und bin gar zu sehr

Ihr

Freund und Diener
Gellert.

D a s B e n g u i ß.

**Facultatis Philosophicae Lipsiensis Decanus
Senior et reliqui ejus Professores.**

Quod haut ita pridem ab Ordine nostro modeste petit testimonium studiorum et vitae apud nos exactae Vir Clarissimus, M. Christianus Fuerchtegott Gellertus: illud eo libentius illi impertimur, quo digniorem illo per varios, quos hic commoratus est, annos sese reddidit. Confirmamus itaque tibi, Lector, laudatum Gellertum A. CIOCCCXLII. ab ordine nostro Magistrum Philosophiae renunciatum, A. CIOCCCXLIV. jura et privilegia ejus dis-

putatione docta de poesi Apologorum et eorum scriptoribus cum laude sibi vindicasse et ab eo tempore singulis annis nonnullos juvenes, et inter hos varios illustri sanguine prognatos, exteros etiam, et ex Italia et Anglia ad nos studiorum gratia profectos, linguam, eloquentiam et poesin teutonicam non sine plausu et fructu docuisse. Quemadmodum autem clarissimus Gellertus his recitationibus privatis per complures annos de studiosa juventute egregie est promeritus et adhuc bene promeretur: ita non minus rempublicam litterariam variis libris, et prosa et versa oratione conscriptis, insigniter ornavit, qui et ingenium ejus venustum et reconditam doctrinam satis superque produunt, nec sine utilitate et delectatione a popularibus nostris avidissime leguntur. Manavit etiam praestantia et elegantia scriptorum clarissimi Gellerti ad exteros populos, ita ut et Galli et Dani varia ejus opuscula in suas linguas convertere coeperint et in pluribus convertendis adhuc versentur. Qui quidem popularium nostrorum et externarum gentium in scripta Cl. Gellerti amor, uti non potest non cum ejus laude ac gloria conjunctus esse: ita nos, qui ejus probitatem, diligentiam, modestiam, aliasque virtutes propius intuemur et adhuc melius perspectas habemus, non modo in societatem hujus laudis lubentes venimus, sed etiam ex animo optamus, ut alia praemia, ejus ingenio venusto et praeclara eruditione digna, brevi interjecto tempore consequatur.

Scriptum et signatum Lipsiae d. XXIII. Jan. A. R. G.
CXCICCLL.

(L. S.)

Joannes Erhardus Kappius,
Prof. Publ. et Facult. Philos. h. t. Decanus.

12.

A n B o r c h w a r d.

Z. b. 13. Apr. 1751.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen eine Schrift von mir zu überschicken, um desto begieriger, je weniger ich sonst ein Mittel habe, Ihnen meine Hochachtung und aufrichtige Ergebenheit zu bezeugen. Von wem wollte ich auch lieber und eher gelesen werden, als von Ihnen? und wie zufrieden werde ich seyn, wenn diese Briefe so glücklich sind, Ihnen eine angenehme Stunde mehr zu machen, und Sie in der guten Meinung zu bestärken, die Sie von mir gefaßt haben! Ich wünsche es von Herzen, und melde Ihnen zugleich eine Nachricht, die Ihnen nicht gleichgültig seyn kann, und die ich Ihnen eben deswegen mit doppelter Freude erzähle. Es ist mir von Dresden aus, wider meine Hoffnung, befohlen worden, um eine extraordinaire Profession und Pension anzuhalten. Ich habe es gethan, obgleich mit schwerem Herzen, und ich hoffe, wenn Gott will, einen baldigen glücklichen Erfolg. Ich erfreue mich nicht sowohl meiner selbst wegen, als wegen meiner Freunde, die für mein Glück mehr, als ich, bekümmert gewesen sind, und die mir nun den Vorwurf nicht mehr machen dürfen, daß ich zu gleichgültig gegen eine öffentliche Bedienung wäre. Gott gebe, daß mein Unternehmen, und die Vorsorge meiner Gönner, weder mich, noch sie, jemals reue! Ich habe nicht geglaubt, daß man an mich denke, auch nie geglaubt, daß man Ursache dazu habe, vor andern an mich zu denken. So bald diese Sache kein Geheimniß mehr ist, werde ich die Ehre haben, sie Ihnen zu bestätigen. Indessen bitte ich um die Fortsetzung Ihrer mir schätzbaren Ge-

wogenheit, und verharre mit aller eifantlichen Hochachtung und Ehrerbietung zc.

G.

Empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden gehorsamst, wenn ich bitten darf.

13.

A n d e n f e i b e n .

E. d. 24. Mai 1751.

Sie haben mir durch Ihren schönen und langen Brief ein außerordentliches Vergnügen verursacht. Jede Zeile ist voll Freundschaft und Liebe gegen mich, und alles ist die Sprache eines gütigen und edlen Herzens. Wollte Gott, daß ich Ihrer Gewogenheit in ihrem ganzen Umfange werth wäre! Ich will mich bemühen, sie zu behaupten, und Sie durch Erkenntlichkeit nöthigen, der Freund gegen mich zu bleiben, der Sie aus einem geheimen Zuge der Natur geworden sind. In Wahrheit, Herr Hofrath, ich bin ein glücklicher Mensch. Die vortrefflichsten Männer schenken mir von vielen Orten her ihre Freundschaft und ihren Beyfall auf eine Art, die mich über alles entzückt. Aber wie werde ich mich dieses Glücks würdig genug machen! Und womit werde ich mich trösten, wenn ichs in der Fortsetzung meines Lebens durch diesen oder jenen Zufall verlieren sollte.

Sie wünschen, mich von Person zu kennen, und eben dieses, geehrtester Freund, wünsche ich mir auf meiner Seite mit der größten Sehnsucht. Ja, so wenig ich zu weiten Reisen gemacht bin: so fehlt mir doch nichts als eine bequeme und geschwinde Gelegenheit, in einer Woche, in der ich abkommen kann, um eine Reise nach Berlin vorzunehmen; eine bloß freundschaftliche und keine gelehrte Reise. Ich möchte Sie gern überfallen; aber

wie, wenn Sie gleich zu der Zeit nicht in Berlin wären, da ich mirs einfallen liesse, zu Ihnen zu kommen? Wäre das nicht entsetzlich für mich? Schreiben Sie mir also, liebster Herr Hofrath, zu welcher Zeit Sie sich in Berlin sicher aufhalten. Ich will beten, daß mich nichts an diesem Vergnügen hindern mag.

Mit meiner extraordinairern Profession und einer kleinen Pension hat es nunmehr, Gott sey Dank! seine Richtigkeit, und ich werbe dieses ungehoffte Amt gegen Johannis mit einer gewöhnlichen Rebe antreten.

Daß Ihnen meine Briefe so wohl gefallen haben, daß mich alles bis auf den Bedienten im Hause liebt; dieß ist mir lieber, als eine Pension. Leben Sie wohl mit Ihrer lebenswürdigen Frau und der jungen Freundin, und schmecken Sie das Vergnügen der Liebe und des menschlichen Lebens nach meinem Wunsche geboppelt. Ich bin zc.

G.

14.

An den Freiherrn von Craussen.

L. d. 5. Oct. 1751.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädiger Herr,

Sie erweisen mir zu viel Ehre, daß Sie Ihre Manuscripte meiner Critik unterwerfen. Ich bin ein furchtsamer Scribent,

*) (Carl Wilhelm Christian Freiherr von Craussen, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Schönwald und Seckliefen, im Dels-Bernstädtischen geboren 1714; seit 1745 Oberhofmeister der verwitweten Herzogin zu Bernstadt; 1757 Sachsen-Coburg-Meiningenscher Geheimrath, gest. 1772. Selters Briefe an ihn zuerst gedruckt im Wittenbergischen Magazin, 1781, St. 1., sodann in: Zweiter Nachtrag zu Selters freundschaftlichen Briefen. Berl. 1781. Danach sind die hier mitgetheilten abgedruckt.)

und ein eben so furchtbarer Richter. Nichts ist mir schön genug, so lange ich noch etwas schöner denken kann; daher zittere ich bey allen Kleinigkeiten; und so sehr ich auch die Verdienste verehere, die Sie, gnädiger Herr, um die Wissenschaften haben: so bin ich doch zugleich Ihrer Meinung, daß Ihre Werke, so, wie sie jetzt sind, noch zu flüchtig gearbeitet sind, als daß sie sich im Drucke einen allgemeinen Beyfall sollten erwerben können. Sie kennen die Strenge und die Spöttereyen der Kunstrichter, und auch, ohne mich, das Mittel ihnen zu entgehn:

Craignez-vous pour vos vers la censure publique?
Soyez-vous à vous-même un sévère Critique.
Faites-vous des Amis prompts à vous censurer.

Hâtez-vous lentement, et sans perdre courage,
Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage.
Polissez-le sans cesse, et le repolissez.
Ajoutez quelquefois, et souvent effacez.

Diese Regeln des Boileau und Horazes haben mir bey meinen geringen Versuchen vortreffliche Dienste gethan. Genug, so wenig ich Ihnen zu einer schleunigen Ausgabe Ihrer Manuscripte rathe, so sehr verehere ich Ihre Gelehrsamkeit, Ihren Eifer für die Wissenschaften, und Ihren großen Fleiß; dieses ist alles, was ich zu sagen weiß.

Für Ihr großmüthiges Anerbieten sage ich Ihnen unterthänigen Dank; ich verdiene es nicht, und ich würde unruhig seyn, wenn ichs nicht verdienen könnte. Indessen will ich die kleinen Familien-Fragen, die Ewr. Hochgeb. an mich gethan, kurz beantworten. Mein Einkommen, wenn ichs nach dem rechne, was ich jährlich brauche, beläuft sich ungefähr auf fünf bis sechshundert Thaler; und ich danke Gott, wenn ich durch Collegia und andre Arbeiten so viel gewinne. Ich habe seit Ostern eine

Pension vom Hofe; diese beträgt nur Hundert Thaler. Ich bin fünf und dreyßig Jahr alt, unverheyrathet, und habe für niemanden sehr zu sorgen, außer für meine fromme und alte Mutter. Sie ist hoch in siebzig; ich liebe sie unendlich und es ist mein Vergnügen, und meine Schuldbigkeit, alles, was ich nur kann, zu ihrer Bequemlichkeit und Zufriedenheit bey zu tragen. Sie hat kein Vermögen; und wie sollte eine Mutter Vermögen haben, von der fünf Söhne studirt haben? Eine Schwester von mir, die schon seit vielen Jahren Wittwe ist, wartet und pflegt sie in ihrem Alter — — Ich breche ab, damit ich nicht in den Fehler verfall, den man gemeinlich begeht, wenn man von seinen eigenen Umständen, oder von seiner Familie reden soll. Ja, ich würde Ihre Fragen gar nicht beantwortet haben, wenn ich sie nicht als Befehle angesehen hätte. Die Beschreibung, die der Herr von Meck von mir gemacht, ist viel zu vortheilhaft; ich wünsche das bloß zu seyn, was er glaubt, daß ich bin.

Uebrigens danke ich Ewr. Hochgeb. für die Mittheilung Ihrer Manuscripte, und für das Vertrauen, dessen Sie mich haben würdigen wollen, mit der größten Erkenntlichkeit, und erwarte den Befehl von Ihnen, wohin ich Ihre Schriften schicken soll. Ich bin zu wenig, als daß ich etwas zur Verschönerung derselben sollte beytragen können; ich bin auch zu weit von Ihnen entfernt, und Sie werden in der Nähe schon scharfsichtige und aufrichtige Freunde und Kenner haben, deren Urtheile Sie trauen können. Würde ich diese Sprache wohl reden, wenn ich weniger Ehrebiegung für die Verdienste Ewr. Hochgeb. und weniger Aufrichtigkeit besäße? Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener
C. F. Sellert.

R 5.

A n B o r c h w a r d.

L. b. 15. Oct. 1751.

Bin ich nicht mehr Ihr Freund, seitdem Sie mich von Person haben kennen lernen, oder was ist die Ursache, daß ich seit einem halben Jahre keine Zeile von Ihnen gesehn habe? Ich weiß wohl, daß ich hätte schreiben sollen; allein ich habe doch das Verdienst auf meiner Seite, daß ich in Berlin gewesen bin, daß ich, beynabe bloß aus Freundschaft für Sie, eine weite Reise gethan habe; und mit diesem Gedanken läßt sich eine Nachlässigkeit im Schreiben schon entschuldigen. Genug, ich sehne mich gar zu sehr nach einer Nachricht von Ihnen, und Sie können mir sie ohne Ungerechtigkeit nicht wohl versagen. Schreiben Sie mir nur, daß Sie mit Ihrer lieben Frau noch so leben, wie ich Sie in Berlin gefunden habe, daß Sie mich noch lieben: so ist alles gut, wo nicht, so komme ich noch einmal nach Berlin, und trete gar bey Ihnen ab. In Wahrheit, lieber Herr Hofrath, es ist mir in Ihrer Stadt so viel Ehre wiederfahren, daß ich leicht zu entschuldigen wäre, wenn ich wieder käme; und ich glaube sicher, daß ich an keinem Orte in ganz Deutschland so viele Freunde und Gönner habe, als eben in Berlin. Wie komme ich zu diesem Glücke, und wodurch werde ichs beständig machen können? Tragen Sie, wenn ich bitten darf, das Ihrige dazu bey, und empfehlen Sie mich allen den Herren, die ich durch Ihre Vermittelung habe kennen lernen, auf das verbindlichste. Ich weiß zwar ihre Namen nicht, aber desto sicherer ihre Verdienste und Charaktere. Nichts kränkt mich mehr, als daß ich den Herrn Geheimdenrath Buchholz, von dem alle Welt so viel Gutes erzählt, nicht habe sehn sollen. Bezeigen Sie ihm in meinem Namen alle die Hochachtung, die ich einem so großen Manne schuldig bin. Ihrer Frau Liebste

Können Sie nicht genug sagen, wie hoch ich sie schätze. Sie sind ein glücklicher Mann, das sage ich allen Leuten, und bin mit dem größten Vergnügen zeitlebens ic.

C. F. G.

16.

An den Freiherrn von Crauffen.

L. d. 2. Dec. 1751.

Hochgebohrner Freiherr,

Ihr sehr schöner Brief hat mich um desto mehr vergnügt, je mehr ich gefürchtet, ich möchte Sie durch meine gar zu große Offenherzigkeit beleidiget haben. Allein warum habe ich dieses gefürchtet? Hätte ich nicht wissen können, daß derjenige den Tadel am ersten verträgt, der das Lob verdient?

Fear not (spricht Pope) the anger of the wise to raise,
Those best can bear reproach, who merit praise.

Ja ich habe dieses gewußt; allein ich habe nicht gewußt, ob ich meine Critik mit aller der Bescheidenheit vorgebracht, mit der man seine Urtheile allemahl begleiten soll. Man muß auch da noch mit einem anscheinenden Mißtrauen in sich selbst sprechen, wenn man gleich gewiß ist; damit man nicht in die stolze Sprache eines Kunsttrichters verfalle, welche, trotz aller Wahrheit, eine Beleidigung bleibt. Ich war Ihrem Stande, Ihrer Gelehrsamkeit, den edlen Absichten, die ich in Ihren Schriften fand, Ihrem Vertrauen und Ihrer besondern Gewogenheit zu mir, mehr Beschußsamkeit und auch mehr sanfte Aufrichtigkeit schuldig, als ich gebraucht haben würde, wenn ich einem meiner Freunde mein Urtheil über seine Schriften hätte eröffnen sollen. Dieses hat mir

bange gemacht. Ich wußte auch, was man dem Selbengebichte Ewr. Hochgeb. für einen Lobspruch ertheilet, das Verdienste genug hat, wenn es nur einen andern Namen führte. La Franco d'après Nature ic. bin ich begierig zu lesen. Mich dünkt, Sie schreiben stärker und gefälliger in dieser Sprache, als in der deutschen; und wie selten findet man einen Scribenten, der in verschiedenen Sprachen gleich richtig, genau und schön sich ausdrückt! Ihre kleine Satyre auf meine gar zu große Autorbescheidenheit will ich verdient haben; weil sie in Versen ist. Ich bin nichts weniger als unempfindlich gegen den Beifall der Klugen, und alsdenn gegen der Welt ihren; ich fühle ihn nur gar zu sehr; allein ich weiß auch, wie schwer er zu verdienen, und noch mehr, wie schwer er in die Länge zu behaupten ist; dieses macht mich mitten in dem Kügel des Lobes bescheiden, demüthig, oft gar verzagt. Darum, daß dieses Werk gut gerathen ist, weiß ich noch nicht, ob das folgende auch glücken wird; denn ein jedes verlangt seine besondern Regeln, und diese Regeln lehrt uns mehr die Empfindung als der Verstand; und was haben wir weniger in der Gewalt als unsre Empfindung? Ich sage oft zu mir, um mich zu demüthigen:

Gesezt, daß tausend sich im Ernst für dich erklären;
 Gesezt, dein Ruhm ist groß, wie lange wird er währen?
 Ein Herz, das diesen Tag bey deinem Rahmen wallt,
 Wird oft den folgenden bey deinem Rahmen kalt.
 Man wird es endlich satt, dich immer hoch zu achten,
 Und hört schon denen zu, die dich zu stürzen trachten.
 Entgeht ein Sterblicher wohl je der Labelsucht?
 Ist nicht des andern Neid selbst deines Ruhmes Frucht?
 Der Kluge wird an dir bald wahre Fehler merken,
 Und mit erdichteten wird sie der Neid verstärken.
 Man hört den Spötter an und liebt ihn noch dazu;
 Denn daß du Fehler hast, gehört zu unster Ruh.

Ich will Ihre Manuscripte behalten, bis ich eine Gelegenheit finde sie dem Hrn. v. Kest zu übersenden. In den Augen eines Freundes, der weiß, daß wir in der Eil zu unserm Vergnügen bey der Menge anderer Geschäfte gearbeitet haben, ist ein Aufsatz, eine Schrift, immer noch schön und lesenswerth, wenn sie gleich für die Kunstrichter in der großen Welt nicht vollkommen genug ist. Wenn ich Ihre übrigen Verdienste um die Wissenschaften und den Staat hätte, gnädiger Freyherr, wie wenig würde ich mich um den ungewissen Ruhm eines Autors bekümmern! Ich würde die Ehre, ein Gönner, ein Beförderer, ein Beschützer, ein Kenner der schönen Wissenschaften und des Geschmacks zu seyn, höher schätzen, als den Ruhm eines Autors, eines Geschöpfes, dergleichen die Welt nur wenige braucht, und die das, was sie sind, zumal in der Beredsamkeit und Poesie, mehr durch eine Freygebigkeit der Natur, und durch gewisse zufällige Umstände, als durch ihre eignen Verdienste sind. Haben Sie nicht den ersten Ruhm? Und wollen Sie denn den andern in allen Arten der Beredsamkeit und Dichtkunst haben? Ist das nicht zu viel gefordert? Verlangt nicht jede Kunst, und oft in jeder Kunst eine besondre Gattung derselben, einen Mann allein? Bar la Fontaine, Molière, Racine, und tausend andere, waren sie in allen Gattungen der Gedichte, Schöpfer, und Autores? Vergeben Sie mir meine beredte Aufrichtigkeit. Ihr Ansehn, Ihre Verdienste sind mir zu kostbar, als daß ich in die Ausgabe Ihrer Manuscripte, so wie sie sind, willigen sollte. Ich schätze Ihre Freundschaft unendlich hoch; allein ich will sie lieber verlieren, als wider meine Empfindung Ihre Manuscripte von gewissen Fehlern frey sprechen. Endlich komme ich zu einer Stelle in Ihrem Briefe, die mein ganzes Herz bewegt. Sie wollen meiner alten Mutter eine kleine jährliche Pension ertheilen. Gott welche Freude wird sie über diese seltne Großmuth haben! Wie wird sie die göttliche Vorsehung preisen und für ihren Wohlthät-

ter mit zitternden Händen beten! Aber wer weiß, wie diese Freude nicht selbst ihrer Gesundheit schädlich seyn? Sie wird fragen, wie sie zu diesem Glück kömmt. Sie wird es mir nicht glauben, daß ein Fremder freywillig so großmüthig seyn kann; sie wird weinen — — Ich liebe meine Mutter zu sehr, als daß ich ihr Alter nicht auf alle Art möchte erleichtert und verköstet wissen; aber wenn ich nun Ihr Anerbieten annehme, wodurch werde ich dankbar seyn können? Dieß ist mein Kummer! — — Nicht viel, liebster Herr Baron, das bitte ich; und wünsche Ihnen alle das Vergnügen einer guten That, das immermehr edle Herzen schmecken können. Meine Mutter wird nicht lange mehr leben — — Ich werde unruhig, je mehr ich vergnügt seyn sollte. Warum soll ich Sie nicht von Person kennen? Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Erkenntlichkeit, u. s. f.

Chr. Fürchtegott Sclert.

17.

A n B o r c h w a r d .

E. d. 21. Dec. 1751.

Ihr Unfall hat mich nicht sehr gerührt; aber ben habe ich bedauert, der so nieberträchtig hat seyn können, sich sein Glück durch den Verlust des Ihrigen zu erkaufen, und weder den Vorwurf des Vernünftigen, noch seines eignen Herzens zu scheuen. Wie Sie unglücklich seyn, ist in einem gewissen Verstande ein Glück, und den Unfall, wie Sie, ertragen, ist eine Ehre, und eine sichere Anwartschaft auf ein größeres Glück. Freylich muß es sehr weh thun, sich verleumbet, und eben dadurch sich eines Amtes entsetzt zu sehn; aber die Unschuld ist doch allezeit ein heim-

Ueber Trost, auch ehe sie gerettet wird, und Sie haben nunmehr schon die Belohnung, sie gerettet zu sehen. Wie freue ich mich darüber! Ja, Herr Hofrath, Sie haben Recht, es giebt eine gewisse Weisheit, die uns alle Schulen nicht lehren können, eine Stärke des Geistes, die wir selten in freudigen Tagen, und bey nahe allein in Ungewittern, erhalten. Kurz, es giebt gewisse traurige Begebenheiten in dem System unsers Lebens; anfangs sind sie schreckliche Räthsel, und nach und nach klären sie sich in lauter helle Beweise der göttlichen Vorsehung auf, machen unsern Verstand heitrer und unser Herz fester. Eines solchen Unglücks waren Sie werth, Sie und Ihre liebe Frau. Warum kann ich doch nicht in dem Augenblicke bei Ihnen Beiden seyn, und mit Ihnen über Ihr Unglück und über Ihren Feind triumphiren? Doch was? noch einmal bey Ihnen zu seyn? So gut wird mirs wohl in meinem Leben nicht mehr werden, so wenig ich Sie auch bey meinem kurzen Aufenthalte in Berlin genossen habe. Aber warum beschweren Sie sich so sehr über meine finstre Miene? Wie, wenn ich mich über Ihre damals traurige beschwerte? Es ist wahr, ich bin in Berlin nicht sehr zufrieden gewesen; aber mein Körper, die weite Reise, und die kurz angelegte Zeit zur Reise waren Ursache und nicht der Ort. Ich war unzufrieden mit mir, und war es um desto mehr, je mehr ich sah, daß es meine Freunde bemerkten. Vergeben Sie mir den Fehler, ich habe am meisten dabey verlohren. Ueberhaupt, Herr Hofrath, bin ich auf meinen Reisen unglücklich. Ein gewisser Begriff, eine vortheilhafte Meynung, die meine Schriften von mir erwecken, geht voran. Man hofft, den scherzhaften, den muntern Mann zu sehn, den man in dieser oder jener Stelle angetroffen hat; man glaubt etwas zu sehn, das man sich selbst entworfen hat, und man sieht das Gegentheil, man sieht eine ernsthaft finstre Stirn, man hört einen Mann, der wenig redt, und man glaubt, er würde viel reden, und lauter Sachen, des Druckes

wertb, reden. Dieses bemerkte ich, ich fühle es, und sehe, daß ich meinem Namen selber im Wege bin, oder wenigstens sehe ich, daß der Name eine gewisse Last ist, die ich zu der Zeit am wenigsten tragen mag.

Ich soll den Winter wieder schreiben? Nein, diesen Winter und vielleicht viele Winter und Sommer nicht. Warum hat man mir ein öffentlich Amt gegeben? Ich habe es zum voraus gewußt, daß das Amt den Autor verdrängen würde; denn ich bin ein Genie, das durch eine einzige gemessne Beschäftigung zu den andern ungeschickt gemacht wird. Unglück genug für mich, oder doch Demüthigung genug! Der Gedanke, morgen werden dir wieder hundert Personen (denn mehr gehn nicht in meine Stuben) zuhören, und wie willst du sie unterhalten, und was wird das Beste, das Nöthigste von den Dingen seyn, die du ihnen sagen könntest? der Gedanke, du mußt dir Mühe geben, sitzen, studiren, mühsam lesen, schon der Gedanke, ohne die Ausföhrung desselben, raubt mir die Munterkeit, die Leutseligkeit, die zu den Schriften des Geschmacks, wo die Natur herrschen soll, so nöthig ist. Nunmehr mögen die witzigen Köpfe schreiben, die jünger und kühner sind, als ich. Ich will sie lesen, und die Welt ihre Verdienste schätzen lehren. Aber was schwage ich so viel von mir? Leben Sie wohl. Ich wiederhole alle meine Empfehlungen aus dem vorigen Briefe, insonderheit an den Herrn Geh. R. Buchholz, Herrn Sack ꝛc. und über beyde an Ihre liebenwürdige Frau, und bin ꝛc.

©.

[L. vermuthlich Dec. 1751.]

Liebe Mutter,

Freuen Sie Sich, ich habe Ihnen eine gute Nachricht zu melden; aber ich werde Ihnen nicht gleich sagen, wen sie angehet. Nein, ich will den Ausgang wie die Romanschreiber verbergen, und Sie erst durch den Eingang meiner kleinen Geschichte neugierig machen. Vor einigen Wochen schrieb der Baron Crausen in Schlessen, den ich nicht kenne, einen Französischen Brief an mich, und bat mich, unter vielen Lobsprüchen, um mein Urtheil über gewisse Schriften von seiner Arbeit, die er wollte drucken lassen. Ich sah die Werke an, und fand sie des Druckes nicht werth. Dieses schrieb ich ihm, und sagte mit großer Bescheidenheit, daß sie mir nicht gefielen. Die andere Hälfte seines Briefs bestand aus Anerbietungen. Er versicherte mich, daß er mir gar zu gewogen wäre, daß er mir gar zu gerne dienen wollte, und daß ich ihm eine Freude machen würde, wenn ich ihm eine Gelegenheit dazu gäbe. Er wollte sich deswegen die Freyheit nehmen und einige vertraute Fragen an mich thun: — ob ich verheirathet wäre, ob ich Kinder hätte, wie hoch sich meine Einnahme beliefe, ob ich jemanden zu versorgen hätte. Ich beantwortete diese Familienfragen sehr kurz, bedankte mich für seine Großmuth, und bat, daß er sie in Freundschaft verwandeln möchte. Ich glaubte, er wollte durch seine Gefälligkeit nur meinen Beyfall und meine Erlaubniß, sich drucken zu sehen, erkaufen; ich schlug also alles aus; denn ich hätte zu seiner Ausrüchze nicht ja gesagt, und wenn er mir ein ganzes Ritterguth angeboten hätte. Ich konnte natürlicher Weise keine gute Wirkung von meiner Antwort vermuthen; dennoch ist sie erfolgt.

*) (Wellecks Familienbriefe.)

Der Herr Baron schrieb mir, und war über meine grausame Aufrichtigkeit beschämt und entzückt zugleich. Kurz er glaubte, daß ich recht hätte, und daß ihn die Schmeichler zur Unzeit gelobt hätten. Er kränkte sich, daß ich seine Anerbietungen ausgeschlagen hatte, und fragte mich, ob ich ihm nicht erlauben wollte, daß er Ihnen, liebe Mama, jährlich eine kleine Pension bis an Ihr Ende aussetzen dürfte. Diese Erlaubniß habe ich ihm gegeben, weil sie für mich rühmlich ist. Ja, liebe Mama, ich freue mich, daß ein Fremder, der mich nicht anders als den Schriften und dem Rufe nach kennt, mir dadurch seine Achtung und seine Liebe zu erkennen geben will, daß er gegen Sie aufmerksam und gütig ist. So hat der Ruhm, der beschwerliche, mir oft entsehlliche Ruhm, doch endlich etwas ausgerichtet, das mir lieb seyn muß. Der Herr Baron Crausen hat Ihnen jährlich 50 Gulden ausgesetzt, und mich an ein Paar Breslauer Kaufleute gewiesen, bey denen ich in der Leipziger Ofter- und Michaelis-Messe das Geld gegen einen Schein heben lassen soll. Damit Sie nun seine Freygebigkeit gleich genießen, so schicke ich Ihnen die Hälfte der Pension, welche zu Oftern gefällig ist, nämlich 25 Gulden, zum voraus. Ich kann den Verlag sehr leicht über mich nehmen, weil ich meine Pension aus Weissen auf ein halbes Jahr unlängst erhalten habe; und noch dazu einen Termin, der älter ist, als der Befehl, auf den ich nicht habe hoffen können, weil ich nicht wußte, von welcher Zeit an meine Pension, die vor mir ein Professor in Wittenberg gehabt hat, erledigt worden; denn es stand im Befehle: Von der Zeit an, da die Pension offen worden. Gott sey für alles gepriesen! Er gebe Ihnen ruhige Feiertage, und ein gesundes und zufriedenes neues Jahr! Dieses wünsche ich von Herzen und bin

Ihr

lieber Sohn

C. F. Gellert.

An den Freiherrn von Crauffen.

L. den 12. Jan. 1752.

Hochgebohrner Freyherr,

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich über Ihren Brief empfindlich geworden wäre. Nein, nicht einen Augenblick. Gleichwohl muß ich Ihnen durch meine Antwort Gelegenheit zu diesem Verdachte gegeben haben, und es ist meine Schuldigkeit, Ihnen diesen Fehler abzubitten; er mag nun aus der Eilfertigkeit, mit der ich den Brief geschrieben, oder aus einer unzufriedenen Stunde hergekommen seyn. Aber vielleicht haben Sie auch meine Bescheidenheit und den Kummer, daß Ihnen Ihre Großmuth gegen meine Mutter in die Länge beschwerlich fallen könnte, für Unzufriedenheit angesehen. Glauben Sie nicht, daß es schmerzt, wenn man eine Freygebigkeit von einem rechtschaffenen Manne annehmen soll, ohne ein Mittel zu haben, ihm seine Erkenntlichkeit zu zeigen? Aber, werden Sie sagen, ich habe es Ihnen ja freywillig, und ohne Gegendienste zu hoffen, angeboten. Gut, liebster Herr Baron, wenn ich Ihnen dadurch einen Beweis von meinem Vergnügen über Ihre außerordentliche Vorsorge gegen meine Mutter geben kann, daß ich in Ihre großmüthigen Gesinnungen willige, und die von Ihnen bestimmte jährliche Pension von 50 Gulden annehme: so will ich diesen Augenblick mit der größten Dankbarkeit thun. Glauben Sie nur, daß Sie diese Wohlthat der dankbarsten Frau erweisen, die nicht aufhören wird, Ihnen die Belohnungen von Gott zu erbitten, die man der Großmuth gönnt. Ich kann es nunmehr kaum erwarten, ihr diese erfreuliche Nachricht zu geben, die ihr doppelt lieb seyn muß, da sie solche von mir erhält.

Ja, der Tutor der metallurgischen Chymie ist mein Bruder, und ein paar Jahr älter, als ich. Er ist ehemals Professor Adjunctus in Petersburg zehn Jahr gewesen, und seit fünf oder sechs Jahren mit dem Professor Heinsius wieder zurück gekommen. Er lebt in Freyberg bey dem Bergwerke, welches seine Sache ist, und genießt eine kleine Pension vom Hofe. Er ist nicht zufrieden, daß man ihm keine ordentliche Stelle im Bergcollegio giebt, die man ihm versprochen hat; und da er einige gute Vorschläge nach Neapolis zu gehen, bekommen hat: so weiß ich nicht, ob er sie nicht annehmen dürfte. Er hat mir schon lange befohlen, Sie von seiner Hochachtung und Ergebenheit auf das feyerlichste zu versichern. Mein Bruder, der Fechtmeister, dankt Ihnen gehoramsft für den rednerischen Glückwunsch, und empfiehlt sich Ihrem gnädigen Wohlwollen.

Aber was haben Sie in Ihrem neuen Werke Gutes von mir gesagt? Nur nicht zu viel. Unterdrücken Sie lieber Ihren Lobspruch, als daß Sie mich dem Reide aussetzen. Glauben Sie nicht, daß ich so begehrlieh gewesen bin, dieses Werk im Manuscripte zu lesen; nein, ich bat nur um ein gedrucktes Exemplar, und dieses werden Sie mir zu seiner Zeit nicht versagen. Ich verspreche Ihnen eben diese Tutorfreygebigkeit, so bald ich wieder etwas herausgebe; doch fürchten Sie sich nicht, es wird nicht sobald geschehn, ich bin des Autors ziemlich müde. Ich sehe unter Ihren Manuscripten eine poetische Erzählung von dem Sockatischen Mädchen; ich schließe daraus, daß Ihnen das Leben der schwedischen Gräfin nicht mißfallen hat. Darf ich Ihnen sagen, daß ich geschrieben habe? Sie haben Recht, wir machen die Posten reich, wenn wir unsern Briefwechsel so fleißig fortsetzen. Ich will Ihnen also versprechen, nicht eher wieder zu schreiben, bis Sie es ausdrücklich verlangen. Vielleicht reise ich auf einige Tage nach Hause, um meine liebe Mutter mit der freudigen Nachricht selbst zu überfallen. Wie schön wird sie

erschrecken! Leben Sie wohl, liebster Herr Baron, glücklich bis zum Reide! Gönnen Sie mir ferner Ihre Gewogenheit.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Freundschaft,

Ihr

ergebenster

Gellert.

30.

M a n u s c r i b e n .

£. 16. Febr. 1752.

Hochgebohrner Freyherr,

Sie beschämen mich durch die edelste Art des Wohlwollens, mit der Sie fortfahren, mich zu beehren; und ich bin unruhiger, als jemals, daß ich kein Mittel weis, Ihnen meine Ergebenheit und Dankbarkeit zu beweisen. Ich weis zwar, daß Sie zu groß sind, die letzte von mir zu verlangen oder zu erwarten; aber darum hört weder das Verlangen, noch meine Verbindlichkeit auf, sie Ihnen zu zeigen. Doch was beunruhige ich mich? Sie wissen es gewiß, daß ich ein Herz habe, welches gegen Rechtsschaffenheit und Großmuth empfindlich ist; Sie würden außerdem weder mein Freund noch Gönner seyn.

Wer ist der Gelehrte, der solche beträchtliche Critiken über Ihr Manuscript angestellt hat? Wohl dem Buche, in dem man nichts tadeln kann, als daß der Verfasser nehmlich und nicht nämlich schreibt! Ich will es gern glauben, daß Ihr Richter aufrichtig geurtheilt und gelobet hat; aber eben deswegen hätte er nicht an so unausgemachte Kleinigkeiten denken, sondern lieber nichts tadeln sollen. Die Gewissensfreyheit in der Rechts-

Schreibung müssen wir gelehrten Männern allemal lassen. Ihre Sprache kann immer schön und richtig seyn, wenn gleich die Buchstaben nicht in allen Worten den unsern gleichen. Darf ich fragen, hochzuverehrender Herr Baron, wie stark dieses Werk ungefähr werden dürfte; was sein genauester Inhalt ist; und was Sie dem Verleger für Bedingungen vorschreiben? Doch was frage ich? Es wird Ihnen nicht an Verlegern fehlen. Für die Druckfehler wollte ich beynahе stehen, wenn ich einen Verleger hier in Leipzig wüßte. Allein dieses Geschlecht sucht nicht bloß gute Schriften, sondern Schriften, die sie bald reich machen. Und wo sie dieses nicht vermuthen, so fehlt dem Manuscripte alles.

Ihr Urtheil über die schwedische Gräfin demüthiget mich, und doch danke ich Ihnen unendlich dafür. Einem Manne, der seinen Tadel nicht zurück hält, dem kann ich bey solchem Lobe desto zuverlässlicher trauen. Den ersten Theil habe ich in meinem Herzen, und auch gegen meine Freunde oft verklagt. Den andern kann ich leiden und lesen.

Ich bin mit der ersinnlichsten Hochachtung

Ewr. Hochgeböhren

gehorsamster Diener

C. Färchttegott Sellert.

21.

M u n d e n s e l b e n .

L. b. 15. März 1752.

.....
 Sie wollen mir Ihre Politik zuschicken, Herr Baron? Wie sehr gefalle ich mir bey dem Vertrauen, das Sie in mich setzen!

und wollte doch der Himmel, daß ich nach meinem Wunsche, und vollkommen, erfüllen könnte! Ja, gütiger Gönner und Freund, schicken Sie mir Ihr Manuscript, ich will die Durchsicht über mich nehmen, den Druck und alles das besorgen, was mir Ihre Ehre, Ihr Vertrauen, der Geschmack, Hochachtung und Ergebenheit befehlen. Ich will stolz seyn, wenn Ihr Werk den Beyfall der Kenner erhält, und in Ihrem Ruhme eine Wollust fühlen, die mir mein eigener nicht gewähren kann. Es soll nach Ihrer Ausrechnung dreßsig gedruckte Bogen betragen? Wird dieses nicht schon ein sehr starker Octavband seyn? wird sich nicht mancher Verleger an die Stärke des Werkes stoßen? Und wie, wenn ich eben deswegen nicht so glücklich bin, einen zu finden? Doch ich mag diesen Gedanken nicht wissen, der meiner Begierde, Ihnen zu dienen, so sehr zuwider ist. Ich will keinen Groschen für das Manuscript fordern, wenn ich nur einen guten Verleger auftreibe. Haben Sie Barrentrappen den Titel des Buchs gemeldet? Wenn dieses ist: so wird Ihr Name nicht verschwiegen bleiben. Ich kenne Herrn Barrentrappen. Politik für die Prinzen, scheint mir kein guter Titel zu seyn; der andere scheint mir zu poetisch. Vielleicht finden Sie einen Titel, der eben so viel in andern Worten sagt. Ich bin unruhiger, als wenn ich selbst ein Autor werden wollte; und meine Unruhe ist nichts, als Hochachtung und Liebe. Dieses sage ich Ihnen auf mein Gewissen. Ich weiß es gewiß, daß Gründlichkeit und Gelehrsamkeit in Ihrer Schrift herrschen werden; und wie froh will ich seyn, wenn die Schreibart, der Vortrag, eben so lebhaft, so schön, so natürlich neu sind, als die Sachen gründlich sind! Auf diese Weise muß das Buch (*lectorem delectando pariterque monendo*) nothwendig gefallen. Möchte es doch an Ihrer Schrift wahr werden, was unser Horaz von einem vortrefflichen Werke überhaupt prophezeit:

*Hic meret aera liber Sossii, hic et mare transit
Et longum noto scriptori prorogat aevum.*

Doch es ist wohl nicht allemal gewiß, daß ein gutes Buch den Verleger reich macht, und über das Meer, oder zu den Ausländern, geht. Indessen erlebe ich diese Freude, diese vielleicht unverdiente Ehre, an meinen kleinen Werken, und ich wollte sie gern mit Ihnen theilen, allein mit Ihnen, Herr Baron. Eben jetzt erfahre ich durch eine Nachricht von dem Herrn Professor Gärtner in Braunschweig, daß die Schwedische Gräfin in London in das Englische übersezt wird, und zwar durch die Besorgung des Verfassers der Clarissa, des Herrn Richardsons. In dem Mercure de France habe ich unlängst gelesen, daß der größte Theil meiner Fabeln und Erzählungen in Frankreich durch den Herrn von Rivierie, einem Mitgliede der Akademie zu Amiens, übersezt und nachgeahmt ist. Die erste Fabel war eingerückt und ungleich besser, als die Straßburger französische Uebersetzung. Herr Klopstock, der Verfasser des Messias, hat mir schon im vorigen Jahre gemeldet, daß meine Fabeln recht gut in das Dänische übersezt seyn sollten, nebst etlichen Comödien; von welchen auch zwo zu Paris im vorigen Jahre übersezt seyn sollen; allein ich habe sie noch nicht gesehen. Vielleicht verschönern mich meine Uebersetzer, vielleicht verschlimmern sie mich. Beschwerlicher Gedanke der Eitelkeit! Wie oft wünsche ich heimlich unbekannt zu seyn! Aber so hätte ich ja Ihre und vieler andern wackern Männer Gewogenheit nicht erlangt — — Ich bin mit der ersinnlichsten Hochachtung

Ewr. Hochgeböhren

gehorsamster Diener
Sellers.

P. S. Für den überschickten Wein danke ich Ihnen gehorsamst. Wodurch verdiene ich doch Ihre Vorsorge in einem so hohen Grade; und wodurch werde ich sie künftig verdienen können? Gott gebe, daß mich diese Arznei gesund mache, und daß es der Hand wohl gehe, aus der ich sie erhalten habe!

An denselben.

L. d. 2. März 1752.

.....

Ich habe diese Feiertage meine gute Mutter in Haynchen, denn so heißt meine Vaterstadt, besuchen, und mich oft mit ihr von Ihnen, liebster Herr Baron, unterhalten wollen; allein das ganze System meiner eingebildeten Freude ist seit etlichen Wochen zerflöret worden. Mein Hypochonder quälet mich in diesem unglücklichen Monate außerordentlich, und am meisten in der Nacht. Nunmehr darf ich keine Reise von acht Meilen bey einer so übeln Jahreszeit wagen; und gleichwohl ist der Mangel der Bewegung keine geringe Ursache meiner Beschwerde. Ich bitte Gott, daß er Sie das Uebel, das Sie ehedem ebenfalls gedrückt hat, nie wieder wolle fühlen lassen, und daß mich die Arzney, die Ihnen geholfen hat, und die ich von Ihrer Hand empfangen habe, wenn es möglich ist, wieder herstellen mag. Ich danke Ihnen so oft dafür, als ich davon trinke. Vielleicht gehe ich diesen Sommer in ein Bad; denn was ist das Leben der Menschen ohne die Gesundheit?

Auf Ihr Manuscript freue ich mich, und Ihre Gewogenheit ist auch in meinen traurigsten Stunden noch eine Art der Beruhigung für mich. Ja, sie wird dereinst in meinem Leben, wenn es meine Freunde der Welt erzählen, die merkwürdigste und rühmlichste Begebenheit seyn. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Ewr. Hochgebohren

verbundenster Diener und Freund

G. F. Sellert.

23.

U n d e n s e l b e n .

E. b. 19. April 1752.

Hochgebohrner Freyherr,

Die Unruhen der Messe, und eine Reise, die ich zu meiner Gesundheit nach Dresden gethan, haben mich verhindert, Ihnen eher, als heute, zu antworten. Und was soll ich Ihnen, theuerster Freund und Gönner, auf alle die schönen Briefe sagen, die ich seit etlichen Wochen von Ihnen erhalten habe, insonderheit auf den letzten, in welchem Ihr edles und großgeanttes Herz so nachdrücklich gesprochen hat? Ein Mann, der im Unfalle so denkt, wie Sie, ist es werth daß man ihn verehrt und nachahmt. — Sie haben in eben diesem Briefe mich durch allershand vortreffliche Regeln angewiesen, die Hypochondrie zu ersticken, und ich bin sehr von dem Werthe Ihrer Vorschriften überzeugt, je mehr ich sie aus eigener zwölfjähriger Erfahrung habe kennen lernen. Demungeachtet will es mein Schicksal seit neun Wochen haben, daß ich diese Plage gedoppelt und durch Geduld ein Uebel verehren soll, das ich durch die gewöhnlichen Hülfsmittel nicht dämpfen kann. Meine Reise ist elend gewesen, und alles Vergnügen des Frühlings, der Freundschaft, des Umgangs, dem ich entgegen geeilet, ist mir unter einer steten Beklemmung der Brust ohne Reiz und ohne Geschmack vorgekommen. Ich bin erst seit gestern zurück und bereue meine Reise, die ich doch in der besten Absicht unternommen. —

Für die überschickte Pension danke ich Ihnen im Namen meiner guten Mutter unterthänig, und mit aller der Empfindung, die man einem großmüthigen Freunde und Wohlthäter schuldig ist. O warum kann ich Ihnen doch meine Dankbarkeit und

meine Hochachtung nicht auf die vollkommenste Art sehen lassen! Ich glaubte, ich würde Ihnen, liebster Herr Baron, wenigstens bey Ihrer Prinzenpolitik einen kleinen Dienst erweisen können; aber ich sehe, ich soll die Wollust nicht haben, dem zu dienen, dem ich vor tausend andern gern dienen wollte. Die Buchhändler, mit denen ich gesprochen, und von denen ich es am ersten erwartet, daß sie mir das Werk drucken würden, haben mir das Manuscript mit ausstudirten Entschuldigungen wieder zurück gegeben. Vermuthlich haben diejenigen Aufseher, die sie bey ihren Manuscripten allezeit um Rath fragen, kein günstig Urtheil davon gefällt. Ich will noch etliche Versuche wagen, um alles gethan zu haben, was meine eigene Beruhigung fodert. Das Werk selbst habe ich durchgelesen, und mir sogar die Freyheit genommen, in der Einleitung hier und da etwas auszustreichen, oder ein Wort einzuschieben. Allein meine freundschaftliche Verwegenheit hat mich schon oft gereut. Wird auch der Herr Baron, dachte ich, mit deinem Geschmacke zufrieden seyn? Bist du nicht zu stolz, daß du ein Wort von seiner Hand verbessern willst? wird nicht die Schreibart ungleich werden? wird er diese oder jene Stelle wohl verlieren wollen? — — Kurz ich habe die Feder bey dem Ende der Einleitung niedergelegt, und ich bin zu furchtsam, als daß ich Aenderungen machen sollte, ohne sie Ihnen erst zu zeigen, und Ihren Ausspruch zu erwarten. Nein, Ihre Freundschaft ist mir zu schätzbar, als daß ich das geringste ohne Ihre Einwilligung wagen sollte. Die Sachen Ihrer Politik sind alle schön, und der Vortrag als ein mündlicher Unterricht, für einen jungen Prinzen, sehr bequem, nur weiß ich nicht, ob er zum Lesen für die Welt angenehm und gefällig genug seyn wird. Sie verdienen der Lehrmeister des besten Prinzen zu werden, und ich weiß gewiß, daß Sie sein Herz und seinen Verstand nach der abgefaßten Vorschrift vortreflich ausbilden würden, wenn auch diese Vorschrift der Welt im Drucke nicht merkwürdig genug

scheinen sollte. Ich in meinem Herzen wünschte tausendmal lieber, Ihr Schicksal möchte Sie zu dem Aufseher über die größten Prinzen bestimmt haben, und nicht bloß zu einem Scribenten von der Erziehung derselben. Beehren Sie mich bald wieder mit einer Antwort, und entziehen Sie mir nichts von dem Vertrauen und der Gewogenheit, die Sie mir geschenkt, und die ich noch so wenig verdienet habe. Ich werde mein ganzes Leben hindurch Sie verehren, und vor tausend andern seyn

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener

Sellert.

24.

J. F. Freiherr v. Cronest an Sellert.

Hohentrübingen d. 16. Juni 1752. *)

Verehrungswürdiger Freund,

Ich habe Leipzig verlassen müssen, ohne Sie zu sehen; ohne von Ihnen Abschied nehmen zu können; ohne Ihnen bey unsern letzten Umarmungen wenigstens durch Thränen sagen zu können, wie sehr ich Sie liebe. Ich bin von Ihnen getrennt, und soll die großen Vorzüge Ihres Geistes, und die noch größern Vor-

*) (Von den Herausgebern der Sammlung von 1774 wohl irrtümlich in d. J. 1753 gestellt. Cronest verließ Leipzig 1752; im J. 1753 machte er eine Reise durch Italien und Frankreich, von der er erst Ende des Jahres in seine Heimath zurückkehrte.)

züge Ihres Herzens künftig nur aus der Ferne verehren. O wenn ich Ihnen schreiben könnte, wie empfindlich mir dieses alles fällt? wie sehr ich Sie hochschätze. —

Ich bin auf dem Lande bey meinen Aeltern, und wenn ich an den Plan vom Landleben denke, den wir einmal zusammen machten, so seufze ich so sehr, daß man mir Schuld giebt, ich hätte eine Geliebte in Leipzig zurückgelassen. Aber alsdann fange ich an von Ihnen zu reden, und da bin ich so unerschöpflich, daß sogar die Bedienten, die bey der Tafel aufwarten, untereinander sprechen, sie möchten doch den Mann gern kennen, von dem der junge Herr so viel sagt, und bey dessen Erinnerung ihm immer die Thränen in die Augen kämen.

Ich bin zeitlher durch Reisen nach Anspach so zerstreuet worden, daß ich kaum Zeit zum Denken gehabt; sonst hätte ich Ihnen schon eher geschrieben. Keine gereimte Zeile, seit ich Leipzig verlassen.

Es hängt die früh begriffne Leyer
An schwachen Aesten blasser Cypressen.
Benezt von stillen zärtlichen Thränen,
Ertönen die schlummernden Saiten nicht mehr.

Ich schicke Ihnen meinen Scipio und einige andre Kleinigkeiten. Vertreten Sie auch noch entfernt das Amt meines Lehrers, und sagen Sie mir die Fehler dieser Stücke, wenn sie nicht zu viel Fehler haben, als daß sie sich verbessern ließen. Auf diesen Fall aber schicken Sie mir sie wieder, und ich verspreche Ihnen, sie augenblicklich zu verbrennen. Ich setze noch immer mein Vertrauen auf Sie, und hoffe, Sie sollen mich nicht ganz vergessen. Vielleicht verdiene ich Ihre Freundschaft sonst durch keine gute Eigenschaft: aber mein Herz ist so voll von Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen Sie, daß ich noch dadurch einen Platz in Ihrem Andenken verdiene.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen von Brühl, Ihrem Herrn Bruder und dem schalkhaftesten und lebenswürdigsten aller Steuerrevisoren. Ich weiß, daß Sie nicht gern Briefe schreiben, und ich will nicht so unbescheiden seyn, auf fleißige Antworten zu bringen. Erlauben Sie mir nur, bisweilen Ihnen zu schreiben. Leben Sie wohl. Ich bin zeitlebens

Ihr

aufrichtigster Freund und Verehrer,
von Cronget.

25.

An den Freiherrn von Crauffen.

E. b. 15. Juli 1752.

Hochgebohrner Freyherr,

Ich will Ihren letzten vortrefflichen Brief nicht beantworten; ich will mich vielmehr für das Vergnügen bedanken, das Sie mir durch ihn gemacht haben. Könnte meine Hochachtung gegen Sie noch vermehret werden: so würde sie gewiß durch diesen Brief vermehret worden seyn; so schön war er.

Jetzt habe ich die Ehre, mit Ihnen von Ihrem Manuscripte zu sprechen. Ich schicke es Ihnen mit zitternden Händen wieder zurück; denn werden Sie die Freyheit wohl gut heißen, die ich mir genommen habe, hin und wieder etwas auszustreichen, da und dort etwas an der Sprache zu ändern? und gesetzt, Sie ließen sich diese Dreistigkeit gefallen, wird Ihr Werk deswegen etwas gewonnen haben; werde ich die gute Absicht, Ihnen zu

dienen, erreicht haben? Nein, gütigster Herr und Freund, ich habe nichts gethan, als meinen Willen befriediget. Ihr Werk ist durch alle meine Mühe, die ich auf die Durchsicht verwandt, nicht schöner geworden, als es vorher war, und ich kränke mich, daß ich nicht so geschickt bin, mich um Sie so verdient zu machen, als ichs schuldig bin, und als ichs wünsche. Ich habe mich bemüht, die vielfältigen Fehler Ihres Abschreibers, und seine ungewisse und sich ungleiche Orthographie zu verbessern; aber werden sich in der neuen Abschrift nicht auch wieder neue Fehler eingeschlichen haben? Ich muß Sie also bitten; die Mühe des Durchlesens noch einmal über sich zu nehmen. Ich thue noch mehr, ich ersuche Sie sogar, wenn Sie bey meinen Aenderungen die geringste Schwierigkeit antreffen, daß Sie dieselben vergessen, und Ihr erstes Manuscript ungeändert dem Drucke überlassen mögen. Hier in Leipzig ist mirs unmöglich, einen Verleger aufzutreiben, und wenn ich tausend Thaler daran wagen wollte. Ja ich bin fest überzeugt, daß Sie weder in den sächsischen, noch auch in Ihren eignen Landen die Erlaubniß des Druckes jemals erhalten werden. Die Aufrichtigkeit, mit der Sie die Wahrheit sagen; die Freymüthigkeit, mit der Sie insbesondre von dem französischen Hofe sprechen; die vielen Gemälde, die Sie von den Fehlern der Regenten machen, und die sich vielleicht auf viele noch lebende Herren schicken; alle diese Wahrheit wird so leicht keinen Schutz finden; es wäre denn in einer holländischen oder englischen Provinz. Denken Sie nur an die einzige Stelle, wo Sie von den Rechtsbändeln und der List und Ungerechtigkeit reden, die Sie in Ihren eignen Proceffen erfahren haben. Werden solche Wahrheiten in der Censur gebilligt werden?

Kurz; Holland wird wohl der beste Ort für Ihr Manuscript seyn. Ich will mich von Herzen erfreuen, wenn Ihr Werk in den Händen junger Prinzen seinen Ruhm erhält, und den Bestand und das Herz solcher Herren ausbilden hilft, die gebahren

sind, andre glücklich zu machen. Der Titel: Politik! scheint mir in Ansehung der ersten Capitel, etwas zu enge zu seyn? Es ist mehr, als die bloße Politik; es ist ein allgemeiner Unterricht für junge Prinzen.

Ich wiederhole meine Bitte noch einmal, liebster Herr Baron: wenn Sie das geringste Bedenken bey meinen Aenderungen finden: so behalten Sie Ihr erstes Manuscript bey, das Sie vermuthlich doppelt haben werden, und lassen Sie Ihre Gewogenheit gegen mich durch die dreiste und vielleicht unglücklich erfüllte Begierde, Ihnen zu dienen, nicht vermindert werden. Endlich vergeben Sie mir die Langsamkeit, mit der ich Ihr Manuscript zurück schicke. Ich habe es keinem Fremden in die Hände geben wollen. Ein Freund von mir, ein junger Student, hat es abgeschrieben, und länger damit zugebracht, als ich gedacht habe.

Sie sind doch von Ihrem Unfalle völlig wieder hergestellt? Ich hoffe es, ich wünsche es, und freue mich im voraus auf die Gewißheit meiner Hoffnung. Wegen der Copialien nehme ich nicht die geringste Ersehung an. Sind nicht ich, und meine Mutter Ihre großen Schuldner? Meine Gesundheit ist noch sehr mittelmäßig; doch danke ich Gott, daß ich noch im Stande bin, allemal über den andern Tag auszureiten, und mir eine Bewegung zu machen. Ich habe die Ehre, mit der ersinnlichsten Hochachtung zu seyn.

Ew. Hochgebohren

gehorsamster Freund und
Diener

Gellert.

Ku J. F. Freiherrn von Cronst.

D. d. 24. Aug. 1762.

Liebster Herr Baron,

Wenn ich recht kleinmüthig, recht unzufrieden mit mir selbst bin, und gar nichts gutes an mir finden kann: so stelle ich mir vor, daß gleichwohl die rechtschaffensten Leute meine Freunde sind; daß mich die Gärtner, die Gramer, die Schlegel, die Cronst lieben; und ich finde in diesen Namen nicht allein eine sanfte Bewegung, sondern ich werde oft so stolz als ich vorher kleinmüthig gewesen war. Ja doch, spreche ich zu mir selbst, mache dir keine Sorge, du mußt gewiß mehr Geschmack und Verstand haben, als du denkst, du mußt gewiß ein gutes Herz haben, würden dich diese Leute sonst wohl lieben können? Alle zusammen können sich unmöglich betrügen, und wenn sie sich auch irren, so gehört es zu deinem Glücke, daß du diesen Irrthum nicht einsehen sollst. So dachte ich, ungefehrt auch, mein lieber Baron, als ich Ihren letzten freundschaftsvollen Brief in einer sehr mißvergnügten Stunde erhielt, und ich fühlte, daß sich mein Unmuth verminderte. Wie sehr würde ich Ihnen für diesen Dienst danken, wenn es nicht ließe, als ob ich mir dadurch die Versicherung Ihrer Liebe, Ihrer ausnehmenden Liebe, in allen Ihren Briefen auf immer verpfänden und Ihren Beyfall an mich fesseln wollte!

Auf das Vergnügen Ihres Briefes folgte bald ein anderes. Ich fand etliche Tage darauf in der Sammlung vermischter Schriften Ihre Ode an mich eingedruckt. Ich las sie, als ob ich sie noch nicht gelesen hätte. Alles war mir neu, alles schön,

*) (Aus dem Seyerschen Nachlaß.)

und ich wünschte mir Glück, mich auf eine solche Art öffentlich gelobt zu sehen. Meins Eitelkeit ging noch weiter, ich las in der nächsten Stunde, weil ich gleich von den Schönheiten der Ode handelte, Ihre Ode vor. Ich bat meine Zuhörer um Vergebung, daß ich Herz genug hätte, ihnen meine eignen Lobsprüche herzulesen, und versicherte sie, (v wie schlug mir das Herz) daß es nicht das Lob, sondern das geistreiche Lob wäre, das mir Ihr Gebicht schätzbar machte. Ich las, und hatte Ihren Namen noch nicht genannt. Nun war ich fertig und sahe um mich herum und sahe mehr als hundert heitere Gesichter. Wer der Betreffet ist, sieng ich an, wer der Poet ist, wollen sie wissen, meine Herren? Ich antwortete ihnen aus dem Quintilian in der Dunkelheit, mit der er von einem der Scridenten seiner Zeit spricht: *vir saeculorum memoria dignus, qui olim nominabatur, nunc intelligitur.* Doch nein, fuhr ich fort, ich kann ihnen seinen Namen nicht verschweigen, es ist der Herr Baron von Cronck, der mir im vorigen halben Jahre noch die Ehre erwiesen hat, mein Zuhörer zu seyn; aber nicht meinen Regeln, sondern seine Poesie schuldig. *Si praecepta darent eloquentiam, quis esset non eloquens?* Ja Herr Baron, ich wiederhole es Ihnen, Ihre Ode hat mir außerordentlich gefallen und ich danke Ihnen dafür, als ob ich noch nicht gedankt hätte. Wo bleibt Ihr Cleveland, und wo bleiben Ihre übrigen Werke? Soll ich warten, bis Sie Sitz und Stimme im Hofrathe nehmen?

Ich weiß Ihnen nichts mehr zu sagen, als was ich Ihnen noch oft sagen werde, daß ich mich nach Ihnen sehne und recht von Herzen Ihr Freund bin.

G.

An den Freiherrn von Craussen.

L. d. 18. Oct. 1752.

Hochgebohrner Herr,

Wie langa ist es, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe? Werden Sie mir auch diese Saumseligkeit vergeben? Ja gewiß, so halb ich Ihnen werde gesagt haben, daß ich das Bad in Lauchstädt vier Wochen gebraucht. Diese Cur ist die Ursache, die mich zeitlich an vielen Pflichten der Freundschaft, und Geschäftigkeit gehindert hat; und wie gern bedient sich nicht ein Patient des allgemainen Privilegii, sich wenig bei der Cur zu beschäftigen! Bei der Zurückkunft hat mich die Krankheit von meines Bruders Frau und endlich ihr Tod von neuem ungeschickt gemacht, auch die nöthigsten Geschäfte zu besorgen. Ich weine noch, indem ich dieses schreibe, und ich kann mich von dem mächtigen Gedanken des Todes kaum so lange frey machen, um mit Ihnen zu reden; und gleichwohl wünscht ich das letzte recht sehnsüchtig.

Sie sind wieder von Ihrem Unfalle hergestellt? das sey Gott gedankt! was kann ich lieber hören, als die Nachricht von Ihrer Gesundheit und Zufriedenheit? Ja ich glaube, daß ich Ihnen aus Liebe mehr Gutes gäbe, als Sie sich selbst wünschen; und einem Manne von Ihrem Herzen alles zu gönnen, was glücklich macht, dazu gehört sehr wenig Tugend. Wüßte ich doch so glücklich seyn, jemals etwas zu Ihrem wahren Vergnügen beytragen zu können! Mein letzter Dienst ist mehr ein Wille zu dienen, als ein Dienst selbst gewesen, und ich bin also immer noch ein Schuldner des großmüthigsten Freundes, den ich und meine Mutter jemahls gehabt. Ich erzählte einem meiner besten Freunde, dem Herrn Rittmeister von Wülzingsblöwen, der

mit mir im Bade gewesen, und der meine Mutter kennt, die edelmüthige Vorforge, die Sie für sie gehabt. Ist es möglich, fieng er mit Thränen an, daß es solche Menschenfreunde giebt? Das Mann möchte ich kennen, noch lieber möchte ich der Mann selbst seyn.

Warum haben Sie so viel für die Copiisten ausgefetzt? Sollen denn alle meine Freunde Sie als ihren Wohlthäter verehren? Der junge Mensch dankt Ihnen unterthänig, und sieht die fünfzehn Gulden als ein Geschenk an, das er zu seinem Studium anwenden soll. Er dankt sich, daß er die Schreihfehler nicht genug vermisst; doch Sie sind ja selbst so gnädig gewesen, ihn zu verzeihigen!

„Sollen wir uns in dieser Welt nicht sehn: so werden wir einander gewiß in der Ewigkeit glücklich begegnen.“ so schließt sich Ihr letzter Brief. Wie welcher Empfindung habe ich diesen Schluß gelesen und wieder gelesen! Nein, in diesem Leben werde ich wohl so glücklich nicht, Sie zu sehn: aber in einem seligern Aufenthalte umarme ich Sie schon im Geiste mit Entzücken und Frohlocken, mein theurer Freund! Die Vorsicht erhalte Sie der Welt noch lange, und beglücke Ihre edlen Unternehmungen. Ich verehere Sie, Ihr Herz, Ihre Wissenschaft und Ihre Gewogenheit gegen mich, und halte es für mein Glück zeitlebens zu bleiben

Ewr. Hochgebohren

geborener Freund und Diener

Gelitz

A n b e r i c h t s w a r b.

E. d. d. Dec. 1752.

Aber, wie leben Sie denn, mein liebster Freund? Ruhiger als ich? Ach ja, gewiß! Ich bin vor der Messe im Bade gewesen, und glaubte mich zu stärken; allein seit dreyn Wochen bin ich elender gewesen, als in meinem ganzen Leben. Ach Gott, was ist ein fester Körper für ein hoch, aber eine flache und niedergeschlagene Seele, welche Pein ist dieses! Bedauern Sie mich, und beten Sie für mich. Gott gebe Ihnen Gesundheit und Zufriedenheit, Ihnen und Ihrer lieben Frau! Grüßen Sie alle meine Freunde aufrichtigst und ergebest von mir. Ich bin zettelnd der Ihre.

29.

A n b e r i c h t s w a r b.

E. d. 27. Jan. 1753.

Ihr freundschaftlicher, Ihr vortrefflicher Trost hat eine Wirkung auf mein Herz gethan, die ich Ihnen nicht beschreiben kann, eine Wirkung, die er nicht hätte thun können, wenn er nicht aus der edelsten Absicht geflossen wäre: Ich las Ihren Brief zweymal nach einander, und danke Gott mitten unter meinen Beängstigungen für das Glück, einen Freund, wie Sie, zu haben. Ich bewunderte Ihr empfindliches, Ihr mittelbiges Herz, und vergaß über dem Gefühle der Dankbarkeit, und über den guten

Wünschen für Ihre Wohlfahrt, mein Ungemach auf einige Zeit ganz und gar. Ja, mein lieber Freund, Ihr Brief ward mir eine der stärksten Ursachen, eine Reise zu meiner Mutter nach Bayreuth, und von dar nach Dresden, in der Gesellschaft eines Bruders vorzunehmen, der mich sehr lieb hat. Diese Reise ist mir wohl bekommen. Ich bin wenigstens gesünder, und nicht so miederge schlagen gewesen, als zuvor. Was kann ich von einer Reise von zwanzig Meilen mehr verlangen? Genug, ich preise Gott, daß mein Uebel sich gemindert hat. Ich fühle freylich seine Gegenwart noch; aber ich habe doch mehr heit're Stunden, und selbst die schrecklichsten sind weniger schrecklich. Wie gütig ist die Vorsehung! und warum ist nicht meine ganze Seele Dankbarkeit und Liebe! Ich will getrost seyn, und sein harren; der Herr: Herr: alles: wieder wohl machen.

Herr: Krüger hat mich gebethen, künftigen Frühling bey ihm in Berlin: zuzubringen, und ich habe in meinem Herzen so darrin gewilliget, wie man in eine Sache williget, die man wünscht, und die bey der Zukunft steht. Sollte ich: thun: so werde ich Sie oft aussuchen und meine Ruhe und meinen Kummer mit Ihnen theilen; denn ich weiß, Sie lieben mich auch noch, wenn ich klagt.

Grüßen Sie die Hebräische Gefährtin Ihres Lebens mit tausend guten Wünschen von mir, und nehmen Sie zugleich für die ertheilte Nachricht, im Namen meines Freundes, den verbindlichsten Dank von mir an. Es hat allerdings eine Null in der Summe: gesehlt. Ich bin: her: Ihrige.

An den Freiherren von Crauffen,

E. S. 3. Stb. 1758.

Hochgebohrner Herr,

Die Aufrichtigkeit, mit der Sie in dem letzten Briefe Ihres Charakters entworfen, macht ihn mir Liebesswerdiger. Sie so können, wie Sie sich kennen, und das Herz haben, seine eignen Fehler nicht zu verschweigen, bleibt allemal eine große Eigenschaft. Warum soll ich endlich nicht glauben; daß Sie zu streng gegen sich sind, und das zum Exempel als eine Hartnäckigkeit in Ansehung Ihres freundschaftlichen Charakters betrachten; was doch vielmehr eine edle Freymüthigkeit ist? Aus Liebe seinem Freunde die Wahrheit trocken sagen, ist eine seltne Bescheidenheit; und wenn sie gleich nicht allen angenehm ist; so werben sie doch diejenigen hochachten, die zur Freundschaft gebaden sind. Gernag, mein Verlangen, Ihres näheren Umgangs zu genießen, ist durch die Strenge; mit der Sie sich in der Freundschaft abhalten, nicht gemindert, sondern nur vermehrt geworden; und ich würde den Wunsch, Sie, theurer Freund, in Besitz zu wissen, habe aufgeben, wenn ich wüßte, daß er Ihr Vergnügen nicht so sehr befördern könnte, als ich weiß, daß er das nöthige vergrößern würde. Doch würde ich auch in meisten jetzigen Umständen dies Glück genugschmecken können? Leider bin ich immer noch mit der Hypochondrie seit dem Gebrauch des Lauchstübes außerordentlich beschweret, und meine Seele leidet mit meinem Körper zugleich. Ohne Munterkeit, ohne Lebhaftigkeit des Geistes arbeite ich mit vieler Mühe und wenigem Glücke, und weiß kaum durch die Nebel hindurchzudringen, die ihn umgeben. Ehe ichs denke, ermüdet mein Körper, und brüdt die Seele mit sich nieder. Ich fürchte, weil ich seit einigen Wochen in der

meiner Hand, und den letzten Hauch zu verschleeren in den
 Qualturen unheilender Schmerzen gefühlt habe, daß vielleicht
 mein Weibel gar in eine Blinderkrankheit ausarten dürfte.
 Schwermüthiger Gedanke! Doch der Herr, der unser Schicksal ver-
 gütet und verhängt, wird es machen, wie mirs gut ist, und
 die Ergebung in seinen Willen, so schwer sie der Natur in hae-
 ren Fällen wird, ist doch allezeit die Pflicht und die Ehre eines
 Geschöpfes. Ich habe viel Glück in der Welt, das ich nicht
 verdiene; und viel Unglück nicht, das ich vielleicht verdient habe;
 warum will ich zagen? Ich will mir Ihre Standhaftigkeit in
 unsäglichem ein beständiges Beyspiel und einen geheimen Trost
 seyn lassen.

Für die beiden schönen Gedichte, die Sie mir übersendet,
 danke ich Ihnen ergebenst, und wünsche Ihnen vor tausend an-
 dern, nicht nur in diesem angefangenen Jahre, sondern in Ihrem
 ganzen Leben, alle die Glückseligkeit, die wir in dieser Welt
 hienieden können, und die, wo nicht immer, doch oft die Beloh-
 nung rechtschaffenr Männer zu seyn pflegt. Verfügen Sie sich
 ferner mein Schicksal nach Ihre Gütigkeit. Ich bin getreue-
 lich mit vornehmlichster Hochachtung der Ihrige

Gellett.

Sachgebotener Freyherr!

Dieser Brief vom 3. Februar ist durch meine Unpässlichkeit
 und Nachlässigkeit so lange liegen geblieben, daß ich den 1. März
 noch ein Postschiff dazu machen kann.

Die übersetzten Verse von Ihrer lebendwürdigen Schwester
 haben mir ganz außerordentlich gefallen. Ich will nicht sagen,
 daß eine strenge Kritik nichts zu erinnern finde, dazu bin ich
 zu aufreichtig; aber das ist gewiß, daß ein vortreffliches Feuer in
 diesen Zeilen herrscht. Die Dichterin weis ihrem Gedanken einen

sehr feinen Schwung zu geben, und den Nachdruck mit Herzlichkeit zu verbinden. Was kann man mehr begehren? Demnach nach meiner Empfindung ist in diesem kleinen Stücke mehr poetische Sprache, als in manchem Helldengedichte, das unsere Dichter hervorbringen. Die lieben Kinder hätte ich meine Sylvia mögen vorstellen sehen; sie würden gemacht haben, daß ich wenigstens einen frohen Tag meines Lebens mehr gehabt hätte. Da sie Ihren Beyfall verdient haben; so weis ich gewiß, daß sie das Stück besser agirt haben, als ich hier auf der Bühnühöhne aufführen sehe.

Leider trinke ich auch Caffee und rauche auch Toback. So viel Gewalt ich mir anthue, beides mäßig zu gebrauchen; so ist mirs doch beynähe unmöglich, es ganz zu lassen, weil ich dabey stehre. Es ist mein täglicher Kummer; denn wider das eine noch das andere kann unserm Körper ganz unschädlich seyn. Aber was für Gewalt hat nicht eine schreckliche Gewohnheit über uns?

Ein päulisches Apothekchen will ich gewiß, und zwar noch diese Woche aus Halle verschreiben. Ich kenne den Herrath Rabai, der die Arzeneien selbst besorget. Das kleinste kostet sechs Thaler, und wenn man kein Buch dazu nimmt, das Sie vielleicht schon haben, achtzehn Groschen weniger. Aber für sechs Thaler ist es nicht verschlossen, ich werde also wohl eines für acht Thaler ohne Buch verschreiben. Wollen Sie die Arzeneien gern vor der Messe haben; so will ich sehn, daß sie mein Besorger, wenn er Bücher an Hr. Korn schickt, mit einschlagen und bequem fortschaffen kann. In diesem letzten Falle erwarte ich Ihre Antwort. Außerdem soll die Apotheke bis zur Messe hier bleiben. Ich empfehle mich der Frau von Dohm zu Gnaden und bin der Ihrige

v. l. März 1753.

Gellert.

An Herrn v. d. G. v. d. G.

L. d. 22. Juni 1753.

Ich fange diesen Brief mit der Versicherung an, daß ich Sie unendlich liebe; das will mein Herz; und nunmehr will ich Ihnen gleich die Ursachen sagen, warum Sie diese Messe weder einen Brief noch die verlangten Bücher erhalten haben. Ich reiste den vierten May mit Doctor Willingen, der Bademedicus in Carlsbad und mein Freund ist, dahin, ob er mir gleich nicht sehr dazu rieth. Ich reiste (denn was wagt ein Glender nicht, den bald sein Geist, bald sein Körper martert), ich reiste ins Carlsbad, und vorerstern, den zwanzigsten d. M., bin ich wieder in Leipzig angekommen, nachdem ich drey Wochen in Annaberg, sowohl wegen der kalten Witterung, als wegen des Mangels der Kräfte, still gelegen habe, und alsdenn drey Wochen im Bada gewesen bin. Von dem Erfolge der Cur kann ich Ihnen zur Zeit nichts sagen, als daß ich sehr matt und etwas schlaflos bin. Ich verlange keine Herstellung der Gesundheit; nein, nur eine kleine Einwehung. Möchte es doch dem Vater der Menschen gefallen, nur meinen Geist zu stärken, das Leiden des Leibes will ich gern bis in mein Grab tragen! Ach, mein liebster Freund, welche Veränderung ist mit mir seitdem vorgegangen, daß ich Sie nicht gesehen habe! und welche wird mit mir bald vorgehen, wenn sich nicht in kurzen bessert! Es scheint, daß ich Sie in diesem Leben wohl nicht wieder sehen werde; aber in jener Welt will ich Sie unter den Freuden der Glückseligen triumphirend umarmen, und Ihnen brüderlich danken, daß Sie mich geliebet haben.

Bey dieser Vorstellung, fällt mir Ihr Young und der gute Hervey ein, an die ich in dem letzten Briefe nicht gedacht habe. Können Sie wohl zweifeln, daß ich Youngen nicht so

hochachten sollte, als Sie ihn ächten? daß er mich nicht mehr erbauen sollte, als der Dichter des Messias? Nein, ich verehere Youngen, auch wenn ich ihn nicht verstehe; denn ich schliesse aus dem, was leicht ist, daß er auch schön und vortrefflich denkt, wenn er schwer ist. Er hat mich vielmals als Junge Jitters mit seinen köhnen Gebahren fortgewissen; und misset in der Angst mich erquickt. Sein Ueberseht, Gbert, ein vortrefflicher Kopf (ist Prinzeninformer in Braunschweig), ist einer meiner geschicktesten Freunde. Er hat mich, als er vor acht Jahren in Leipzig studirte, das Englische gelehret; und aus den ersten Büchern, die er mit mir las, waren Youngs Satyren: die Liebe zu m Ruhm e. Gervey ist unendlich weit unter Youngs Geist. Er hat ein frommes liebes Herz; aber seine schematische und allegorische Art mich zu erbauen, löst meine Empfindung kalt, und heißt mich zu dem nächsten Blatte eilen. In dessen habe ich ihn einmal ganz durchgelesen. In diesen Critiken, welche die Thyrigen und die mehligen sind (so gabs als ich lebte), will ich mein Urtheil über Ihre selben Erzählungen hinzusetzen. Sie sind in vielen Theilen sehr naiv und schön; in manchen Theilen sie mit etwas wirksam. Kurz, in den Augen guter Freunde; und in den Händen guter Frauenzimmer, sind sie des höchsten Besfalls werth. Dennoch behaupte ich, daß Ihre Poesie nicht so viel gefällendes hat, als Ihre Prosa; vermuthlich ist die Schwierigkeit des Verses; die Sie zu überwinden suchen müssen, die Ursache dieses Mangels. — Den Plato und Xenophon, beide ich Ihnen mit diesem Besche zu schicken. Wie kann ich nicht so wohllich dank an wie kraftlos bin ich! — Gott lasse es Ihnen und Ihre wackeren Frau und allen Ihren Freunden wohl gehn! Wie gern möchte ich Sie in Ihrem Hause umarmen! Ich bin lei

33.

An den Freiherrn von Crauffen.

E. d. B. Juni 1768.

Hochgebohrner Freyherr!

Ich bin, wie Sie vielleicht schon wissen werden, im Saalebade gewesen; denn wie könnte ich sonst eine Reise vorher lassen, ohne Ihnen zu schreiben. Von meiner Cur will ich Ihnen nicht viel sagen. Wissen Sie nicht schon genug, wenn Sie wissen, daß ich nicht kränker und auch nicht viel gesünder bin, als ehedem? Und warum wollte ich auch alle meine Briefe an Sie zu Verzeichnissen von meinen Zufällen und Curen machen? Ich habe diesen Fehler schon oft genug begangen. Wenig, daß ich Ihnen mein Glück nicht verschweigen werde, wenn mir Gott nach dem Bade einige Linderung schenken sollte. Vielleicht gefällt es ihm; doch nicht, wie ich will.

Sie sind wieder Poet geworden, theurerster Freund. Wie sehr bewundere ich Ihre Liebe zur Dichtkunst, und Ihren erstaunlichen Fleiß! Mich deucht, daß sich Ihre poetische Sprache gut zu einem Lehrgedichte eignet, und ich bitte Sie sehr, wenn Sie fortarbeiten, daß Sie sich vor dem gar zu prosaischen und gewöhnlichen Ausdrücken hüten. Ihr Plan, so wie Sie mir ihn entworfen haben, ist sehr gut, er ist systematisch; aber für ein Gedicht zu philosophisch. Wenn der Dichter einer so strengen Ordnung folgen will: so muß er, indem er lehret, nothwendig matt und prosaisch werden, und darüber vergessen, daß man in der Poesie lehret, um zu vergnügen; denn außerdem, wenn der Unterricht nur die Absicht wäre: so würden wir sie in Prosa weit besser, gewisser und leichter erreichen können, als in der Poesie. Nehmen Sie, nur z. B. des jüngern Racine beiden Lehrgedichte von der Religion und Gnade, und sehen Sie, ob er eine

so strenge Methode blicken läßt? Er beobachtet die natürliche Ordnung; außerdem überläßt er sich der Freyheit der Poesie, nicht alles, sondern nur das, was das vorzüglichste ist, und was sich schon sagen läßt, zu sagen. Sie werden eben das bey dem Horaz, dem Vida, dem Boileau in ihren Lehrgedichten von der Poesie, bey Popen in seinem Criticism, und bey zehn andern Dichtern finden. Ich wünschte also, daß Sie das System in Ihrem Gedichte etwas verbergen, und die philosophische Gründlichkeit durch die Aemuth der Poesie verflüchten könnten. Ich sehe aus den überschritten Bogen, daß Sie zu genau sind. Sie sagen mehr, als man fordert, um nichts wegzulassen. Wollen Sie in dieser Arbeit fortfahren: so will ich Ihnen von Herzen Glück dazu wünschen. Käme es bloß auf meine Freundschaft an, Sie würden das vortreflichste Meisterstück zuwege bringen, und ich würde, als Ihr Freund und Verehrer, erst der Welt bekannt werden.

Ihre Schäfergedichte habe ich nicht gesehen, und ich trauete mich, daß ich mich nicht wenigstens durch die Korrektur um dieses Gedicht habe verdient machen sollen. Vielleicht kann ich bey Breitkopfen ein Exemplar finden.

Für Ihren langen, schönen und freundschaftlichen Brief und für Ihre abermalige Vorsetze für meine Rutter, danke ich Ihnen gehorsamst, und bitte um Ihre Gewogenheit gegen mich bis in mein Grab. Sie wissen es gewiß, wie hoch ich Sie schätze, und wie herzlich ich der Ihrige bin.

Gellett.

P. S. 1. Liebster Herr Baron!

Was ich denn immer traurige Nachrichten von Ihnen erfahren? Sie sind so gefährlich, so lange krank gewesen? Gehe doch Gott, daß diese Ihre Krankheit die Ursache einer langwierigen Gesundheit werde! was für eine Freude würde ich gehabt

haben, wenn ich Sie in dem Carlshade angetroffen hätte; wenn ich Ihnen an diesem Orte; wo man den Betrügnungen des Herzens nachhängen muß, alles das hätte sagen und zeigen können, was ich von Hochachtung und Liebe gegen Sie empfinde und zeitlichens empfinden werde. Aber es hat mit nicht so gut werden sollen. Für Ihr schönes Gedicht danke ich Ihnen erst gebührt, und melde Ihnen zugleich, daß das Buch zu der Hatzlischen Wagney-Dr. Kornen gewiß übergeben worden ist. Er muß es verlegt haben. Ich habe an ihn geschrieben. Wann es nicht findet: so will ich Ihnen bald ein ander Exemplar schicken. Ich bin mit der vollkommensten Ergebenheit Ihr Freund und Diener

Sellett.

33. 4)

Sellett an Curtius.

E. b. 8. Aug. 1753.

Hochedelgebohrner,
Hochzuverehrender Herr,

Ich erfreue mich, daß Sie des Aristoteles Dichtkunst unsern Landsleuten durch Ihre schöne Uebersetzung und durch Ihre ge-

*) (Aus dem Originale mitgetheilt durch K. S. G. Freiherrn von Meusebach. — Michael Konrad Curtius (geb. d. 18. Aug. 1724 zu Neuentin in Meilenburg) damals Erzieher im Hause des geheimen Staatsministers Freiherrn August Wilhelm von Schwichelbt zu Hannover, später Professor zu Marburg, wo er am 22. Aug. 1802 starb. Seine Uebersetzung der Dichtkunst des Aristoteles (Hannov. 1753) ward auch von Lessing günstig beurtheilt, s. Lessings Schriften, herausg. v. K. Lachmann Th. 3, S. 398.)

lehrten Anmerkungen so brauchbar gemacht; und ich würde Ihnen
 meine Freude viel eher bezeugt haben, wenn mich nicht der Ge-
 brauch des Carlshofes verhindert hätte, das Werk so geschwind
 zu lesen, als ich gefollt und gewünscht. Vielleicht habe ich
 auch zu geschwind und flüchtig gelesen, als daß Sie sich auf mein
 neu Beyfall sollten verlassen können; allein diesen Fehler will ich
 halb wieder gut machen, wenn ich zum zweytenmale lese. Wahr-
 lich werden Sie den Beyfall so vieler Kenner von sich haben,
 daß Sie den meinigen leicht wieder vergessen können. Ich
 wünschte, daß wir mehr gute Uebersetzungen aus dem Griechi-
 schen haben möchten, je weniger diese Sprache heut zu Tage
 geschätzt wird. Insonderheit wollte ich, daß dem Xenophon diese
 Ehre wiederführe. Ich weiß wohl, daß Chr. Thomasius etwas
 von ihm übersezet hat, allein wenn ich nicht irre, nur aus dem
 Französischen. Warum haben wir nicht ein Theater des Croes,
 wie Brumois im Französischen geschrieben? Warum übersezen
 wir nicht einen Band guter Reden aus dem Griechischen? Viel-
 leicht könnten wir den guten Geschmack durch solche Schriften
 nicht wenig bessern, oder wenigstens dem bösen Geschmacke da-
 durch wehren; und vielleicht werden andre geschickte Männer
 durch Ihr Beyspiel ermuntert, sich um die Alten, unsre Lehr-
 meister, auf gleiche Art verdient zu machen. Nachdeng danke ich
 Ihnen für das überschickte Exemplar und bin mit den gelbsten
 Hochachtung und Freundschaft

Ew. Hochselbgebohrnen

ergebenster Diener

Gellert.

An den Freiherrn v. Crauffen.

L. d. 8. Oct. 1753.

Hochgebohrner Freyherr,
Hochzuehrender Herr und Freund!

Wenn Sie von der gelehrten Welt, wie Sie schreiben, Abschied nehmen wollen; so habe ich noch weit mehr Ursache dazu. Ich vermisse alle Lebhaftigkeit, die zu einem Autor erfordert wird, und ich erfahre es insonderheit, wie wahr es ist, daß man nicht in jedem Alter Verse machen kann. Ich mag die Ursachen nicht auffuchen, genug daß es meine Pflicht ist, nicht wider mich selbst zu handeln, und den Beyfall, den ich mir ehedem erworben, nicht durch unglückliche Arbeiten zu verderben. Ich begnüge mich, junge Leute zu unterrichten, welche Gente haben, und suche meine Ehre darinnen, wenn ich andere Arbeiten schätzen, bewundern, und bekannt machen kann. Sie, theuerster Freund, haben so viel Verdienste um die Welt, daß Sie die Mühe eines Poeten nicht erst zu Hülfe nehmen dürfen, um sich zu verewigen; und wenn Ihre Freunde Sie um Gedichte ersuchen, so weiß ich gewiß, daß Sie allezeit ihre Wünsche übertreffen werden. Schonen Sie Ihre so schätzbare Gesundheit, und überhäufen Sie sich nicht mit Arbeiten; Sie sollen noch lange gesund und vollkommen zufrieden leben. Dieses wünsche ich nebst tausend andern und insonderheit nebst meiner alten Mutter, die Ihnen unendlich für Ihre besondere Gnade dankt.

Ich verharre mit der erkönnlichsten Hochachtung
Ewr. Hochgebohren

gehorsamster
Sclert.

Sclert V.

5

L. d. 19. Dec. 1753.

Auch ein Brief an meine Freunde ist mir in meinen ighen Umständen eine Arbeit. Sie müssen mir es also vergeben, daß ich Ihnen so selten schreibe, und mich bedauern, daß ich unglücklich genug bin, in dem Vergnügen eine Arbeit zu finden. Dieser Eingang verräth, daß ich Lust zu Klagen habe, und wer ist meiner Klagen würdiger, als Sie, mein liebster Borchward? Aber um mich selbst zu bestrafen, will ich diese Neigung igt nicht befriedigen. Ich will Ihnen vielmehr sagen, daß ich Ursach habe, zufriedner mit meinem Schicksale zu seyn, als ich es vor dem Jahre in eben diesem Monate seyn konnte. Meine Seele ist noch nicht heiter, noch nicht stark; aber sie ist auch nicht so verfinstert, so entkräftet, als sie damals war. Ich kränkte mich indessen weit mehr, daß ich so unempfindlich bin, das Glück, das ich habe, zu erkennen und zu fühlen, als ich über das, was mir mangelt, betrübt bin. Wo kömmt diese Kälte, diese undankbare Härte her, von der ich sonst nichts gewußt habe? Ich stehe mit der Trägheit auf, mit der ich mich niederlegte: und der Gedanke, du hast die ganze Nacht ruhig geschlafen, ist des Morgens meiner Seelen eine gleichgültige Zeitung. Mein Gott, wie wenig vermag der Mensch über sich selbst, und wie viel glaubt er sich doch heimlich zu seyn! Ich esse, ich trinke, ich schlafe, und fühle doch keine Kräfte. Freylich habe ich igt wenig Bewegung, und des Tags drey Collegia; aber unter fast gleichen Umständen war ich doch vor wenig Jahren ein ganz anderer und besserer Mensch. Noch mehr, ich hatte mehr Beschwerden des Leibes, weniger Schlaf, mehr Beklemmungen der Brust, und dennoch war ich

weit munterer. Hätte ich, wie Sie, eine liebenswürdige Frau, so glaubte ich der bangen Stunden an ihrer Seite weniger zu haben. Würde nicht ein Wort, ein Blick von ihr oft meinen Geist aus seinem traurigen Schlummer reißen? Doch, wo weiß ich das? Würde es nicht meine Unruhe eben so leicht vermehren, wenn ich die ihrige durch mich wachsen sähe? Genug, dieses Glück hat nicht in den Plan meines Schicksals gehört; und was wäre die Gelassenheit für eine Tugend, wenn sie uns nicht wirkliche Uebel ertragen lehrte, indem sie uns auf die weise und gütige Hand der Vorsehung sehen heißt. Was verdienen wir vor Gott? Nein, ich will den Vorsatz, den ich tausendmal gefaßt habe, noch einmal vor Ihren Augen fassen, ich will nicht unglücklich seyn, sondern des Herrn harren, und sorgen, wie ich den geringen Rest meiner Kräfte mir und andern zum Besten anwenden kann. Könnte ich dieses nur, so würde ein großes Theil meiner Unzufriedenheit wegfallen.

Ach, wie wollte ich zu Ihnen eilen, wenn Sie nicht weiter als acht oder zehn Meilen von mir entfernt wären! denn nunmehr geben mir die Feiertage einige Freyheit. Nun, ich umarme Sie in Gedanken mit einem recht brüderlichen Herzen; ich danke Ihnen für Ihren letzten vortrefflichen Brief, und sage Ihnen, daß Ihre Ermunterungen eine recht siegende Beredsamkeit für mich haben. Ich grüße Ihre Frau Gemahlin, und wünsche Ihnen und Ihr die zufriedensten Feiertage.

G.

Meine liebe Freundin,

Warum sagt mich doch die Welt so oft tobt? Bin ich wichtig genug, daß sie etwas gewinnen sollte, wenn ich stirbe? Große Herren sterben in den öffentlichen Nachrichten immer etlichemal, aber warum soll ich diese Ehre haben? Ich bekomme sehr oft Briefe von meinen auswärtigen Correspondenten, in welchen sie mir die ungegründete Furcht melden, worin sie durch eine falsche Nachricht von meinem Tode wären gesetzt worden. In einem gewissen Verstande mögen diese Nachrichten auch wohl wahr seyn. Wenigstens haben tausend Dinge, welche die Lebendigen vergnügen, für mich keinen Reiz und keine Kraft mehr, so wie ich zu vielen Dingen, welche für die Lebenden gehören, weder Lust noch Vermögen habe. Traurige Scene meines Lebens, die ich mir vor drey oder vier Jahren, als die unglaublichste würde vorgestellt haben! Aber so wenig kennen wir uns selbst und unser Schicksal. Nichts schmerzet mich mehr, als wenn ich bedenke, daß ich auf diese Weise fast alle die Eigenschaften verliere, wodurch ich die Liebe meiner Freunde erworben und Andern zu dienen gesucht habe. So wenig ich endlich abergläubisch bin, so denke ich doch nicht zu irren, wenn ich die öftern Nachrichten von meinem Tode als Erinnerungen ansehe, die mir nöthig sind, weil ich mir sie vielleicht selbst nicht ernstlich genug mache. Mit Ihnen kann ich so reden, meine Freundin. Sie wissen, wie gern wir die Augen von diesem letzten Austritte unsers Lebens abwenden. Würdte mich doch Gott so glücklich werden lassen, daß ich, über die Furcht des Todes erhaben, ihn mehr mit Freuden als mit Bittern mir täglich vorstellen könnte! Ich bin zc.

©.

37. (2.)

An den Herrn Professor C. * . *)

1753.

Liebster Freund,

Ich habe mich des traurigen Privilegii, stumm zu seyn, nur gar zu lange gegen Sie bedienet, und ich will mir das Jahr nicht unter dem Vorwurfe verstreichen lassen, daß ich einem meiner schätzbarsten Freunde die Antwort schuldig geblieben bin, die Antwort auf einen Brief, der von nichts als Freuden voll ist, die man mir in B [erlin] zubereitet hatte, und die ich hätte genießen können, wenn ich die Kunst verstünde, weniger hypochondrisch zu seyn, und dem Kengstlichen eines Babes die Anmuth eines Sandhauses, mitten in einer Residenz, vorzuziehen. Aber so will es mein Schicksal: ich beziehe die Bäder, ringe nach Gesundheit und verseufze die Zeit, die ich in den Armen der rechtschaffensten Freunde süß verweinen könnte. Es ist wahr, ich bin nach dem Carlsbade weniger beängstigt gewesen, als nach dem Sauchstädter; allein die Ruhe, die Heiterkeit, die ich suche, habe ich auch da nicht gefunden. Indessen harre ich, und sammle den Rest meiner Kräfte; diejenige Geduld auszuüben, die nicht allein ist meine vornehmste Pflicht, sondern auch meine einzige Arzney ist. Erreiche ich diesen Winter nur einige von den Stufen der Munterkeit, von denen ich zurück gefallen bin: so beantworte ich alle Ihre freundschaftlichen Einladungen, Ihre Liebe und das Mitleiden Ihrer Wilhelmine künftigen Frühling persönlich. Gebe es doch Gott, daß ich diese Freude noch schmecken mag! Ihren K. habe ich nicht gesehen, ich bin vermuthlich verreiset gewesen. Aber warum habe ich nun auch dieß Glück nicht genießen sollen, mir einen Mann zum Freunde zu machen, der Ihr bester Freund

*) (An Sulzer; vergl. N. 29.)

ist? Wo ich hinsehe, entzieht mir die Hypochondrie den rechtmäßigen Antheil an dem geselligen Leben. Würde ich vertrieben gewesen seyn, wenn ichs nicht gethan hätte, um nicht krank zu seyn? Aber ich wollte ja nicht murren? Nein, ich will es auch nicht thun. Tausend wackre Leute, die unendlich mehr Verdienste haben als ich, sind eben nicht glücklicher, und werden vielleicht weniger bedauert, als ich. Leben Sie wohl, liebster G., und tragen Sie ferner durch Ihre Liebe einen Theil meiner Last. Ich küsse Sie und Ihre liebe, gute, fromme Wilhelmine. Es müsse Ihnen nicht nur in dem künftigen Jahre, es müsse Ihnen zeitlebens so wohl gehen, als ich und tausend Andre Ihnen wünschen, und als Sie Beide vor so vielen Andern verdienen. Ich bin zeitlebens der Ihrige,

G.

38:

K a b e n e r a n G e l l e r t.

[Dresden, 1753.]

Liebster Professor,

Wie unvermuthet sind wir von einander gerissen worden, und wie sehr vermisse ich Sie, so stumm Sie auch sind! Wir wollen uns unverändert lieben; wir werden beyde glauben können, daß wir uns lieben, wenn wir es auch einander nicht sagen, denn wir sind bis ißt nicht sehr gewohnt gewesen, davon zu reden. Wie ist Ihnen das Bad, oder vielmehr die Reise ins Bad bekommen? Sie müssen vollkommen gesund seyn, wenn die Wän-

*) (G. W. Kabeners Briefe, herausgeg. v. G. F. Weiße. 1772. S. 248 ff.)

Ihre Aeer Freunde nur einigermaßen erfüllt sind. Wie ich mich eingerichtet habe, und wie es mir hier gefällt, will ich Ihnen auf Michael sagen. Viel Arbeit, sehr viel Arbeit habe ich; aber ich bin ihrer gewohnt. Ich nehme meine Freunde aus, sonst vermiffe ich hier kein Vergnügen. Bald werde ich hier eingewohnt seyn, und Leipzig zwar niemals vergessen, aber auch nicht lange mehr vermiffen. Lesen Sie denn auch mannigmal meine Schriften? Machen Sie Sich gefast, mir auf Michael die schwedische Gräfinn eingebunden zu schenken. Ja freylich eingebunden; denn der Band ist das beste, und mein Exemplar haben igt die Princessinnen *** und ***, von denen ich es schwer zurück bekommen möchte, wenigstens kann ich es Ihnen nicht wieder abfordern. Die guten Princessinnen haben beyde Theile durchgelesen, und sie haben ihnen recht wohl gefallen, vermuthlich, weil alles so fein leserlich gedruckt ist. Je ja! das Buch ist ganz gut, es steht auch nichts ärgerliches drinne, daß es also eine Princessinn ganz wohl lesen mag. Wie befindet sich denn unser Graf B* mit seinem Mentor? Ich würde den Herrn Grafen selbst gefragt haben, aber es ist bey mir noch so viel Gewirre, als daß ich so viel Zeit gewinnen könnte. An alle Freunde und Bekannte, die ich genannt habe, die ich noch nennen werde, und die ich nicht nenne, machen Sie meinen verbindlichsten Empfehlung. Bornehmlich geht das auf den Herrn Grafen von ***, seinen liebenswürdigen Hofmeister und deren hochfreyherrlichen Nachbar. Fragen Sie diesen einmal, wie ihm die Rückreise bekommen sey, sehen Sie ihm steif zwischen die Augen, und wenn er roth wird, so geben Sie noch nicht alle Hoffnung verloren. Er hat mir gesagt, daß auf der Kammisschen Gasse, wo ich wohne, viele verdächtige Häuser wären. Woher muß er wohl diese Nachricht haben? —

Nun kömmt ein Punkt, auf den ich binnen acht Tagen Antwort haben möchte. Für einen jungen Grafen, der auf eine

andwärtige Universität gehen soll, und etwan funfzehn Jahr alt ist, wird ein Hofmeister gesucht. Was von ihm verlangt wird, werden Sie wohl wissen: ich weiß es nicht. Vermuthlich wird, außer einem äußerlichen guten Ansehn, auch frantzösisch und Geduld verlangt. Den Gehalt weiß ich auch nicht; so viel hat man mir aber gesagt, daß es nicht darauf ankommen würde, hundert Thaler mehr oder weniger zu geben. — Meine Mädchen grüßen Sie nicht, darum will ich sehr bitten. Antworten Sie mir bald, und recht viel; wenn Sie schreiben, so haben Sie ja nicht nöthig zu reden. Lieben Sie mich unverändert, und denken Sie an mich. Wenigstens werden Sie an mich denken, wenn Ihnen ein Accisgrofchen zum Merseburger fehlt. Leben Sie wohl, mein lieber Stummer!

Rabener.

39.

An Joh. Andr. Cramer.

L. d. 7. Jan. 1754.

Lieber Bruder,

Mein ganzes Verdienst besteht jetzt darinne, daß ich Dich bewundre und lobe.

Der Einfall wegen der Psalme ist vortreflich; aber die Ausführung noch vortreflicher. Ich habe nichts zu tabeln, als daß sie noch nicht gedruckt und von der Welt gelesen und auswendig gelernt sind. Der Welt wegen wünschte ich, daß Du hin und wieder etwas leichter seyn möchtest. Was Dir leicht ist in Del-

*) (Klopstock. G.; und über ihn, herausgeg. v. G. F. Cramer 1792, Th. 5, S. 173 ff.)

ner poetischen Höhe, das ist der Welt nicht stets leicht: und für die Welt dichtetst du ikt. Mach, daß bald der erste Theil hers auskömmet; doch ich wollte, daß alle drey Theile zugleich da wären — — Wegen Deiner Oden und Lehrgebichte sey von mir auch im neuen Jahre ermahnet. Du mußt sie zusammen drucken lassen und Deinen Namen vorsehen, so gut, als vor die Psalmen; denn die große Welt kennet Dich gar nicht als einen Dichter. Wer liest die Beyträge; und wer weiß, daß Du dieses oder jenes darinnen gedichtet hast? Die Franzosen würden Dich lesen, wenn sie Dich hätten; sie würden Dich übersezen, so wie mich ein Herr von Rivierie, ein Mitglied der Academie, ikt in Paris übersezt, nämlich meine Fabeln. Der erste Theil soll zu Ostern daselbst gedruckt seyn.

Ich liebe Dich, als ein Bruder; ich umarme Dich, Deine Frau und Kinder, und bin ewig der Gütige,

Wolffert.

David gefällt mir vortreflich, bis auf die zweyte Strophe; diese ließ ich weg. — Die Welten unter seinen Füßen — ist dunkel, wenigstens für die Welt; und an diese müssen Sie bey Ihren Psalmen so sehr denken, und noch mehr, als an die Poeten, Ihre Brüder. — Ps. 1. Der Sünder ist — ist steht falsch — dennoch gefällt mir die Aenderung besser, als das Erste. Dieser Psalm ist schön zum Singen, und das wünsche ich. — Ps. 2. wild ihr Arm — mir gefällt hier das wild nicht. Der Sterblichen im blinden Grimme — im blinden Grimme, möchte ich voran und Stimme zur andern Seite haben: Den ich zu meinem König wehete — ist etwas dunkel, gern — man hört den Reim sehr; aber er soll wegen des Sohns des Herrn doch bleiben. — Ps. 3. Gott — ich wollte, daß es o Gott! hieße. Paffer ist mir etwas anstößig: aber bey dir vertrag ichs. — Ps. 6. Schwellen meine Lagen

voll, scheint mir verwegen active gesagt. Peter 2c. Ich freue mich, daß du dieß Wort in der Poesie wagst. Der mich wagt zu hassen 2c. wider die Grammatik. — Ps. 7. Ein leicht gerißner Raub — das versteht die Welt nicht genug. — Ps. 10. Ihr Kaiser machet sie zu Freunden: dunkel, sie, anstatt einander. Dieser Psalm ist sehr schön. — Ps. 11. Hier kömmt das Wort Frevler so vielmal vor. — Ps. 13. vortreflich. — Ps. 14. — ihm zu flehn — wenn der noch fernen Rache Stimme — klingt mir hart. Ich hätte, die Aendrung könntest Du behalten. — Ps. 23. ist schön, zum Singen schön, und das ist, was ich im Namen der Welt wünsche. Alles was Empfindung ist, läßt sich besser singen, als die erhabenste Poesie der Gemälde. — Ps. 29. mit hingeworfnen Leibern — nicht gut. Sie macht sie hüpfen; diese Strophe würde ich wegen der verworrenen Construction tadeln: aber Gramern kann ich nicht tadeln, bey ihm gefällt sie mir. — Ps. 37. Bertheidigt euer Herz — lieber bewahret, oder so ein Wort; denn vertheidigen ist der Welt zweydeutig. Der ganze Psalm gefällt mir vortreflich, bis auf die Strophe: Ein Frevler stieg empor 2c. — Ps. 39. Als ob sie bleiben müßten; bleiben ist zweydeutig; ein ander Wort. — Ps. 41. Die Aendrung soll bleiben. — Ps. 46. Entstürzten — lieber stürzen allein. — Ps. 47. Singt auch gern — lieber ihm gern. — Ps. 57. vortreflich; nur die Winterwolke gefällt mir nicht. — Ps. 70. Ein Lied in die Kirche; das ist vortreflich. Ich lässe Dich. Aber dafür mußt Du auch das zerstreu wegthun. — Ps. 93. Ich muß Dich wieder lassen; nur kann ich die aufgewiegelten Ströme nicht leiden. Mein poetisches Herz ist zu verzagt bey solchen Worten. — Ps. 96. Die Aendrung am Ende bleibt, wenn du keine bessere findest. — Ps. 100. Ich singe Dich schon mit in der Dresdner Hofkirche; da soll dieß Lied gesungen werden, ehe Du noch Säch-

stcher Oberhofprediger wirst. Du bist wirklich zehnmal klüger als ich; und ich bin nur ein poetischer Hänfling gegen Dich Nachtigalle. — Ps. 118. Um und um, — gefällt mir nicht, sonst aber alles. Ich änderte es in Gedanken: Das Fest mit Meien; schmückts mit Ruhm. Da ichs geändert hatte, fand ich in dem um und um etwas nachdrückliches, eine Art einschältiger Malerey, die mir natürlicher war, als der Ruhm. Also laß Dich stehn. — Ps. 119. Ich treibe meinen Fuß zu dir hin; ich setze, ich lehre &c. Nachdem ich den 119. Psalm gelesen habe; so schäme ich mich, Dich weiter zu tabeln, und auch Dich getabelt zu haben. Du warst geboren, die Psalme der Welt vom neuen schätzbar zu machen.

40. (59.)

E. d. 30. Jan. 1754.

Lieber Herr C * * *

Unter den vielen Ursachen, warum ich seit etlichen Tagen böse auf mich bin, ist dieses keine der geringsten, daß ich einen Brief von Ihnen seit langer Zeit unbeantwortet gelassen; einen Brief, der mit Liebe und Achtung gegen mich angefüllt ist. Und woburch soll ich meinen Fehler wieder gut machen? Durch einen langen Brief? Durch Versprechungen, daß ich oft an Sie schreiben, daß ich mich weder durch den Geist der Hypochondrie, noch des Katheders, noch des Tutors von dem Vergnügen will abhalten lassen, mit Ihnen zu reden, mit Ihnen über Ihr gelehrtes Exilium zu klagen, und Sie mit den Beyspielen großer Männer zu trösten, deren erstes Schicksal auch Prüfung gewesen ist? Leibniz fällt mir den Augenblick ein, und nach ihm Mosheim. Sie mögen es nun denken, oder nicht: so ist doch Ihre

Jugend der Jugend dieser Männer ähnlich. Leibnitz wollte in seinem achtzehnten Jahre Doctor werden. Man schlug es ihm ab, und er ging einige Zeit in ein gelehrtes Exilium. Ich kann die Parallel nicht weiter fortsetzen, weil ich Lamprechts Leben dieses Mannes nicht bey der Hand habe. Mosheim predigte als Candidat einige Jahre in Lübeck, und hatte wenig Aussicht zu einer Dorfpfarre, die er sich wünschte, u. s. w. Aber nicht so gelehrt. Ich bedaure Sie im Ernste, lieber G., daß Sie, fern von Freunden, fern von den Sogenden des Geschmacks und des guten Umgangs, die Jahre Ihres Frühlings verregistriren sollen. Aber eben dieses, daß Sie bedauert werden, daß Sie Freunde haben, nach denen Sie sich sehnen müssen, und die sich nach Ihnen sehnen; daß Sie Geschmack haben, und also lesen können, das ist doch alles Trost. Perfor et obdura, dolor hic Tibi proderit olim; das Letzte glauben Sie mir, und nicht dem Poeten; das Erste thun Sie, weil es Ihre Pflicht und Ihre Ruhe erfordert. —

Dieser Brief ist, dünkte ich, sehr lang, wenn alle Briefe lang sind, in denen nicht viel steht. Ich schliesse ihn also, und versichere Sie, daß ich Sie liebe und hochachte, daß ich an Ihr gutes Herz, Ihren Fleiß, Ihr Genie, Ihre Liebe zu den Wissenschaften, und, was weit mehr ist, zur Rechtschaffenheit und Tugend, allezeit mit Freuden denke, und Sie in Gedanken segne. Das thue ich jetzt, und bitte um Ihre fernere Liebe.

G.

41. *)

An J. F. Freiherrn von Cronest.

E. d. 7. Febr. 1754.

Mein lieber Baron,

Ich bin sehr froh über Ihre Zurückkunft; aber ich würde weit froher seyn, wenn Sie mir zwanzig Meilen näher wohnten. Würde das nicht hübsch seyn, wenn ich, bey einer traurigen Arbeit, zu mir sagen könnte: Sey nicht ungeduldig; morgen sollst Du auch zu deinem lieben Baron Cronest reisen: es sind nur acht Meilen; in vier Tagen bist du wieder da, und hast dich gesund, munter und poetisch mit ihm geredet. Ja wohl, wäre das schön. Da brächte ich Ihnen Ihre Comödien mit und ließ sie mir von Ihnen vorlesen, und machte Ihnen peinliche Anmerkungen; und wenn ich zurück reiste, nähme ich mir wieder neue Arbeiten von Ihnen mit; und auf diese Weise könnte ich Ihre Liebe und Sie könnten mein Herz genießen. Aber was würde Ihre gn. Fr. Mutter dazu sagen? Würde sie nicht glauben, wenn ich so oft käme, daß ich ein Abgeordneter einer Sächsischen Schöne wäre? Das möchte sie immer sagen. Wenn man studirt und gereiset hat: so ist die erste Belohnung eine liebenswürdige Frau, und die andre ein liebenswürdiger Sohn, dem Vater gleich. Und das ist mein Ernst, besser Baron, Sie müssen heirathen. Ihr Herz soll ein zweytes Herz glücklich machen und von ihm glücklich gemacht werden; dazu sind Sie geböhrn. Sie sollen lieben und durch Ihr Bepspiel das wahre Glück der Liebe und der Tugend lehren. Ein Vater, der seine Familie weise regiert und gütig versorgt, ist in meinen Augen ein großer Mann. Lassen Sie den Lenz Ihrer Jahre nicht einsam verstreis-

*) (Aus dem Original, im Besiz des Hrn. D. K. Schulz in Leipzig.)

den und glauben Sie, daß mein Leben zufriedner seyn würde, wenn ich diesen Fehler, diesen unerseßlichen Fehler nicht begangen hätte.

Das ist genug für einen Brief. Wie ist Ihr erster April aufgenommen worden? Ich denke, ich werde Reichthum und Ehre nebst etl. andern Gedichten bald drucken lassen. Wenn wollen Sie mir wieder schreiben? Leben Sie wohl! Ich bin der Ihrige

Gellert.

42.

An den Freiherrn von Craussen.

E. 13. Febr. 1754.

Hochgeborner Freyherr,

Endlich habe ich das Vergnügen, Ihnen zu Ihrem poetischen Werke von Herzen Glück zu wünschen. Der edle und fromme Geist, der aus demselben hervorleuchtet, der Eifer für Weisheit und Tugend, und besonders für die Religion, wird manchen redlichen Leser rühren und erbauen, wenn auch die Poesie den Kunstrichtern nicht an allen Orten gefallen sollte. Es ist nicht um die Ehre der Zeitungen, daß Sie gedichtet haben; nein, Ihre Absicht ist größer. Ich würde vielleicht hin und wieder eine kleine Aenderung gewaget haben; doch ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß habe ich nichts thun wollen. Es werden kaum etliche Sylben seyn, die ich bey dem Drucke gedebert. Die Correctur habe ich besorgt; aber mit was für Glücke, das weiß ich nicht. In dessen danke ich Ihnen außerordentlich für die kleine Gelegenheit, die Sie mir gegeben, Ihnen meine Erkenntlichkeit und vollkommenste Ergebenheit zu bezeugen. Je mehr Sie dieser Gelegen-

heiten machen, desto ruhiger werde ich werden. Die Exemplare, nemlich acht Stück an Ihre Durchlaucht den Herzog von Sachsen-Meinungen, und sechs Stück nach Sandersheim gehen morgen ab. Ich habe vier Exemplare sauber einbinden, und an jedes von den beyden hohen Häuptern zwey beilegen lassen. Es ist so gebräuchlich, daß man einige Exemplare einbinden läßt. Sie sind nicht kostbar, aber schön gebunden, in englisches Leder. Der Fehler wegen der zu zeitig abgeschickten Briefe liegt theils an Herr Kornen, theils an Herr B°. Jener schicket sie und schreibt nichts dazu, und dieser, da ich sie abfordern lasse, hat sie aus übereilter Dienstfertigkeit schon fortgeschicket. Vielleicht liest man das erwartete Werk mit desto größerm Vergnügen. Ich wiederhole die Versicherungen, die ich Ihnen in allen Briefen, theurester Freyherr, von meiner Ehrerbietung und Hochschätzung gebe, und ich fühle allezeit ein neues Vergnügen, so oft ich sie wiederholen kann. Die Verdienste des Dichters, so sehr ich sie schätze, werden bey Ihnen durch noch weit größere Eigenschaften des Geistes überwogen, die tausend Dichter nicht besitzen. Ich verharre mit dem ersinnlichsten Respecte

. Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener

Gellert.

Sellert an Curtius.

L. d. 28. Febr. 1754.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Es kränket mich, daß Herr Wieland nicht in glücklichen Umständen ist**), und ich will mir ein wahres Vergnügen daraus machen, einem so geschickten Manne zu dienen. Doch was rede ich von Vergnügen? Ich halte es für meine Schuldigkeit und wünsche mir nichts, als eine Gelegenheit, die seiner würdig ist. Jetzt habe ich keine. Heißen Sie ihn indessen gutes Muthes seyn. Meine geschicktesten Freunde, Gärtner, Cramer, Schlegel, Klopstock, haben ehebem auch informiren müssen, und jetzt stehen sie in angesehenen Aemtern. Vielleicht ist Herr Wielands Glück auch nicht mehr fern. Hat er etwan Lust etwas aus dem Englischen zu übersetzen?

*) (Aus dem Original mitgetheilt durch K. S. G. Freiherrn von Meusebach.)

**) Wielands Brief an Curtius, aus welchem dieser so etwas geschlossen und an Sellert geschrieben hatte, scheint verloren zu sein. Aus einem spätern Briefe Wielands an Curtius (jetzt mit den zwei Sellert'schen in meinem Besitze), geschrieben Zürich, den 28. Sept. 1755, erfieht man aber, daß Curtius Wieland wohl mißverstanden hatte. „Ich bebaure nur (schreibt Wieland), daß Sie meinerwegen Mühe gehabt haben, da ich die Stelle, welche Sie mir anbieten, aus mehr als einem Grunde nicht annehmen kan; wovon dieser einzige hinlänglich ist, daß ich seit einem Jahre mit einem paar vornehmen Zürchischen Herren wegen Unterweisung ihrer Söhne in einem engagement stehe. Ich habe dieses dem Herrn Abbt von Marienthal, dessen Großmuth ich mit dankbarstem Herzen verehere, schon vor einem Jahre berichtet, ich sehe aber daß mein Brief ihm nicht

Für Ihr so schönes Gedichte *) danke ich Ihnen ganz ergebenst. Ich hoffe Ihnen bald einige Verse von mir schicken zu können. Ihren Aristoteles habe ich noch einmal durchgelesen. Die Uebersetzung und die Anmerkungen, beides gefällt mir vorzüglich; und wie sehr wünschte ich, daß alle Griechen, die übersetzt werden sollten, so schön übersetzt würden!

Ich verharre mit der größten Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohren

gehorsamster Diener

C. F. Sellert.

zugekommen ist. Ich überschickte Ihm damals einen gedruckten Plan, in welchem ich meine Neigung ein Privatlehrer zu seyn öffentlich sagte. Sie scheinen nicht völlig von meinen Umständen berichtet zu seyn. Ich sehe die Situation in der ich mich befinde für so angenehm an, daß ich sie aus tausend andern wählen würde. Ich habe sie auch gewählt. Der Brief den Herr Bodmer, der beste und rechtschaffenste Mann, an den Hrn. Abt Jerusalem vor 2 Jahren schrieb und der meinige, war nicht in der Meinung geschrieben, daß ich eine Beförderung um der Beförderung willen suchte; wir meyneten nur, es wäre gut, wenn ich aus der speculativen Sphäre, worinn ich sonst eingeschlossen war, in ein activeres Leben käme und Bekanntschaften in Deutschland machte, welche mir vielleicht Gelegenheit gäben, in einem weitern Cirkel zu nützen.“ R. H. S. v. Meusebach.

*) Vermuthlich „Philosophisches Lehrgebieth von den Schicksalen der Seele nach dem Tode. Hannover, 1754. 8.“ Derselbe.

44. *)

An J. F. Freiherrn von Cronest.

L. d. 23. März 1754.

Mein lieber Herr Hofrath,

Also bekommen Sie auf einmal einen Brief von Ihrem Graf Moriz, einen von Ihrem Gellert und von eben demselben auch ein Bändchen hübsch gedruckter Gedichte? Das ist viel auf einmal. Werfen Sie alle Ihre Acten bey Seite (es wäre denn, daß Sie ein Lobesurtheil, oder eine Sentenz an Wittwen und Waisen zum Besten zu sprechen hätten) werfen Sie, sage ich, alle Ihre Acten weg und fallen Sie mit Ihrer ganzen Seele auf meine Gedichte und lesen Sie solche ganz in Ihr Herz hinein. Alsbenn, so bald Sie das letzte Wort gelesen haben, nehmen Sie Ihre beste Feder, und schreiben Sie alle gefühlte Empfindungen, alle Critiken auf. Dieser Ihr künftiger Brief soll meine Belohnung, meine Besserung, ein Befehl mehr zu schreiben, ein Befehl, aufzuhören; kurz, er soll mir alles das seyn, was er seyn kann. Sie loben mich? o wie stolz hebt sich mein hypochondrisches Herz empor! Sie loben mich nicht? O wie demüthig gehe ich in meine Kammer und hasse mich einsam! Musste ich noch einmal schreiben? Konnte ich nicht aufhören, da ich fühlte, daß mit die Poesie Arbeit und Kummer ward? Cronesten nicht geführt zu haben? — So werde ich feindselig zu mir sagen, wenn Ihr Brief ohne Ihren Beyfall kömmt. — Den Christen habe ich in der letzten Neujahrsmesse, mitten in meinen hypochondrischen Beschwerden, gemacht, und flehentlich gebetet, daß ich ihn aus reblichem und frommen Herzen machen möchte. Der Stolz ist ein Paar Jahre älter. Wenn

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

Sie Ihr Exemplar gelesen haben: so schicken Sie es doch dem Herrn v. Gleichen, nebst dem an den Herrn v. Kiveri. Ich habe jetzt keins mehr bey der Hand und ich will auch das Porto nicht so unverschämt häufen.

Ich umarme Sie und bin zeitlebens Ihr Freund.

Gellert.

45.

A n B o r s c h w a r d.

L. d. 23. März 1751.

Wem könnte ich wohl meine Gedichte eher schicken, als Ihnen? Sie haben erst heute die Presse verlassen, und o wie eile ich, daß sie bald in Ihre Hände kommen mögen! Der Beyfall der Borschwärde in der Welt, und der Borschwärdirinnen, ist die Belohnung, die ich suche; wenigstens ist dieser Stolz zugleich ein Beweis eines guten Herzens. Lesen Sie also den Augenblick die wenigen Bogen durch. Lassen Sie alles liegen, ich bitte Sie, bis Sie zu Ende sind. Und sobald Sie die letzte Zeile gelesen haben: so nehmen Sie die Feder, und schreiben Sie mir alle Empfindungen, die Sie im Lesen gefühlt, auf. Dieses Verzeichniß wird entweder der gewisste Lobspruch, oder der sicherste Tadel für mich seyn. Sammeln Sie auch die Empfindungen Ihrer liebsten Gattin; sie werden gewiß lehrreich für mich seyn. Der Christ ist das letzte Gedichte, das ich nur in der verwichnen Neujahrsmesse gemacht, nachdem ich etliche Jahre, durch verschiedne vergebne Versuche überredet, geglaubt hatte, ich könnte keine Verse mehr machen. Ich mag Ihnen nicht sagen, was meine hiesigen Freunde von diesem Gedichte urtheilen, damit Ihr Ausspruch desto freyer bleibt. Aber ach wie glücklich wollte ich mich

schätzen, wenn dieses Gedicht, wegen seines Inhaltes, des Beyfalls der Kenner und der Rechtschaffnen würdig wäre! Ich habe neun Tage, ohne Aufhören, daran gearbeitet, alle Quaal der Hypochondrie verläugnet, und wie Gott weiß, oft gebetet, daß ich aus der Fülle eines reblichen und absichtsvollen Herzens machen möchte. Und eben dieses Gedichte hat mich bestimmt, die übrigen auszusuchen und herauszugeben; denn diese liegen alle schon etliche Jahre, manche fünf Jahre, z. E. die Erzählungen, manche drey, manche zwey Jahre. Ja, ich war fest entschlossen, sie nie drucken zu lassen: so sehr fehlte mir der Muth und die Lust, ein Autor zu werden. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mich mehr als einmal, aber vergebens, haben verführen wollen, etwas drucken zu lassen? Wie gut werden Sie mir nunmehr seyn, daß ich noch menschlich genug bin, verführt zu werden! Also, werden Sie sagen, ist wohl ihre böse hypochondrische Epoche vorbey? Wollte Gott, ich könnte dreist Ja sagen! Aber das kann ich nicht. Indessen preise ich Gott, daß es leidlich, daß es nicht mehr so schlimm ist, als ehedem. Ich weiß nicht, wie ich machen soll, daß ich mit mir selbst zufrieden werde. Ich glaube oft, daß ich nicht mehr so gut bin, als sonst; ich glaube, daß die feinen Empfindungen des Herzens sich bey mir verlieren. Und was glauben? Ich fühle es. Ich bin starr, ich werde weder gegen das Gute, noch das Böse, genug empfindlich. Und gesetzt, daß diese Beschaffenheit eine Folge der Krankheit und des Mangels der gehörigen Säfte wäre: so kann ich doch immer die Ursache der Krankheit gewesen seyn, und noch seyn. Weiter will ich nicht klagen; aber einen kleinen Anfang zur Klage, den müssen Sie einem einsamen und anachoretischen Herzen vergeben.

Ob ich Sie diesen Sommer nicht in Berlin besuchen will? Ach ja, den Willen habe ich, so oft ich an Sie denke; und wie oft denke ich nicht an Sie! Aber die Ausführung hat in meinen Umständen große Schwierigkeiten, und diese werde ich nicht

so leicht überwinden. Ersetzen Sie mir den Genuß der Liebe, den ich in Ihrem persönlichen Umgange nicht haben soll, durch Ihre Briefe. Diese haben mich schon oft erquicket; und so lange ich edle Herzen, wenn sie reden, noch zu schätzen weiß: so lange will ich glauben, daß meine Hypochondrie noch nicht aufs höchste gestiegen ist. Wissen Sie, was ich in diesem Augenblicke, da ich dieses schreibe, wünsche? Ich wünschte, daß Sie einen Sohn hätten, den ich zu mir nehmen, und in dem ich mich um seinen Vater und seine Mutter verdient machen könnte. So fromm dieser Wunsch ist, so muß er doch mit der Absicht der Vorsehung nicht ganz übereinstimmen. Aber wenn es möglich wäre, daß Sie die Freuden eines Vaters noch schmecken sollten, wer würde froher seyn, als ich? Ich wünsche mit ganzer Seele Ihnen alles das, was wahrhaft glücklich und zufrieden macht, und bin zeitlebens der Ihrige

G.

46. *)

An Frau Prof. Sulzer.

L. März 1754.

Das Vergnügen von Ihnen gelesen zu werden, ist mir zu groß, als daß ich warten könnte, bis Ihnen ein Buchführer meine Schriften von der Messe mitbrächte. Nein, ich schicke sie Ihnen selber; ich schicke sie Ihnen eher, als meinen andern Freunden, nicht anders als ob ich glaubte, Sie würden sie gern lesen. In der That bin ich auch eitel genug, einen heimlichen Anspruch auf Ihren Beyfall zu machen, und ich stelle mir immer vor, wie Sie bey den Gedichten: Reichthum und Ehre, der Christ,

*) (Aus dem Heberschen Nachlaß.)

hen und glauben Sie, daß mein Leben zufriedner seyn würde, wenn ich diesen Fehler, diesen unerseßlichen Fehler nicht begangen hätte.

Das ist genug für einen Brief. Wie ist Ihr erster April aufgenommen worden? Ich denke, ich werde Reichthum und Ehre nebst etl. andern Gedichten bald drucken lassen. Wenn wollen Sie mir wieder schreiben? Leben Sie wohl! Ich bin der

Ihrige

Sellert.

42.

An den Freiherrn von Craussen.

L. 13. Febr. 1754.

Hochgeborner Freyherr,

Endlich habe ich das Vergnügen, Ihnen zu Ihrem poetischen Werke von Herzen Glück zu wünschen. Der edle und fromme Geist, der aus demselben hervorleuchtet, der Eifer für Weisheit und Tugend, und besonders für die Religion, wird manchen redlichen Leser rühren und erbauen, wenn auch die Poesie den Kunstrichtern nicht an allen Orten gefallen sollte. Es ist nicht um die Ehre der Zeitungen, daß Sie gedichtet haben; nein, Ihre Absicht ist größer. Ich würde vielleicht hin und wieder eine kleine Aenderung gewaget haben; doch ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß habe ich nichts thun wollen. Es werden kaum etliche Stellen seyn, die ich bey dem Drucke geändert. Die Correctur habe ich besorgt; aber mit was für Glücke, das weiß ich nicht. In dessen danke ich Ihnen außerordentlich für die kleine Gelegenheit, die Sie mir gegeben, Ihnen meine Erkenntlichkeit und vollkommenste Ergebenheit zu bezeugen. Je mehr Sie dieser Gelegen-

betten machen, desto ruhiger werde ich werden. Die Exemplare, nemlich acht Stück an Ihre Durchlaucht den Herzog von Sachsen-Weinungen, und sechs Stück nach Sandersheim gehen morgen ab. Ich habe vier Exemplare sauber einbinden, und an jedes von den beyden hohen Häuptern zwey belegen lassen. Es ist so gebräuchlich, daß man einige Exemplare einbinden läßt. Sie sind nicht kostbar, aber schön gebunden, in englisches Leder. Der Fehler wegen der zu zeitig abgeschickten Briefe liegt theils an Herr Kornen, theils an Herr B°. Jener schicket sie und schreibet nichts dazu, und dieser, da ich sie abfordern lasse, hat sie aus übereilter Dienstfertigkeit schon fortgeschicket. Vielleicht liefert man das erwartete Werk mit desto größerm Vergnügen. Ich wiederhole die Versicherungen, die ich Ihnen in allen Briefen, theurester Freyherr, von meiner Ehrerbietung und Hochschätzung gebe, und ich fühle allezeit ein neues Vergnügen, so oft ich sie wiederholen kann. Die Verdienste des Dichters, so sehr ich sie schätze, werden bey Ihnen durch noch weit größere Eigenschaften des Geistes überwogen, die tausend Dichter nicht besitzen. Ich verharre mit dem ersinnlichsten Respecte

. Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener

Sellert.

Sellert an Curtius.

L. d. 28. Febr. 1754.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Es tränkete mich, daß Herr Wieland nicht in glücklichen Umständen ist**), und ich will mir ein wahres Vergnügen daraus machen, einem so geschickten Manne zu dienen. Doch was rede ich von Vergnügen? Ich halte es für meine Schuldigkeit und wünsche mir nichts, als eine Gelegenheit, die seiner würdig ist. Ist habe ich keine. Heißen Sie ihn indessen gutes Muthes seyn. Meine geschicktesten Freunde, Gärtner, Gramer, Schlegel, Klopstock, haben ehedem auch informiren müssen, und ist stehen sie in angesehenen Aemtern. Vielleicht ist Herr Wielands Glück auch nicht mehr fern. Hat er etwan Lust etwas aus dem Englischen zu übersetzen?

*) (Aus dem Original mitgetheilt durch K. H. G. Freiherrn von Meusebach.)

**) Wielands Brief an Curtius, aus welchem dieser so etwas geschlossen und an Sellert geschrieben hatte, scheint verloren zu sein. Aus einem spätern Briefe Wielands an Curtius (jetzt mit den zwei Sellert'schen in meinem Besitze), geschrieben Zürich, den 28. Sept. 1755, erfieht man aber, daß Curtius Wieland wohl mißverstanden hatte. „Ich bedaure nur (schreibt Wieland), daß Sie meinnetwegen Mühe gehabt haben, da ich die Stelle, welche Sie mir anbieten, aus mehr als einem Grunde nicht annehmen kan; wovon dieser einzige hinlänglich ist, daß ich seit einem Jahre mit einem paar vornehmen Zürchischen Herren wegen Unterweisung ihrer Söhne in einem engagement stehe. Ich habe dieses dem Herrn Abbt von Marienthal, dessen Großmuth ich mit dankbarstem Herzen verehere, schon vor einem Jahre berichtet, ich sehe aber daß mein Brief ihm nicht

Für Ihr so schönes Gedichte *) danke ich Ihnen ganz ergebenst. Ich hoffe Ihnen bald einige Verse von mir schicken zu können. Ihren Aristoteles habe ich noch einmal durchgelesen. Die Uebersetzung und die Anmerkungen, beides gefällt mir vorzüglich; und wie sehr wünschte ich, daß alle Griechen, die übersetzt werden sollten, so schön übersetzt würden!

Ich verharre mit der größten Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohren

gehorsamster Diener

C. F. Sellert.

zugekommen ist. Ich überschickte Ihm damals einen gedruckten Plan, in welchem ich meine Neigung ein Privatlehrer zu seyn, öffentlich sagte. Sie scheinen nicht völlig von meinen Umständen berichtet zu seyn. Ich sehe die Situation in der ich mich befinde für so angenehm an, daß ich sie aus tausend andern wählen würde. Ich habe sie auch gewählt. Der Brief den Herr Bodmer, der beste und rechtschaffenste Mann, an den Hrn. Abt Jerusalem vor 2 Jahren schrieb und der meinige, war nicht in der Meinung geschrieben, daß ich eine Beförderung um der Beförderung willen suchte; wir meinten nur, es wäre gut, wenn ich aus der speculativen Sphäre, worinn ich sonst eingeschlossen war, in ein activeres Leben käme und Bekanntschaften in Deutschland machte, welche mir vielleicht Gelegenheit gäben, in einem weitern Cirkel zu nützen.“ R. F. S. v. Meusebach.

*) Vermuthlich „Philosophisches Lehrgebieth von den Schicksalen der Seele nach dem Tode. Hannover, 1754. 8.“ Derselbe.

44. *)

An J. F. Freiherrn von Cronest.

L. d. 23. März 1754.

Mein lieber Herr Hofrath,

Also bekommen Sie auf einmal einen Brief von Ihrem Graf Moriz, einen von Ihrem Gellert und von eben demselben auch ein Bändchen hübsch gedruckter Gedichte? Das ist viel auf einmal. Werfen Sie alle Ihre Acten bey Seite (es wäre denn, daß Sie ein Lobesurtheil, oder eine Sentenz an Wittwen und Waisen zum Besten zu sprechen hätten) werfen Sie, sage ich, alle Ihre Acten weg und fallen Sie mit Ihrer ganzen Seele auf meine Gedichte und lesen Sie solche ganz in Ihr Herz hinein. Alsbenn, so bald Sie das letzte Wort gelesen haben, nehmen Sie Ihre beste Feder, und schreiben Sie alle gefühlte Empfindungen, alle Critiken auf. Dieser Ihr künftiger Brief soll meine Belohnung, meine Besserung, ein Befehl mehr zu schreiben, ein Befehl, aufzuhören; kurz, er soll mir alles das seyn, was er seyn kann. Sie loben mich? o wie stolz hebt sich mein hypochondrisches Herz empor! Sie loben mich nicht? O wie demüthig gehe ich in meine Kammer und hasse mich einsam! Musste ich noch einmal schreiben? Konnte ich nicht aufhören, da ich fühlte, daß mir die Poesie Arbeit und Kummer ward? Cronesten nicht gerührt zu haben? — So werde ich feindselig zu mir sagen, wenn Ihr Brief ohne Ihren Beyfall kömmt. — Den Christen habe ich in der letzten Neujahrsmesse, mitten in meinen hypochondrischen Beschwerden, gemacht, und flehentlich gebetet, daß ich ihn aus redlichem und frommen Herzen machen möchte. Der Stolz ist ein Paar Jahre älter. Wenn

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

Sie Ihr Exemplar gelesen haben: so schicken Sie es doch dem Herrn v. Gleichen, nebst dem an den Herrn v. Rivieri. Ich habe jetzt keins mehr bey der Hand und ich will auch das Porto nicht so unverschämt häufen.

Ich umarme Sie und bin zeitlebens Ihr Freund.

Gellert.

45.

A n B o r s c h w a r d.

L. d. 23. März 1754.

Wem könnte ich wohl meine Gedichte eher schicken, als Ihnen? Sie haben erst heute die Presse verlassen, und o wie eile ich, daß sie bald in Ihre Hände kommen mögen! Der Beyfall der Borschwärde in der Welt, und der Borschwärdirinnen, ist die Belohnung, die ich suche; wenigstens ist dieser Stolz zugleich ein Beweis eines guten Herzens. Lesen Sie also den Augenblick die wenigen Bogen durch. Lassen Sie alles liegen, ich bitte Sie, bis Sie zu Ende sind. Und sobald Sie die letzte Zeile gelesen haben: so nehmen Sie die Feder, und schreiben Sie mir alle Empfindungen, die Sie im Lesen gefühlt, auf. Dieses Verzeichniß wird entweder der gewisste Lobspruch, oder der sicherste Tadel für mich seyn. Sammeln Sie auch die Empfindungen Ihrer liebsten Gattin; sie werden gewiß lehrreich für mich seyn. Der Christ ist das letzte Gedichte, das ich nur in der verwichnen Neujahrsmesse gemacht, nachdem ich etliche Jahre, durch verschiedene vergebne Versuche überredet, geglaubt hatte, ich könnte keine Verse mehr machen. Ich mag Ihnen nicht sagen, was meine hiesigen Freunde von diesem Gedichte urtheilen, damit Ihr Ausspruch desto freyer bleibt. Aber ach wie glücklich wollte ich mich

schätzen, wenn dieses Gedicht, wegen seines Inhaltes, des Beyfalls der Kenner und der Rechtschaffnen würdig wäre! Ich habe neun Tage, ohne Aufhören, daran gearbeitet, alle Quaal der Hypochondrie verläugnet, und wie Gott weiß, oft gebetet, daß ichs aus der Fülle eines reblichen und absichtsvollen Herzens machen möchte. Und eben dieses Gedichte hat mich bestimmt, die übrigen auszusuchen und herauszugeben; denn diese liegen alle schon etliche Jahre, manche fünf Jahre, z. B. die Erzählungen, manche drey, manche zwey Jahre. Ja, ich war fest entschlossen, sie nie drucken zu lassen: so sehr fehlte mir der Muth und die Lust, ein Autor zu werden. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mich mehr als einmal, aber vergebens, haben verführen wollen, etwas drucken zu lassen? Wie gut werden Sie mir nunmehr seyn, daß ich noch menschlich genug bin, verführt zu werden! Also, werden Sie sagen, ist wohl ihre böse hypochondrische Epoche vorbey? Wollte Gott, ich könnte dreist Ja sagen! Aber das kann ich nicht. Indessen preise ich Gott, daß es leidlich, daß es nicht mehr so schlimm ist, als ehedem. Ich weiß nicht, wie ichs machen soll, daß ich mit mir selbst zufrieden werde. Ich glaube oft, daß ich nicht mehr so gut bin, als sonst; ich glaube, daß die feinen Empfindungen des Herzens sich bey mir verlieren. Und was glauben? Ich fühle es. Ich bin starr, ich werde weder gegen das Gute, noch das Böse, genug empfindlich. Und gesetzt, daß diese Beschaffenheit eine Folge der Krankheit und des Mangels der gehörigen Säfte wäre: so kann ich doch immer die Ursache der Krankheit gewesen seyn, und noch seyn. Weiter will ich nicht klagen; aber einen kleinen Anfang zur Klage, den müssen Sie einem einsamen und anachoretischen Herzen vergeben.

Ob ich Sie diesen Sommer nicht in Berlin besuchen will? Ach ja, den Willen habe ich, so oft ich an Sie denke; und wie oft denke ich nicht an Sie! Aber die Ausführung hat in meinen Umständen große Schwierigkeiten, und diese werde ich nicht

so leicht überwinden. Ersetzen Sie mir den Genuß der Liebe, den ich in Ihrem persönlichen Umgange nicht haben soll, durch Ihre Briefe. Diese haben mich schon oft erquicket; und so lange ich edle Herzen, wenn sie reden, noch zu schätzen weiß: so lange will ich glauben, daß meine Hypochondrie noch nicht aufs höchste gestiegen ist. Wissen Sie, was ich in diesem Augenblicke, da ich dieses schreibe, wünsche? Ich wünschte, daß Sie einen Sohn hätten, den ich zu mir nehmen, und in dem ich mich um seinen Vater und seine Mutter verdient machen könnte. So fromm dieser Wunsch ist, so muß er doch mit der Absicht der Vorsehung nicht ganz übereinstimmen. Aber wenn es möglich wäre, daß Sie die Freuden eines Vaters noch schmecken sollten, wer würde froher seyn, als ich? Ich wünsche mit ganzer Seele Ihnen alles das, was wahrhaft glücklich und zufrieden macht, und bin zeitlebens der Ihrige

G.

46. *)

An Fran Prof. Sulzer.

E. März 1754.

Das Vergnügen von Ihnen gelesen zu werden, ist mir zu groß, als daß ich warten könnte, bis Ihnen ein Buchführer meine Schriften von der Messe mitbrächte. Nein, ich schicke sie Ihnen selber; ich schicke sie Ihnen eher, als meinen andern Freundinnen, nicht anders als ob ich glaubte, Sie würden sie gern lesen. In der That bin ich auch eitel genug, einen heimlichen Anspruch auf Ihren Beyfall zu machen, und ich stelle mir immer vor, wie Sie bey den Gedichten: Reichthum und Ehre, der Christ,

*) (Aus dem Heberschen Nachlaß.)

Ihrem lieben Mann zuzusehen, mich einen guten Menschen heißen und ihn verfahren werden, mich auch zu lesen. Er wird nun freylich nicht so sanft mit mir verfahren; er ist gelehrter als wir beyde; er wird Fehler sehen, wo wir keine wahrnehmen; aber ich tröste mich, daß die Sulzerinn mich vertheidigen wird, wenn Sulzer mich crittirt. Und was will er machen? Aus Liebe für seine Frau muß er doch zu widersprechen aufhören. Ueberhaupt habe ich in meinem ganzen Leben mehr Glück bey den Frauenzimmern gefunden, als bey den Männern; und darauf bin ich stolz. Denn daß jene mehr seine Empfindungen, mehr Mitleiden haben, mit einem Worte mehr Herz sind, als diese, das haben die Besten unter den Männern selbst gesagt, und ich werde nicht aufhören, es zu sagen. Ich werde mich auch beständig mehr zu ihrem Geschlechte halten, als zu dem meinigen. Was soll ich bey den Männern mit tiefem Verstande? Traurig und starr werden? Das kann ich für mich; und ich habe nur gar zu männliche Fähigkeiten in dem Falle. Ich will auch darauf nicht hören, was die Männer zu meinen Gedichten sagen werden. Genug, wenn ich dem Geschlechte gefalle, das zur Freude des Lebens geschaffen ist.

Aber liebe Madame, ich rede so trozig von Ihrem Manne; nun wird er mir nicht erlauben, daß ich ihn diesen Sommer besuchen darf? Ich dünkte, ich widerriefe das, was ihn in diesem Briefe angehet. Ein Mensch, der hypochondrisch ist, überzellt sich oft und meynt es nicht böse, auch wenn er böse aussteht. Will er sich durch diese Abbitte nicht besänftigen lassen; nun Madame, so erlauben Sie mir nur, daß ich Sie besuchen und durch Ihre Zufriedenheit einige Tage meines Lebens zufrieden werden darf. Im Ernste, Madame, ich bin ein ordentliches Kind. Ich möchte herzlich gern nach Berlin; ich tröste mich oft damit; ich weiß, wie wenig es geschehen wird, und doch betrüge ich mich, als würde es geschehen. So sind die Menschen, die es nur halb sind.

Ich küsse Ihnen lieben Gutes mit brüderlichem Herzen, ihn
und Ihre kleine Nachwelt, und bin mit der vollkommensten
Hochachtung ic.

G.

 47. *)

An Rabener.

E. März 1754.

Mein liebster Rabener,

Ich hätte Ihnen das Postgeld, meynen Sie, ersparen und
mit meinen Gedichten warten können, bis Sie zur Messe ge-
kommen wären? Aber ich meyne es nicht, und vielleicht werden
Sie es auch nicht mehr meynen, wenn Sie das kleine Werk
durchgelesen haben. „Rein, mein lieber Gellert, dazu habe ich
„ist keine Zeit, ich habe nöthigere Sachen zu thun, als müßige
„und schwerfällige Poeten zu lesen; ich bin ißt für das Vater-
„land da, und nicht für den Parnas, den sich ein jeder meiner
„Freunde aufrichtet.“ Ja doch. Sie haben Recht. Aber mar-
tern Sie mich nicht. Lesen Sie mich immer; es soll das letzte-
mal seyn, daß Sie mich lesen. Sie können doch nicht immer
arbeiten, nicht immer referiren und catastriren, oder wie es
heißt. Lassen Sie sich eine Bouteille Wein bringen und lesen
Sie mich diesen Abend noch. In einer Stunde haben Sie mich
gelesen und der Wein wird Sie gewiß beleben, wo es meine
Poesie nicht thun kann. Also wollen Sie mich lesen? Nun Sie
sind auch ein recht gutes Kind. „Rein wenn ich Sie lese, werde
„ich kein Kind seyn. Ich werde Sie richten und da kann es
„leicht kommen, daß Sies bereuen, mich so flehentlich zu Ihrem

*) (Aus dem Peterschen Nachlaß.)

„Leser gemacht zu haben.“ Gut, ich überlasse mich Ihrer richterlichen Gewalt. Es wird Ihnen doch zu weh thun, als daß Sie mir alles das Böse sagen könnten, was Sie denken, wenigstens wird es Ihnen zu viel Mühe machen, als daß Sie alles niederschreiben sollten, was Sie in einer Stunde boshaft denken; und endlich haben Sie die Gabe, Ihr Böses noch schön zu sagen: also will ichs immer darauf ankommen lassen.

Aber ganz im Ernste! Sie werden sich wundern, wie ich zu den Gedichten komme, da ich seit etlichen Jahren so hypochondrisch unfruchtbar gewesen bin. Die meisten davon, mein lieber Rabener, sind vier und fünf Jahre alt. Die Erzählungen sind es durchgängig; denn das ist gewiß, daß ich seit vielen Jahren nichts mehr erzählen kann, und daß ich künftig niemals mehr erzählen werde. Reichthum und Ehre hat lange im Manuscripte geseufzt. Den Christen habe ich in der Neujahrsmesse gemacht, und diesen haben Schlegel und viele andere sehr gelobt. Und gleichwohl habe ich gedacht, ich könnte keine Verse mehr machen, und in der That habe ich dieses aus mehr als einem vergeblichen Versuche glauben müssen. Ich kann es kaum erwarten, bis ich Ihr Urtheil von den Gedichten lesen werde. In der That verliere ich, daß ich meine kritischen Freunde nicht mehr um mich habe; und wie herzlich gern hätte ich Ihnen das Manuscript zugesandt und Ihre Critiken gehabt? Aber sollen Sie sich hinsetzen und Ihre Anmerkungen aufschreiben? So begehrtlich habe ich bey Ihren Arbeiten nicht seyn können. Und wenn kann man das alles niederschreiben, was man in einer Stunde sagen und erweisen kann? Wenn Sie zufrieden mit mir sind, so schreiben Sie mir bald. Wenn Sie aber nicht bald schreiben, so soll mir dieses ein trauriges Kennzeichen seyn, daß Sie es nicht sind. — Weis ich denn nichts mehr um den Brief voll zu machen? Nichts, in der Welt nichts, als daß ich Sie herzlich bitte, bald eine liebe, recht liebe Frau zu nehmen. Die Jahre unsers Früh-

lings, lieber Rabener, sind so schon vorbei. Ich umarme Sie und bin zeitlebens der Ihrige.

S.

48 *)

Rabener an Sellert.

Dresden, d. 24. März 1754.

Lieber Kleiner**),

Wenn Sie meinen Beyfall aus der geschwinden Antwort schließen wollen; so hätte ich Ihnen wohl mit einer Staffette antworten mögen. Sie sind ein allerliebster Schleicher, so schleichernd, wie Ihr hochender Apoll auf dem Titelblatte. Da ich von Ihnen kaum eine gereimte Zeile vermuthet, so überraschen Sie mich mit einem Bändchen, worinnen ich meinen Sellert ganz finde. Ich würde mit Ihrer Furchtsamkeit sehr unzufrieden seyn, wenn Sie im Ernst aufhören wollten, mehr zu schreiben. Wollen Sie nicht mehr erzählen? — aber warum wollen Sie das nicht mehr? so geben Sie uns Lehrgebächte, in denen Sie gewiß glücklich sind. Wissen Sie, daß mir der Stolz am besten gefällt? Die Gedanken sind neuer, als in Reichthum und Ehre: doch hat auch dieses Stück, gleich dem Christen, vorzügliche Schönheiten. In den Erzählungen weiß ich beynabe keine Wahl zu treffen; sie sind alle schön. Die 2. 3. 12te und 13te kommen mir entweder nicht neu genug, oder nicht sorgfältig genug erzählt vor. Der Informator wird wohl confiscirt

*) (Rabeners Briefe, herausgeg. von Weiße S. 260. ff.

**) Rabener pflegte Sellerten, in Beziehung auf seinen ältesten Bruder, den Oberpostcommissarius in Leipzig, so zu nennen. Weiße.

werden; ob sie den frommen Gedicht in die D^{tes} Zeitung einrücken möchten? daran zweifle ich fast. Ich freue mich, daß Sie das auf unsern Grafen mit beydrucken lassen. Er verdient, von Ihnen auf diese Art öffentlich gelobt zu werden; und vielleicht hat es auch künftig seinen großen Nutzen, wenn es ihm einmal, als Excellenz, ungefähr wieder in die Hände fallen sollte. Einen einzigen Punkt haben Sie darinne vergessen. Bey einer neuen Auflage können Sie immer noch eine Strophe nach der zehnten Strophe einrücken. In dem Gedichte auf Gramern ist viel Pärtlichkeit und Weisagung, außerdem würde ich es mehr für ein Gedicht für bekannte Freunde, als für die fremde Welt halten. Die Stelle S. 133.

Da liebe Töchter, liebe Söhne, ic.

müssen Sie schlechterdings Selbst, und mit Ihrer eignen menschensfreundlichen Nieme lesen, wenn sie gefallen soll. Inzwischen ist der Gedante gar christlich, und er bringt mich auf den erbaulichen Kirchengesang:

Schöne

Söhne

Und die Docken,

Die den Kocken

Fein abspinnen,

Und die Zeit mit Kunst gewinnen!

Unser Gramer wird ist wohl bey Ihnen seyn. Wie benedice ich Sie!

Leben Sie recht wohl, und haben Sie mich recht lieb.

Mein letzter Segen ist:

Seh er ruhig, es er und trink er ic.

Schreib er fleißig Bücher, mein Sohn

Oder, welches einerley ist:

**Auf! wag' es noch einmal; vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb' und Wein! Verläugne dich, und schreib!**

**Dieses wünscht mit Herr Wendlern
Ihr**

reblücher Rabener.

Extract

aus dem bresdnischen Anzeiger.

sub. rubr. Allerhand Kleine Schriften 2c.

Leipzig. Uthier haben wir aus dem Wendlerischen Verlage abermal ein Werkchen bekommen, welches den Titel führt: **Lehrgedichte und Erzählungen von Gellerten, groß Octav, 9 Bogen.** Es ist dieses eine Sammlung gar lehrreicher Denksprüche, die uns der sel. Mann hinterlassen hat, und die seine Erben zusammen drucken lassen. Wir hätten gewünscht, daß einige Nachricht von seinem Leben vorgefetzt wäre. Da er schon vor zwey Jahren gestorben ist *), so würde es noch Zeit seyn, verschiednes von seiner Person und Umständen zu sammeln. Der selige Mann gehörte unter die großen Geister, die mehr als eine Sphäre füllen, und seine tiefe Einsicht in die Berg- und Metallenwissenschaften **) werden ihn in seinem Vaterlande unsterblich machen. Wir freuen uns, daß der Herr Pastor B** in C** Hoffnung macht, eine ausführliche Beschreibung von seinen Le-

*) Der Ruf hatte ihn bazumal todt gefaget. Weiße.

**) Dies bezieht sich auf eine Stelle im Journal Krauzer, wo man bey Gelegenheit der Recension der Metallurgie des Herrn Berg-commissionrath Gellerts in Freyberg, ihn mit dem Dichter verwechselt, und sich verwundert hatte, daß ein Mann in einer so trocknen Wissenschaft zugleich ein so guter Dichter seyn könnte. Weiße.

bensumständen künftige Peterpaulmesse zu liefern. An Druck und Papier hat der Verleger nichts gespart. Wir wollen zur Probe von diesen Gedichten eine anakreontische Ode einrücken:

An

den Herren Grafen

Johann Moriz von Brühl.

ic. ic.

Wie gefällt Ihnen dieses Extractchen, mein lieber Kleiner? Ich erstaune, da es mir den Augenblick in die Hände fällt, als ich den Brief schließen will. Sehn Sie, daß wir in Dresden auch Geschmack haben! Am 26. März.

49.

An den Freiherrn von Crauffen.

E. d. 2. Apr. 1754.

Hochgebohrner Freyherr!

Ich bin unendlich zufrieden, daß Ihr Werk in Sanbersheim so gnädig aufgenommen worden ist. Wer kann Ihnen dieses Vergnügen mehr gönnen, und wer muß es Ihnen mehr gönnen, als ich, da ich Dankbarkeit und Liebe zugleich gegen Sie empfinde? Mir haben Sie keine Mühwaltung mit Ihren Poesien verursacht; nein, theuerster Freund und Gönner, nun ist alles Freude für mich, wenn Sie nur ruhig und mit mir zufrieden sind. Aber wie können Sie von Dankbarkeit reden? Was bin ich Ihnen im Rahmen meiner Mutter nicht schuldig? Ich habe nichts gethan, was nicht ein jeder auch nur halb rechtschaffner Freund thun würde. Die Auslage für die vier Bände beträgt zwey Thaler, Sächsisch.

Ich bin beynah mit Ihnen zugleich Autor geworden, aber nur im Kleinen; und ich würde mir das Vergnügen machen, Ihnen meine Gedichte früher, als allen andern, zu schicken, wenn das Postgeld nicht höher käme, als das Werk selbst. Endlich weiß ich, daß Sie solches von Herr Kornen beynah eben so geschwind haben können. Möchte Ihnen doch meine gute Absicht so wohl gefallen, als mir Ihre rühmliche Absicht bey Ihren Gedichten hat gefallen müssen.

Sie sind wieder gesund? Gott sey gepreiset! Er erhalte Sie ferner, und erfülle die Wünsche Ihrer Seele! Meine Gesundheit ist nicht die beste; aber auch nicht die schlechteste. Lieben Sie wohl, und lassen Sie mir den Ruhm, daß ich Sie vor tausend andern verehere und liebe. Ich bin gewiß zeitlebens der Ihrige

Sellert.

50.

A n B o r s c h w a r d .

E. d. S. Apr. 1754.

Wenn auch kein Mensch weiter meine Gedichte lobte, so würde Ihr Brief allein mich für alle meine Mühe reichlich belohnen. Wie vortreflich haben Sie mich gelobet! Ich bin oft im Lesen zweifelhaft geworden, was ich lieber seyn möchte, ob der Lobende oder der Gelobte. So lang Ihr Brief ist, so hielt ich mich doch oft im Lesen auf, um ihn noch länger für mein Vergnügen zu machen. Oft las ich etliche Seiten flüchtig, um ein Recht zu haben, ihn noch einmal zu lesen, und nicht alles auf einmal zu wissen. Bald erwachte die Eigenliebe, bald eine kleine Bescheidenheit, bald die Dankbarkeit und Liebe gegen Sie, halb ein gutes Gewissen. Endlich, da ich mit Lesen fertig war, sprang

ich von dem Stuhle auf, und sagte: Gott Lob! Gott Lob! daß ich so glücklich bin; daß ich solche Freunde habe! Er übertrifft mich an Güte des Herzens weit, der gute Borchward! — Ich gieng in der Stube herum, und überdachte das Vergnügen, das ich haben würde, wenn ich Sie igt umarmen könnte. Doch ich will Ihnen nicht alles sagen, was ich empfand, ich möchte Ihnen zu viel sagen. Und Ihrer liebenswürdigen Frau, wie viel bin ich dieser Dank schuldig? So ist sie gewiß Ihrer Meinung und Ihrer Empfindung in Ansehung meiner Gedichte? Was für ein glücklicher Autor bin ich nicht! Und Ihr lieber Bergius, mein Freund, ist auch mit mir zufrieden?

Was kann ich mehr begehren?

Mit dem erfliegten Ruhm soll still mein Herz sich nöhren.

Im guten Verstande! Ich habe heute eine französische Uebersetzung der Schwedischen Gräfin, in Berlin gedruckt, in den Händen gehabt. Wer muß der Mann seyn, der mir diese Ehre erwiesen hat? Kennen Sie ihn etwan? Das Französische ist, beucht mich, ohne Fehler; ob es nach dem Genie der Sprache frey und beredt genug ist, das muß das Ohr eines Franzosen ausmachen. Wie herzlich wollte ich wünschen, daß die Uebersetzung recht schön seyn, und mich für die Schmach der übersehten Fabeln und für eine Englische, aber elende Uebersetzung der Schwedischen Gräfin, die vor ein paar Jahren in London herausgekommen, schadlos halten möchte. Man hat mir mehr als einmal französische Uebersetzungen, sowohl von den Comödien, als den Trostgründen, und der Gräfin, bald aus Halle, bald aus Magdeburg, bald aus Strasburg, im Manuscripte zugeschiedet; ich habe aber den Druck allemal verboten. Diese Messe werde ich eine Uebersetzung oder vielmehr eine Nachahmung der neuesten von meinen Fabeln aus Paris erhalten. Der Uebersetzer ist der Herr von Riverie, ein Mitglied der Academie zu

Amiens, der sich in Paris aufhält. Er ist ein Poet, das ist schon Trost genug. Er wird, wie er mir durch einen guten Freund hat schreiben lassen, der ihn in Paris hat kennen lernen, diesen Sommer nach Seipzig kommen, aus Liebe zu mir; das ist sehr schmeichelhaft. —

Die Adresse folget. Ich danke Ihnen noch einmal für Ihren vorzelllichen Brief, die Copie Ihres Herzens und Ihres Verstandes; ich grüße Ihre beste Frau, alle Ihre Freunde, und bin der Ihrige

G.

 XI. *)

M u s e o r u m .

E. d. 9. Apr. 1754.

Hochedelgebohrner, Hochzuverehrender Herr Professor,

Sie haben mir zu viel Ehre erwiesen, als daß ich Ihnen nicht den verbindlichsten Dank dafür abstaten sollte; eine Ehre, die ich mir würde gewünschet haben, wenn ich hätte wünschen dürfen, die ich aber von einem so berühmten Scribenten nicht erwarten konnte. Ihre Uebersetzung der Schwedischen Gräfin, wird eher des Fehlers beschuldiget werden, daß sie das Original verschönert, als daß sie es geschwächet hätte. Ich bin freylich kein Kenner der besondern Schönheiten der frantzösischen Sprache; allein der allgemeine Beyfall, den sich Ew. Hochedelgeb. durch Ihre berechte Schreibart erworben, kann bey mir wegen der Güte Ihrer Uebersetzung, die Stelle der Einsicht und des Be-

*) (Aus dem Original, das sich in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet, mitgetheilt von Hrn. Dr. G. Erteländer.)

weises vertreten. Ist etwas gutes in diesem Romane, und dieses dürfte ich beynahе sicher glauben, da Sie sich die Mühe gegeben haben, ihn zu übersezen; so wird Ihnen die Welt weit nachbrüchlicher für Ihre Bemühung danken, als ich es thun kann. Ich will nicht eifersüchtig werden, wenn man der Uebersetzung einen Vorzug vor dem Originale giebt: ich will mich vielmehr glücklich schäzen, daß eine Arbeit von mir durch Ihren Geiſt belebter und nütlicher geworden ist. Sollten die Kunſtrichter die Fehler meines Romans, durch die Hülfe Ihrer Uebersetzung, desto genauer bemerken: so will ich mich damit trösten, daß durch diese Uebersetzung auch manche gute Empfindung in dem Herzen eines Ausländers wird erweckt werden. Ich wiederhole also meine Dankſagung und verharre mit der vollkommensten Hochachtung

Erw. Hochedelgeböhren

gehorsamster Diener
C. F. Sellert.

52. *)

E. d. 9. Apr. 1754.

Madame!

Da die Uebersetzung der Schwedischen Gräfin aus so guten Händen kömmt, und da Sie durch dieselbe den Druck einer schlechten verhindert haben: so würde ich sehr unbillig handeln, wenn ich Ihre Bemühung nicht mit allem Danke erkennen und Ihnen Glück dazu wünschen wollte. Ich zweifle nicht, daß die

*) (An die Verlegerin von Formey's Uebersetzung der Schwedischen Gräfin. Aus: Siebenter bis achtzehnter Brief von Sellert. Berlin 1770. No. 18.)

Uebersetzung eines so geschickten und berühmten Mannes, als der Herr Professor Formey ist, nicht sollte gesucht und mit Vergnügen gelesen werden.

Daß Sie die schlechten Uebersetzungen nicht in Verlag genommen, dadurch haben Sie mir den größten Dienst von der Welt erwiesen, und ich ersuche Sie inständig, mir diese Wohlthat fernrer zu erzelen.

Zugleich danke ich Ihnen für das überschickte Exemplar ergebenß und verharre mit der schuldigsten Hochachtung

Madame

Ihr verbundenster Diener
C. F. Sclert.

58.

Sclert an seine Schwester.*)

L. d. 4. Juni 1754.

Liebe Schwester,

Ich bin, Gott sey gepriesen! wieder in Leipzig, und habe das Mühselige der Reise und der Cur zum andernmale überstanden. Ich habe das Wasser nur vierzehn Tage getrunken, und bin überhaupt nur sechzehn Tage in Carlsbad gewesen; aber unruhiger als das erstemal, ich weiß nicht warum, vielleicht hat der Mangel an Gesellschaft etwas, oder wohl das Meiste, beygetragen. Es war, außer Dr. Tillingen, niemand zugegen, mit dem ich umgehen konnte, und dieser gute Mann machte

*) (Sclerts ältere Schwester, die Wittve des Diaconus Biehle in Hainichen. Die Briefe an sie sind abgedruckt aus: Sclerts Familienbriefe, herausgegeben von Saubte.)

Sclert V.

7

mich durch seine Furchtsamkeit noch furchtsamer. Gleich nach den ersten Tagen wünschte ich mich wieder fort, und dieser Wunsch verließ mich selten. So sind wir kindische Menschen. In Leipzig wünschte ich bald ins Carlsbad zu kommen, und schmeichelte mir, wie gelassen und ruhig ich da seyn, und mein Schicksal abwarten würde. Kaum war ich daselbst, so sahe ich, daß ich mich hintergangen hatte, und nun war mir Leipzig der Ort, den ich wünschte und suchte. Genug, es ist alles vorbey, und vielleicht läßt mich Gott noch eine gute Wirkung des Brunnens genießen. Das sehe ich, daß meine Gesundheit sehr unbeständig ist, und daß ich oft in wenig Augenblicken von allen Kräften komme, ohne zu wissen wie. So bin ich denn wieder in Leipzig; darum bat ich Gott, und ich will getrost seyn. Was macht die liebe Mama? Was macht Ihr alle? Ich grüße sie und Euch, und hoffe bald das Beste von Hause zu hören. — Dr. Lilling hat sich wieder als ein wahrer Freund um mich verdient gemacht. Lebt wohl, Gott gebe es Euch und mir.

S.

54.

An dieselbe.

L. d. 24. Juni 1754.

Der Zufall der guten Mama hat mich erschreckt; aber Gott sey Dank, daß er keine schlimmern Folgen gehabt hat. Er wird ihr helfen bis an das Ende ihrer Tage. Vielleicht sehe ich sie künftige Feyerstage. Denn daß ich verreise, ist in meinen Gedanken, wenn Gott will, fest beschlossen; aber ich weiß nicht wohin. Es kann kommen, daß ich die ganze Zeit von Ostern

bis Pfingsten zu einer Reise für meine Gesundheit und Ruhe anwende. Ich habe Ursache, Gott herzlich zu danken wegen meiner jetzigen Gesundheitsumstände. Sie sind nicht mehr so ängstlich, als da ich bey Euch war. Lebt alle wohl, Gott gebe es!

G.

55.

An dieselbe.

E. d. I. Juli 1754.

Ich habe jetzt des Tages fünf Collegia, so viel habe ich ihrer nie gehabt. Vielleicht denke ich weniger an mich, wenn ich mit Arbeit überhäuft bin. Meine Gesundheit ist noch sehr wandelbar; aber, Gott sey Dank! in voriger Woche habe ich etliche glückselige Tage gehabt. Das Lied, das der Bruder in Freyberg ehemals von mir erhielt, will ich Euch schicken, wenn ichs finde. — Ich grüße die liebe Mama, und wünsche ihr Leben und Gesundheit. Künftigen Donnerstag ist mein Geburtstag. Wünscht mir, daß dieser Tag ein Tag der Freude und der Ruhe für mich seyn möge.

G.

An den Freiherrn von Crauffen:

E. d. 17. Juli 1754.

Hochgebohrner Freyherr,

Mit Ihrem Urtheile über meine neuen Gedichte bin ich vollkommen zufrieden, und ich sehe Ihren Beyfall als eine meiner größten Belohnungen an; denn was kann man sich mehr wünschen, als dem rechtschaffenen Manne und dem Kenner zugleich, zu gefallen. Die Erzählungen halte ich selbst nicht für so munter, als die ersten; und ich weiß es gewiß, daß ich in meinem Leben keine mehr machen werde. Diese Periode ist vorbey; und das muß dem Poeten genug seyn. Von Ihren Gedichten sind nicht mehr als Fünfhundert Exemplare gedruckt worden, wie mir Breitkopf gesaget hat. Ich weiß nicht, warum er eine größere Anzahl verläugnen sollte; wenigstens schien es nicht so, als ob er zurückhielte. — In meiner Schuld, theuerster Freyherr, sind Sie nicht. Ich aber bin sehr gewiß in der Ihrigen, und werde es, wie ich sehe, zeitlebens seyn, wenn Sie nicht dies Geständniß für die Vergeltung selbst ansehen. Gott lasse es Ihnen doch so wohl gehen, als ichs Ihnen und mit mir so viele Rechtschaffne, wünschen. Ich kann nicht aufhören diesen Wunsch zu wiederholen, und mit der ersinnlichsten Hochachtung zu verharren

Erw. Hochgebohren

gehorsamster Diener
Sellers.

57. *)

An den Grafen Moriz von Brühl. **)

L. d. 18. Juli 1754.

Ihr kleines moralisches Gedicht ist in der That schön. Ich will es gar nicht von allen Fehlern frey sprechen; dadurch würde ich meine Aufrichtigkeit und Ihren rühmlichen Charakter beleidigen. Es ist allemal die Eigenschaft eines großen Genies, den Tadel zu fordern, um den Ruhm desto mehr zu verdienen. Und wer hat wohl bey seinem ersten Versuche in der Poesie gleich ein Meisterstück geliefert? Indessen wiederhole ichs, daß Ihr Gedicht, bey seinen kleinen Fehlern, große Schönheiten hat. Ja ich kann Ihnen zuversichtlich sagen, daß in dem ganzen Ganzen kein so starkes Gedicht steht. Sind Sie mit dieser Ehre zufrieden? Kurz, Ihr Gedicht verdienet kritisiert zu werden. Das ist in der Sprache der Kunstrichter sehr viel gesagt. Und diese Kritik werden Sie wohl von mir, und zwar mit diesem Briefe erwarten? Nein, liebster Graf, das ist mir iht unmöglich. Ich müßte wenigstens zween Bogen Anmerkungen aufsetzen, wenn ich mich deutlich ausdrücken wollte; und wie könnte ich das, da ich täglich fünf Stunden und eine Korrektur habe, die mich auch zwe Stunden und wohl hundert kummervolle Ach! D! und So! kostet. Ich will lieber bald auf Ihre Kosten nach Dresden kommen, und Ihnen meine Kritik mündlich sagen. Indessen bitte

*) (Aus dem Heyerschen Nachlaß. Von den Herausgebern der Sammlung von 1774 (Nr. 12.) beträchtlich verkürzt und verändert.)

**) (Hanns Moriz von Brühl, Neffe des Ministers, geb. d. 20. Dec. 1736 zu Wiederau; ging 1755 im Auftrage des Sächsischen Hofes nach Paris; 1759 nach Warschau; 1764 Sächsischer Gesandter in Paris, dann in London, wo er am 9. Jan. 1800 starb.)

ich Sie, theuerster Graf, lassen Sie sich von den Zaubereyen der Poesie nicht zu sehr hinreißen. Ich kenne die Gewalt dieser Sirene. Sie sind, so glücklich Ihr Genie auf der poetischen Seite ist, doch ganz gewiß zu größern Dingen bestimmt. Von diesen darf Sie die Poesie nicht abziehen. Sie soll nur Ihren Geist beschäftigen, wenn Sie in jenen nicht arbeiten können oder sollen. Vergessen Sie nie, daß Addison einer der größten Staatsmänner in England war; so wie er einer der größten Dichter gewesen ist. Ihre Moral in Ihrem Gedichte ist vortrefflich und ich umarme Sie mit belohnenden Küssen. O liebster und vortrefflicher Graf, lassen Sie nicht zu, daß das Geräusch des Hofes Ihnen diese Stimme der Wahrheit und Tugend unvernehmlicher macht. Ich weiß wieviel dazu gehöret, unter tausend Verführungen der List und des Ehrgeizes rühmlich zu widerstehen; allein ich weiß auch, welch edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, glückseliger Moriz: In seinen lebhaftesten Jahren, in dem Angesichte des Hofes über alle den falschen Reiz der Wollust und der falschen Ehre durch Weisheit und durch den Zuruf eines empfindlichen Gewissens triumphiren! O wie werden Sie mich noch lieben, wenn ich lange von der Welt bin! Wie werden Sie, zufrieden mit sich und der Welt, in der Stunde der Betrachtung oder an der Seite einer liebenswürdigen Byron Ihren Freund segnen, der Ihnen nichts schöneres zu sagen wußte, als Ihre Pflicht. Ja, ich weiß es, mein Wort gilt bey Niemanden soviel als bey Ihnen, denn eigentlich ist es Ihr eignes Wort. Daß Sie noch nicht im Collegio arbeiten dürfen, o das ist schön! Indessen können Sie sich üben, ein großer Minister zu werden und doch auch die schönen Wissenschaften lieben und schätzen. Sie werden sich den Beyfall zu verdienen suchen und doch in den Beyfall des Hofes ein gerechtes Mißtrauen setzen. Es giebt elende Geschöpfe, die unsere Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen, wie sie sind; es giebt elende Ge-

schöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch Verdienste so weit über sie erhaben sind, und die uns durch tausend Künste bis zu sich, bis zu der Ausschweifung herunter zu stürzen suchen. Aber was sage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich mit diesen Sittensprüchen begeistert; ohne die Liebe zu Ihnen würden es lauter Beleidigungen seyn; aber so sind es die Ausflüsse eines Herzens, das Sie hochachtet, das Sie verehret, das Sie ewig lieben und bewundern will. Ja, das sind es. Leben Sie wohl und lieben Sie Ihren

G.

 SS. (14.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Dresden, d. 27. Juli 1754.

Liebster Freund,

Bin ich nicht sehr verwegen? Ich wage es, Ihnen zu antworten, statt daß mich die Vortrefflichkeit Ihres Briefs davon hätte zurückhalten sollen. Allein wie sollte ich nicht von Ihrer Freundschaft alles erwarten, von der Sie mich so schön versichern? Ja, liebster Freund, diese macht mich verwegen, und ich müßte Sie weniger lieben, und wie ist das möglich? wenn sie nicht diese Wirkung auf mich thun sollte. Eben diese ist es, der ich schon so viel zu verdanken habe; und ich werde nur so lange glücklich seyn, so lange ich sie zu erhalten wissen werde. Aber wie kann ich Ihnen nur den geringsten Theil davon erwidern? Mit dem dankbarsten Herzen bleibe ich noch stets unerkennlich, und o wie süße ist es nicht, so übertroffen zu werden! Glauben

Sie indessen nicht, liebster Freund, daß mein Herz nur im geringsten von seiner Dankbegierde haben verlieret. Nie schlug es dankbarer für Sie in meiner Brust, und niemals auch war es zufriedner, als es jetzt ist.

Ich danke Ihnen unendlich für die Güte, mit der Sie mein Gedicht beurtheilen. Ihr Beyfall ist sowohl die Wirkung Ihrer Rücksicht als Ihrer Scharfsichtigkeit, und er würde mir weit minder angenehm seyn, wenn Sie in Beurtheilung desselben nur die erstere gebraucht hätten. Verzeihen Sie mir den Verlust der Zeit, die es Sie gekostet. Ich erwarte Sie nebst Ihren Anmerkungen. Das erste, was Sie zu thun haben, ist, daß Sie Ihre Reise nach Dresden antreten. Alles wartet auf Sie, und der ganze Hof ist ungeduldig auf Ihre Ankunft. Fünf Collegia und Eine Correctur können, beucht mich, schon warten. Leben Sie wohl, und vergessen Sie niemals, daß ich es mein größtes Vergnügen seyn lasse, Sie zu lieben und zu verehren. O! wie glücklich macht mich schon jetzt Ihre Freundschaft, und wie viel glücklicher wird sie mich nicht einst machen, wenn ich sie mehr werde verdient haben!

Ihr

Brühl.

50. (15.)

An den Grafen Maximilian von Brühl.

L. d. 18. Oct. 1754.

Verdiene ich nicht Ihr Lob? Ich reife sechs und zwanzig Meilen, um Sie zu sehen, und Ihnen zu sagen, wie hoch ich Sie schätze. Das soll mir ein andrer Hypochondrist nachthun,

wenn er kann. Indessen darf ich auf das gute Werk meiner Reise eben nicht stolz seyn; denn so beschwerlich sie auch gewesen ist, so bin ich doch reichlich dafür belohnet. Ich habe meinen Grafen Morig wieder gesehen, und ihn so liebenswürdig gefunden, als ich wünschte. Dieses Vergnügen hat die Natur der Jugend, die uns nicht nur bey der Anstalt und bey der Ausübung, sondern am meisten durch eine stille Erinnerung belohnet. Ja, theuerster Graf, so lange Sie fortfahren, die große Hoffnung zu erfüllen, die ich mir von Ihrem Verstande und dem, ihm gleichen Herzen mache: so werde ich bey aller meiner Anruhe immer noch eine Nahrung zur Aufrechterhaltung haben, und nicht glauben, daß ich ganz vergebens gelebet. Mein letzter Wunsch, wenn ich sterbe, soll noch Ihre Wohlfahrt seyn; und meinen Freunden will ich als Vermächtniß die Pflicht hinterlassen, Ihr rühmliches Leben der Nachwelt zu erzählen. „Und alles mit „Einem Worte zu sagen, wird Ihr künftiger Biograph Ihren „Lobspruch beschließen: Er fürchtete Gott, darum war „er so groß!“

So wenig Sie diese Stelle aus Ihrer künftigen Lobrede in diesem Briefe vermuthet haben werden: so habe ich Sie doch damit lieber als mit einer ermüdenden Erzählung meiner Reise unterhalten wollen. Genug, ich bin wieder in Leipzig, und ein Posamentirer aus Dresden ist mein getreuer Gefährte gewesen. Er hat mir den Tod seiner Kinder mit tausend Thränen, die Liebe zu seiner krank zurückgelassenen Frau recht poetisch schön, und seine Unfälle, seine Armuth, sein Vertrauen auf die Vorsehung während seines zwölffährigen Aufenthalts in der Fremde, das harte Herz seiner geizigen Schwiegermutter recht erbaulich beschrieben. So bin ich von einer Postkutsch zur andern gekommen, weniger langsam, als ohne diesen Mann gesehen seyn würde. Leben Sie wohl.

G.

L. d. 6. Nov. 1754.

Ja wohl, Sir Carl, das ist ein Mann, der möchte ich lieber seyn, als König der Helben. O wenn ich nur sein Herz ganz hätte, so wäre ich der glücklichste Sterbliche. Und der Vater, der Schöpfer dieses Sir Carls, den beneide ich, indem ich ihn verehere, bewundre und liebe. Warum ward ich nicht auch in England geboren? Ob ich ihn lieber habe als den Fiel: ding? Tausendmal lieber, ob ich gleich diesem in seiner Art seine Verdienste gern zugestehe.

Wie mirs geht? Erträglich; besser, als vor Jahren um diese Zeit; nicht so gut, als ich wünschte; weit besser, als ich verdiene. Bis hieher hat mir der Herr geholfen, und ich bete ihn in diesem Augenblicke für alle seine Barmherzigkeit an, und ermuntere Sie, indem Sie dieses lesen, ihm mit mir zu danken. Ich habe heute mehr Muth als sonst, und durch wen habe ich ihn? Er begehret mein, so will ich ihm aushelfen. — Ich bin bey ihm in der Noth — Göttliche Worte! Und o was ist die Freude der Seelen für ein Gut. Wäre ich doch jetzt bey Ihnen, daß ich, durch Ihr Beyspiel gestärkt und belebt, alle das Glück des Lebens und der Freundschaft, der Ruhe, ganz in mein Herz sammeln könnte! Oder wäre ich doch ein Gefährte Ihres Vergnügens auf dem Lande bey Ihrem lieben Halbbruder gewesen! Ich gönne Ihnen den glücklichen Monat, den Sie in Sauen zugebracht. Aber Sie melden mir nicht, ob Sie ihn in der Gesellschaft Ihrer lieben Frau genossen: doch das ist keine Frage; sonst würde er Ihnen nicht so schön gewesen seyn. Sie ist mir doch noch gewogen? Antworten Sie immer: Das ist auch keine Frage!

Dem Herrn von Formey bin ich sehr viel Dank für seine schöne Uebersetzung schuldig. Einer meiner Zuhörer übersetzt, oder hat den 3ten Theil seines Christlichen Philosophen übersetzt; ich wollte wünschen, daß die ersten beyden Theile auch ihm vorbehalten gewesen wären. — Der Herr von Riverie ist noch nicht hier, und seine Fabeln sehe ich auch nicht. — Die Einlage ist bestellt; und ich weiß nichts weiter zu sagen, als was ich Ihnen schon tausendmal gesagt habe, daß ich ewig der Ihrige bin

G.

61.

A u b e n s e l b e n .

L. d. 4. Dec. 1754.

Herr Reich, der Buchhändler aus der Weidmannischen Handlung, reiset nach Berlin. O wie gern reiste ich mit, um meinen lieben, theuren Vorkward brüderlich zu umarmen, und an seiner Seite die Last meiner Hypochondrie einige Tage zu verreiben! Aber der Winter, mein Körper, meine Collegia, das sind ja Hindernisse genug. Indessen grüße ich Sie durch diesen Brief mit eben der Liebe und dem Sorgen eines Freundes, der gegenwärtig ist, und sage Ihnen, daß meine Hochachtung und Erkenntlichkeit für Sie nie höher steigen können, wenn wir auch noch einmal so lange leben sollten, als wir schon gelebt haben. Ich weiß es, wie sehr Sie mich lieben. Alle Ihre Briefe sagen mirs auf die durchdringendste und edelste Art, die ich nicht nachahmen, aber desto mehr fühlen kann. Wie mancher Trost, den ich oft gehört, oft gedacht, ist mir in Ihren Briefen neu und doppelt kräftig geworden; denn Sie, Sie sag-

ten mit ihn! Möchte ich Ihnen doch bald, nicht durch Drost, nein, durch herzliche Theilnehmung an neuen Scenen der Freude Ihres Lebens, alle meine Liebe und Dankbarkeit, mein ganzes gutes Herz beweisen können! Sie wissen schon, was ich für Scenen der Lust magne.

Der Welt eine Clarissa oder einen Grandison zu geben. Aber was rede ich? Müssen nicht auch unschuldige und fromme Wünsche auf das Wohlgefallen der Vorsehung zurück gesetzt werden, wenn sie nicht aufhören sollen, gut zu seyn? Ich will bey dem Grandison der Erbdichtung bleiben. Der vierte Theil ist fertig. Ich glaube, daß ihn Reich schon nach Berlin geschickt hat, außerdem würde ich Ihnen mein Exemplar aufbringen, ob ichs gleich selber im Deutschen noch nicht gelesen habe. Ich bin durchaus in dies Buch verliebt, und zwingt alle junge Herren, daß sie es auswendig lernen sollen. Ebert, der Uebersetzer, der glückliche Uebersetzer Youngs, hat einen grotesken, aber doch schönen Einfall bey der Durchlesung des siebenten Theils gehabt. Wenn ich, spricht er zu Professor Gärtner in Braunschweig, den Grandison geschrieben hätte: so wüßte ich gewiß, daß ich selig werden müßte. Gott vergebe es ihm! ich muß es ihm vergeben. O hätte doch Ebert den Grandison übersezt, und eben er sollte ihn nach meinem Plane übersezen; aber er konnte, und wollte nicht.

Die Uebersetzung des Herrn Riverie ist angekommen. Er hat eine gewisse Anzahl aus meinen und aus des Engländer's Bay seinen Nabeln, den London in das Begräbniß der Könige gelegt hat, übersezt. (Ich kann sterben, wenn ich will, man trägt mich gewiß nicht in das Churfürstliche Begräbniß nach Freyberg.) Kurz, der Herr von Riverie hat mir viel Ehre, zumal in der Vorrede, die ziemlich französisch ist, erwiesen; und da ich das Original bin, so darf ich nicht Richter seyn. Wenn

ich wüßte daß ich keine Citellheit beglunge: so laß ich Ihnen ein Exemplar von Arctee holen. So lange habe ich geredt, ohne an das Klagen zu denken? Und könnte ich nicht Klagen? Leben Sie wohl! Liebster Borchward. Grüssen Sie Ihre Frau, meine Freundin; grüssen Sie Ihren Bergius. Ich bin ewig Ihr Freund und Diener

G.

62. *)

An Johann Andreas Cramer.

L. d. 6. Dec. 1754.

Ehwerster Cramer!

So wie ich vielleicht der erste Leser Deiner Predigten gewesen bin, so will ich auch — nicht der erste Richter, das kann ich nicht — nein, der erste und aufrichtigste Lobredner seyn. Ich bewundere Dich. Wo ich Dich sehe, in welcher Scene der Wissenschaft und der Beredsamkeit es auch sey, da sehe ich meinen ganzen Cramer, Dich ganz mit Deinem großen Genie, mit Deinem durchdringenden Verstande, mit Deiner fruchtbaren und freywillig gehorchenden Einbildungskraft, mit Deinem seligen Gedächtnisse. Vergieb mir meinen Lobspruch; er quillt aus dem Innersten meines Herzens. Vergieb mir ihn und glaube ihn; Du mußt ihn glauben; Du bist es werth, ihn nach dem Buchstaben glauben zu dürfen. Habe Dank, guter trefflicher Cramer, für Deine Reden. Sie haben mich schon eben so sehr erbaut, als vergnügt, und meine Zuhörer in der Beredsamkeit hören

*) (Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius. Anhang S. 639.)

schon Stellen aus ihnen, ehe sie noch fertig sind; denn ich habe nicht mehr als zehn oder zwölf Bogen, da ich dieses schreibe, gelesen, und diese Bogen habe ich mir von Breitkopfen selber geholet, selber erbettelt, selber geheftet, und jetzt schicke ich Herrn B. demüthig an ihn, mir die übrigen, die aus der Presse seyn werden, zukommen zu lassen. O herrlicher Gramer, wie Klein werde ich mir, wenn ich Dich lese, und wie groß auf der andern Seite, wenn ich Dich als meinen Freund, als meinen Bruder denke! Gott lasse es Dir und Deiner Charlotte und Deinen Kindern vorzüglich unaufhörlich wohlgehen, und Dein König müsse noch täglich Dich mit neuer Gnade belohnen. Er ist es unter allen Prinzen, der es am würdigsten thun kann, obgleich nicht der einzige, der es thun würde. Meinem Grafen Moriz will ich Deine Neben, sobald ich sie habe, schicken. O wie wird er mich lieben! wie werde ich mir ihn zu Dankfagungen gegen mich, zu süßen Empfindungen gegen die Religion und gegen ihren Prediger verbinden!

So weit habe ich mit einer wahren Hitze geschrieben. Ich will aufhören, damit ich Dich nicht von Neuem lobe. Lebe wohl, liebster Freund, theurer Gramer, liebe mich unaufhörlich, bete für mich täglich. Ich bin ewig Dein Freund.

Gellert.

63. (16.)

An den Grafen Moriz v. Brühl.

L. d. 12. Dec. 1754.

Ihr letzter Brief verbienet zwei Antworten, und mehr als zwei; so schön ist er. Alles lebt darinnen von einer ungekünstelten Anmuth und gefällt wie die natürliche Farbe eines Gesichts, die aus einem heitern Geiste und aus einem gesunden Blute her-

vor blüht. Nun werden Sie bald ein kleiner Cicero werden, und da werden denn unsre Nachkommen die Briefe des Grafen Moriz v. Brühl an seinen Atticus fleißig in den Schulen lesen, und sorgfältig darüber commentiren. „Doctor Bartslet, wird es heißen, mit dem er ihn in dem und dem Briefe vergleicht, ist nicht in dem Gelehrten-Lexico zu finden; wir muthmaßen aber, daß es ein tieffinniger Gelehrter und großer Publicist gewesen seyn muß, und zwar aus vielen Ursachen.“ — Ich wollte diese Ursachen eben ausfindig machen, und eben igt bekomme ich einen Correcturbogen von der schwedischen Gräfinn, der mir die Lust dazu benimmt. Mein Brief soll sich auch gleich schließen. Wie hat Ihnen Herr Rivieri gefallen? Der Verfasser der Briefe über die Engländer ist doch wohl Herr Le Blanc? Haben Sie den Grandison ganz? Bald will ich Ihnen Gramers Predigten und den ersten Theil seiner Psalmen schicken. O wie werden Sie mir für diese Bücher danken! Bald wäre ich mit nach Dresden gekommen. Ich empfehle Ihnen den Herrn Cammerjuncker von B....., desgleichen die Lotterie meiner Vaterstadt aufs beste, Leben Sie wohl, liebster bester Graf. G.

64.

Graf Moriz v. Brühl an Sellert.

Dresden, d. 14. Dec. 1754.

Liebster Sellert,

Sehen Sie, wie lieb mich meine Freunde haben! Selbst in ihrer Gegenwart verlangen sie, daß ich an Sie schreiben soll, und wie sollte ich der Freundschaft mein eigen Vergnügen abschlagen? Wenn Sie uns nur zusammen sähen! Der Herr von B.... und B.. lesen beide mit einer Stille, die ich bewundere, und das zwar bloß aus Furcht, mich zu stören. Sie mögen mir

es nun bald abgemerkt haben, wie sehr ich Sie liebe, und Sie gewinnen selbst durch die Achtung gegen unsere Freundschaft in meinem Herzen. Aber wie soll ich Sie für alles Vergnügen belohnen, das mir Ihre Briefe gemacht haben? In was für einem angenehmen Gesichtspuncte zeigt mich Ihnen Ihre Einbildungskraft! Lassen Sie sich ja nicht von dieser Betrügerinn hintergehen. Indessen, wenn ich gleich nicht bey unsern Enteln die Stelle des Cicero vertrete, so werde ich doch vielleicht die Stelle des Atticus bey ihnen verdienen. Ward nicht Atticus dadurch berühmt, daß Cicero an ihn schrieb, und könnte ich es nicht eben sowohl werden, da Sie an mich schreiben? Doch das wollen wir der Nachwelt überlassen. Ist muß ich Ihnen für Ihren Beyfall danken, und Ihnen sagen, daß ich niemals zufriedner bin, als wenn ich ihn verdienen kann.

Wie mir der Herr von Riveri gefallen hat? Ziemlich wohl. Aber Sie gefallen mir doch unendlich besser. Ich bin immer noch der Meynung, daß man keinen Poeten, dessen Vorzüge in dem Ungekünstelten und Leichtem, kurz, in dem Naiven bestehen, nur mittelmäßig gut übersetzen kann. Oft ist es die Art, womit ein Gedanke gezeigt ist, oft eine Redensart, oft nur ein Wort, welches uns gefällt, und sobald man Eines davon wegnimmt, so hört der ganze Gedanke auf, uns zu gefallen. Wie viel hat Ihre Erzählung von der Fliege und der Spinne nicht verloren! Der Herr le Blanc ist eben auch der Verfasser der Briefe über die Engländer. Ich erwarte die Werke von Gramern mit der größten Ungebuld. Wie schön werden sie nicht seyn! Gewiß, ich werde Ihnen den größten Dank dafür wissen, und ich freue mich nicht wenig, daß Sie meine Gedanken im voraus errathen. — — Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

65. *)

An J. F. Freiherrn von Cronst.

L. d. 21. Decbr. 1754.

Liebster Baron,

Sind Sie böse, daß ich so lange nicht an Sie geschrieben habe? Nein, das sind Sie nicht. Und gleichwohl, warum haben Sie mich nicht beschämnet, warum haben Sie mir mein Stillschweigen nicht vorgeworfen, warum haben Sie seit einem halben Jahre nicht an mich geschrieben? Sie dem das Schreiben ein Vergnügen, und dessen Briefe mit Wollust sind? Sind Sie krank? Nein. Das fürchte ich nicht. Sind Sie mit Geschäften und Arbeiten beschwert. Das glaube ich; und dennoch kann ich keine Arbeit denken, die Sie so sehr ermüden sollte, daß Sie nicht an Ihren Gellert dächten. Ist es der Autor, der mich um Ihre Briefe bringt? Das will ich noch am ersten ertragen. Vielleicht schicken Sie mir statt eines Briefs eine Racinische Tragoedie; und diese können Sie gewiß schreiben, gewiß, ganz gewiß, sobald Sie nur einen guten Plan haben. Ihr Leichtgläubiger übertrifft alle Ihre vorigen Comödien. Der Charakter, als ein Gemälde, ist trefflich; nur weiß ich nicht, ob er genug comische Züge hat. Er ist schön, aber nicht stets lachend schön. Vielleicht drückte ich mich dunkel aus; vielleicht habe ich Unrecht. Der rührende Theil Ihres Stücks hat große Wirkung auf mich gethan. Und die Sprache dieses Theiles geht beynah in das Erhabne. Sie verstehen mich. Wie ist die Action des Nachspieles, von dessen baldiger Aufführung Sie in dem letzten Briefe gedacht haben, abgelaufen? Wo ist denn der Baron Gleichen? Ich bin ihm eine Antwort schuldig. Grüßen Sie ihn tausendmal in meinem Namen, wenn Sie an ihn schreiben. Melden Sie ihm, daß ich noch keine Briefe von dem Herrn von Riveri erhalten. Aber

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

Gellert V.

8

seine Fabeln sind da. Ich will kein Richter seyn, weil ich das Original bin. Genug, der Mann hat mir viel Ehre erwiesen, und verdient den ersinnlichsten Dank von mir. Seine Nachrichten, die er in der Vorrede giebt, sind sehr mangelhaft. Warum hat er nicht an Sie oder mich sich gewendet und einen Aufsatß verlangt. Wie gefällt Ihnen die treffliche Aesthetik? Nicht wahr, mein lieber Cronst, diese Begegnung habe ich nicht verdienst? Sie hat mich sehr gekränket und ich lerne an ihr, meinen Beleidigern zu vergeben. So werde ich mich wohl am besten rächen. Warum schicken Sie mir nichts von Ihrem Wochenblatte? Thun Sie es doch, mir zur Freude. Von Göttern werden igt Predigten, schöne Predigten, und auch die ersten funfzig Psalmen gedruckt. O wie klein werde ich mir, wenn ich mich gegen diesen Mann stelle! Sein Genie gleicht an Größe dem Meere, dem er igt nahe ist. Des Lessins Briefe haben mir vortreflich gefallen. Zachariae hat in reinklosen Versen die vier Tagzeiten besungen, ich hoffe mit dem Glück seines Vorgängers. Sie werden igt gedruckt. Ob ich gesund bin? Ja, diese Woche über habe ich dies Glück und das Glück der Feiterkeit mehr geschmecket, als seit zwey Jahren. Und ich habe angefangen, eine gewaltige Menge von Briefen, die ich in diesem Jahre unbeantwortet gelassen, zu beantworten, und bin bald damit fertig; so stark habe ich mich geföhlet. Unser Graf Moriz, der Sie sehr liebt und verehret, lebt wohl; und der Hof hat ihm noch keinen Eintrag gethan. Er behauptet seinen trefflichen Character der Beramunft und Tugend zur Ehre. Und nun, mein liebster Cronst, leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, lieben Sie mich, umarmen Sie mich in Gedanken und nehmen Sie den aufrichtigsten Glückwunsch zu dem künftigen Neuenjahre, zu allen Ihren rühmlichen Absichten und Unternehmungen, zum ganzen Plane Ihres künftigen Schicksals, von mir an, ich bin der Ihrige
 Gellert.

66. (18.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 27. Dec. 1754.

Mein lieber Graf,

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungeflüme Ihrer Freunde und doch so schön geschriebenen Brief, so gut ich kann, zu belohnen: so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Cramerischen Psalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig seyn kann. Ein junger Preussischer Officier ... hat hier von seiner verstorbenen Tante eine Erbschaft von fünf oder sechs tausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlangte, zweymal bey dem Advocaten L.. gesprochen, und einmal mit ihm nebst diesem Manne gespeiset. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, steng er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. — „Sie, mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen?“ — Nun ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert; und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Ist kommt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten: Er soll kein Zeuge meiner Schulbigkeit seyn. — Ich nahm es, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erschrock ich zum zweytenmale. Dieses freudige Schrecken that eine mächtige Wir-

Zung auf mein Herz. Nicht das Geld (nein das Geld konnte es nicht seyn; dieß bringt nie in das Innerste der Seele); bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost seyn, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich? sagte ich bey mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärest du? Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. So bald man sie ausbrückt, so giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund hat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen, als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angesteckt hatte, herausgerissen. Er ist ein gelassener, bescheidener und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Diene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet. Er will als Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört. Er schreibt gut und will dieß der Abhandlung vor meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, sein Herz und nicht

meine Abhandlung ist die Mutter seiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgesetzt. — — —

Nun, das ist ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Brust thut mir weh, so lange habe ich gefessen. Leben Sie wohl; so glücklich, als ich mir zu seyn wünsche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dieß wäre also der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da seyn? Gut! Nun das gebe Gott!

G.

67.

An den Freiherrn von Craussen.

L. d. 30. Dec. 1754.

Hochgebohrner Freyherr,

Meine letzte Beschäftigung in diesem Jahre soll zugleich eine meiner angenehmsten seyn. Ich will mich aller der besondern Gnade und Liebe, womit Sie mich nun schon so lange erfreut, lebhaft erinnern, den Werth derselben von neuem fühlen, Ihren edelmüthigen Character durchdenken, und mich der Hochachtung und Ergebenheit, die ich Ihnen so gern schuldig bin, ganz überlassen, und mich durch aufrichtige Wünsche für Ihr langes Leben, für die Ruhe Ihres Geistes und die Dauer Ihrer Gesundheit befriedigen. Dieses alles will ich thun, Theuerster Gönner und Freund, und ich thue es in diesen Augenblicken. Niemand kann Ihre rühmlichen Eigenschaften und Absichten höher schätzen, als ich sie schätze, und Niemand kann Ihnen mehr Gutes gönnen, als ich Ihnen gönne und zeitlebens gönnen werde und gönnen muß. Gott lasse es Ihnen in dem Jahre, das uns wieder entgegen eilet, und in allen den künftigen Jahren Ihres Lebens

nach dem Wunsche eines Herzens gehen, das die wahre Ruhe kennet und sich ihr täglich mehr nähert. Er lasse Ihre löblichen Anstalten der Welt und Ihrem Geschlechte immer heilsamer und nützlicher werden, und Sie die süßen Früchte eines guten Bewußtseyns täglich einerndten. Nach diesem Wunsche ersuche ich Sie um Ihre fernere Liebe gegen mich, und um die Fortsetzung des Vertrauens, mit dem Sie mich zeither beehrt haben. Ihre Georgica sind mir nicht zu Gesichte gekommen; ich will sie aber diese Messe von Herr Kornen selbst fordern. Ich hoffe, daß Sie durch ihn die ersten funfzig Psalmen des Herrn Hofprediger Gramers erhalten werden, wenigstens sind sie bald fertig, und ich schmeichle mir, daß sie Ihren Beyfall größtentheils erlangen werden, sowohl als seine Reden. Ich habe diesen Mann, der vor acht Jahren hier studierte, und mich jetzt so weit übertrifft, mit bilden helfen, und seine Größe voraus gesehen. Also ist unser Pageborn auch todt? Ich habe Nachricht, daß er als ein guter Christ gestorben ist. Sein Nachruhm ist ihm sehr versichert. Doch was ist der Nachruhm? Ich wünsche nur, bald eine erfreuliche Nachricht von Ihnen zu hören, und verharre mit der ersinnlichsten Hochschätzung

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener
C. F. Sellert.

Für das Gedichte, die Majestät im Kleinen, danke ich Ihnen gehorsamst. Der Lobspruch, den Sie mir darinnen ertheilen, ist nur gar zu groß, gar zu gütig.

Mein lieber Herr Better,

Nein, ich habe Ihre Klagen gar nicht übel genommen, ich danke Ihnen vielmehr für Ihr Vertrauen gegen mich, und liebe Sie wegen der Bescheidenheit, mit der Sie sich über Ihre verheerlichen Umstände beklagen, nur desto mehr. Aber wenn ich Ihnen nur auch Ihr Schicksal erleichtern könnte! Und was durch? Durch mein Mitleiden? Das haben Sie, und das werden Sie stets haben, und eben so gewiß werde ich auch Ihre Umstände zu verbessern suchen, so bald sich eine Gelegenheit zeigt. Ist weis ich nichts zu thun, als Sie zur Geduld zu ermuntern, oder Sie vielmehr in dem Muth zu stärken, mit dem Sie Ihr beschwerliches Schicksal ertragen. Fahren Sie fort Ihre Pflicht genau zu beobachten, und durch Klugheit und Bescheidenheit den übeln Begegnungen so auszuweichen, als es die Umstände erlauben. Lassen Sie sich aber auch durch keine niedrige Menschenfurcht zu irgend etwas verleiten, das im geringsten wider Ihr Gewissen ist, und durch keine Begierde, Andern gefällig zu werden, sich um Ihren eignen Beyfall bringen. Nichts ist in unsern Umständen so geringe, das nicht unter der Regierung der Borsehung stünde. Dieser große Gedanke wird Ihr Herz stärken, wenn Sie ihn oft und viel denken, und die Erinnerung dieser beschwerlichen Lage wird Ihnen in glücklichern Stunden noch eine reiche Materie zum Danke und Vertrauen gegen Gott werden. Wir sind nicht für uns allein in der Welt da. Unsere schlimmen Umstände haben oft einen unvermerkten und nützlichen Einfluß auf Andere. Und wer weiß, was Ihr Bepspiel, Ihr Bezeigen, Ihr Unterricht noch nach vielen Jahren an dem Orte für Gutes stiften, an dem Sie sich iht, nach Ihren Gedanken, vergebens aufhalten. Die Erfahrung, die Sie einsammeln, die Kenntniß der

Menschen, die Sie sich erwerben, die Geduld, die Sie lernen, die Bekanntschaft mit einem wackern Manne, den Sie ohne diese Umstände nicht würden haben kennen lernen; alles dieses sind zuverlässig Vortheile, die Ihnen auf Ihre Lebenszeit nützen werden. Glückselig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! Dieses lassen Sie Ihr Orakel seyn, wenn Ihr Herz unter so vielen und täglichen Verbrießlichkeiten unruhig seufzet. Ueberdies sehen Sie vor sich in eine angenehme Scene Ihrer künftigen Tage hinaus. Ein Jüngling, der seine Jugend unschuldig und tugendhaft zubringt, der mit der Tugend Klugheit und Fleiß verbindet, kann als Mann nicht unglücklich seyn. Nein, mein lieber Vetter, das Herz Ihres frommen und gewiß seligen Vaters, das auch in Ihnen schlägt, wird nicht ohne Belohnung bleiben. Ihr Schicksal ist von einer gütigen Hand angeleget, warten Sie nur, bis es Zeit seyn wird, daß es sich zu Ihrem Vortheile entwickelt. Wir sind so kurzichtig, darum kömmt uns vieles so fremd und hart vor, das doch in dem Zusammenhange unser Glück ist. Endlich hindert Sie ja nichts, wenn sich Ihnen eine vortheilhaftere Gelegenheit zeigt, solche zu ergreifen, und ich will zu dieser Absicht nichts unterlassen, was Sie von mir wünschen können. Nur getroßt! Wer recht thut, darf Niemanden scheuen. Sagen Sie sich dieses täglich vor, und werden Sie ruhig und lieben Sie mich; denn ich bin gewiß Ihr aufrichtiger Freund.

6.

69. (9.)

A n s e r n * * .

1754.

Ohne Ihren bereyten und mit Ihrem ganzen Herzen angefüllten Brief würde mich Ihre Zurückkunft aus fremden Ländern

nur halb vergnügt haben; so aber erfreut sie mich vollkommen. Ich sehe es in jeder Zeile, daß Sie noch mein Freund sind, und es immer seyn werden. Was soll ich nun auf alle Ihre Liebe antworten? Ich umarme Sie in Gedanken, preise die Vorsichtung, die Sie glücklich zurück gebracht hat, und wünsche den Ihrigen und Ihrem Vaterlande Glück. Erfüllen Sie die Hoffnung, lieber Freund, die sich mein Herz beständig von Ihnen gemacht hat, und helfen Sie das Beste der Welt so vorzüglich befördern, als Sie vor Andern die Kräfte und den Willen dazu empfangen haben. Das Amt wird nicht mehr fern seyn, das Ihre Pflichten näher bestimmen soll. Nehmen Sie es an, auch wenn es nicht das größte seyn sollte. Kein Amt ist so geringe, worinne ein geschickter und rechtschaffener Mann nicht tausend Gelegenheiten finden sollte, nützlich zu seyn und seinen Verstand sowohl als seine Wissenschaften zu zeigen. Wir lassen nicht selten, aus großer Begierde, und viel Geschicklichkeiten zu erwerben, die besten Jahre vorbegehen, schon erlangte Geschicklichkeiten zu gebrauchen, und unser Leben verfliehet unter der stolzen Vorbereitung, es recht glücklich anzuwenden. Ist ein Mann, welcher der Republik seine täglichen Pflichten in einem bestimmten, wenn auch schon weniger ansehnlichen Amte mit Rechtschaffenheit abträgt, der seine Familie weise und liebevoll regieret und versorgt, und in den Armen einer würdigen Gattinn und an der Seite hoffnungsvoller Kinder das Glück des Lebens mit den unter seiner Würde zu finden weiß; ist der, sage ich, kein nütlicher und glücklicher Mann? Müßten wir erst große Würden erringen, ehe wir glücklich seyn können? Aber verfall' ich nicht in den Fehler des Docirens, daß ich Ihnen alles dieses sage? Ja, es würde ein Fehler seyn, wenn ichs aus einem andern Grunde, als aus Liebe, und zu einem Manne, der weniger mein Freund wäre, gesagt hätte. Eine fortgesetzte Beschäftigung, mit einem Worte, die Arbeit ist zu unserer Ruhe

unentbehrlich; dieß weiß ich aus der Erfahrung. Und daß die Liebe einer vernünftigen Gattinn eine große Belohnung für den arbeitsamen Mann, und ein Schutz vor tausend Anfällen der beschwerlichen Einsamkeit ist, das ist eben so wahr, als jenes, wenn ich es schon nicht aus der Erfahrung weiß. Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald wieder.

G.

70. (11.)

An den Herrn Baron von S^o.

.1754.

Der Dienst, den ich Ihnen geleistet, ist auf meiner Seite sehr geringe, und ich habe mehr Ursache, Ihnen für die Gelegenheit, die Sie mir zur Ausführung einer guten Absicht gegeben, selbst zu danken, als den Dank anzunehmen, den Sie mir schriftlich abgestattet, und der mehr ein Beweis eines sorgfältigen und gütigen Vaters, als eine Belohnung ist, die ich wirklich verdienet hätte. Indessen glaube ich gewiß, daß ich Ihnen Herrn Söhnen einen rechtschaffnen und geschickten Mann zum Hofmeister gewählt habe. Er wird seine Fehler haben, denn wer ist ohne Fehler? Allein ich glaube, daß es solche seyn werden, die Sie oder die Frau Gemahlinn durch ihre Aufmerksamkeit bald verbessern werden. Er hat etwas gezwungenes in seiner Stellung, das mir nicht gefällt; allein es ist doch tausendmal besser, als das Nohe und Ungefittere, das junge Leute oft mit von der Unversität bringen. Und ich weiß gewiß, er wird das Gezwungene in der Gesellschaft, in die er jetzt eintritt, unter den freyern Sitten des Landlebens bald verlieren. Da er einen sanften Charakter und dabey ein gefestigtes Wesen hat, so hoffe ich, er soll sich die Liebe und die Folgsamkeit der jungen Herren bald er-

werden. Und da er Geduld hat, geduldig ist, zerkühen, ma-
 len, und in der Baukunst kleine Risse machen kann; so hoffe
 ich, er soll die beiden Kinder an sich ziehen und leicht un-
 terhalten können. Er wird ihnen den Fleiß nicht zur Last,
 sondern mehr zu einer angenehmen Nothwendigkeit zu machen
 suchen, und übrigen sich nach den besondern Fähigkeiten und
 Genies seiner Untergebenen richten: dieß ist nach meinem Erach-
 ten die doppelte Regel aller guten Unterweisung. Und was kann
 ein Hofmeister, der Geschicklichkeit und guten Willen hat, der
 in seiner Pflicht von dem Ansehen und den Vorschriften der Kel-
 tern unterstützt, durch ihr Vertrauen und ihren Beyfall mehr
 ermuntert, und durch die Lehrbegierde seiner Schüler angefeuert
 wird, nicht in etlichen Jahren bey ihnen ausrichten? Ob Herr
 P.. gleich kein Theolog ist, so bin ich doch sicher, daß er den
 jungen Herren die Grundsätze der Religion durch Unterricht und
 Beyspiele immer mehr eindrücken, und sie frühzeitig lehren
 wird, daß die wahre Tugend ein Glück aller Menschen und keine
 beschwerliche Last sey. Ich hoffe, er wird ihre Herzen lenken,
 selbst indem er sich nach ihren Neigungen zu richten scheint, und
 nie vergeffen, daß alle Wissenschaft, alle Künste, die man er-
 lernt, aller Wiß, aller Verstand den Mangel eines guten Her-
 zens nie ersetzt, und daß der gelehrte Mann unendlich weniger
 ist, als der rechtschaffne. Ich bin mit der vollkommensten Hoch-
 achtung und Ergebenheit &c.

G.

 VL. (12.)

H x P e r r u B * *.

1754.

Beynahe habe ich in den letzten Wochen dieses Jahres nichts
 gethan, als die Briefe meiner Freunde und Gönner beantwortet

tet, und wie könnte ich den Ihrigen vergessen, wenn ich auch noch so vergesslich, noch so ermüdet wäre? Aber was soll ich Ihnen auf alle Ihre berebten Dankklagen antworten? Sie sind gewiß aufrichtig, so hoch sie auch getrieben sind, und deswegen sind sie mir schätzbar, ob ich mir gleich nur einen kleinen Theil davon zueignen kann, und das Uebrige als eine Belohnung ansehen muß, die ich erst noch zu erwerben habe. Habe ich Ihnen also anders gedienet; habe ich jemals zur Verbesserung einer Ihrer guten Eigenschaften durch meinen Unterricht oder mein Beyspiel etwas beygetragen: nun wohl gut, so hören Sie eine Bitte von mir an, durch deren Erfüllung Sie mich zeitlebens und unendlich belohnen können. Erweisen Sie Andern eben die guten Dienste, die Sie von mir rühmen, und mit eben der Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Klugheit, mit der ich gewünscht habe, sie Ihnen zu leisten. Alsdann bin ich Ihr Schuldner so gewiß, als Sie nach Ihrem guten Herzen und Ihrem Brieft der meinige sind. Sie werden allezeit junge Leute um sich haben, wo Sie auch sind, und nie wird es Ihnen also an Gelegenheit, meine Dienstfertigkeit zu übertreffen, fehlen. Aller Beyfall der Welt, aller Ruhm der Loblieder ist nichts gegen den stillen Ausspruch des Gewissens, daß wir ein einziges junges Herz für den Himmel gebildet, oder doch zu bilden uns aufrichtig bemühet haben. Das wird Ehre, das wird Wohlthat, eine unaufhörliche Nahrung der Zufriedenheit seyn, wenn in dem Reiche der künftigen Welt uns eine Seele zujuchzet: Du hast mich geleitet, mich ermuntert, unendlich glücklich zu seyn! Heil sey dir, mein Freund, mein ewiger Wohlthäter, und Ruhm vor Gott! Und wenn auch kein Mensch auf Erden unsere guten Absichten bemerken sollte, würde wir deswegen weniger belohnet seyn? — Ihre igtigen, nicht gar zu günstigen Umstände tragen Sie mit Gelassenheit. Dieß ist der sicherste Weg, besser zu verdienen. Für Ihr Glück seyn Sie nie bange, aber stets

besorgt für mehrere Verdienste. Ein Glück, das uns auf dem Wege nach Wissenschaft, auf dem Wege eines klugen, sittsamen Verhaltens begegnet, das wir nie durch kriechende Schmeicheleyen gesucht haben, das ist das Glück, das unser Leben leicht und rühmlich wird machen helfen. Es wird Ihnen nicht an Sönnern fehlen; aber alle Sönner sind Menschen, wie wir. Lassen Sie nie von dem Fleiß in den Sprachen, insonderheit der Schrift, ab. Predigen Sie zuweilen, ohne künstlich predigen zu wollen. Machen Sie nicht zu viel, lieber zu wenig Verse. Schicken Sie mir bey Gelegenheit eine von Ihren letzten Predigten. — — Ich will aufhören, denn was würde ich Ihnen nicht noch sagen, wenn ich mich satt reden wollte? Gott lasse es Ihnen in dem neuen Jahre, in allen Jahren Ihres Lebens, wohl gehen!

G.

72.

An den Freiherrn von Crauffen.

L. d. 8. März 1755.

Hochgebohrner Freyherr,

Ja, ich habe die überschickten 12 Ducaten, als die Pension für meine Mutter auf dieses Jahr richtig erhalten, und ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Ihnen den Empfang nicht eher gemeldet. Ich wollte noch acht Tage warten, bis meine Collegia und andere Arbeiten geschlossen wären, und alsdenn sollte mein erster freyer Nachmittag eine Zeit der Erquickung, eine Zeit zu einem langen Briefe an Sie, theuerster Freyherr, werden. Doch da ich nunmehr von Ihnen erinnert werde: so würde ich mirs nicht vergeben können, wenn ich noch einen Posttag ohne Antwort und ohne Dankfagungen vorbeÿ gehen ließe. Meine Mutter erliegt beynahe unter Ihrer Freygebigkeit, und

ſie weiß nicht, wie ſie Ihnen genug für ſolche Großmuth danken ſoll, durch die ſie ihr gnädiger Gönner erquicket. Empfangen Sie alſo in ihrem Namen alle die Dankſagungen, die ſie Ihnen ſchuldig iſt, durch dieſen Brief, und auch meine eignen. Ich werde nie aufhören, Sie zu verehren, und Ihnen vor Tauſend andern die Belohnungen der Tugend zu wünſchen. Jetzt muß ich wegen des Abgangs der Poſt ſchließen; aber vor den Feyer-
tagen habe ich gewiß die Ehre noch, Ihnen ſchriftlich meine Ehrerbietung zu bezeugen, mit der ich ſtets bin

Ew. Hochgebohren

gehörſamer Diener und Freund

C. F. Sellert.

73.

An den ſelben.

L. d. 13. März 1755.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädiger Herr und Gönner!

Kunmehr folgt erſt die Antwort auf Ihren gütigen und lieb-
reichen Brief vom Anfange des März. Aber was ſoll ich
Ihnen auf alle die Liebe antworten, die Sie in allen Briefen
gegen mich bezeugen? Beynahe muß ich ſagen, daß ich ſie nicht
verblene, ſo groß iſt ſie; und doch wünſchte ich herzlich, ſie ganz
zu verdienen; und wenn ſie durch die aufrichtigſte Ergebenheit
könnte verdienet werden: ſo müßte ich ihrer gewiß werth ſeyn.
Ich halte an mich, Ihnen alles das zu ſagen, was Ihr edler
und großmüthiger Charakter mich empfinden heißt, damit ich
Ihre Beſcheidenheit nicht beleidige, indem ich Ihren andern
Eigenschaſten Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. — Wenn der be-
wuſtete Criticus Sie beſſer kannte: ſo würde er mehr Achtung in

seiner Critik haben sprechen lassen. Ich habe sie nicht gelesen, und ich bin zufrieden, daß Sie großmüthig schweigen, und daß ich an Ihnen Verdienste verehere, die über alle Poesie gehn, und von denen Boileau spricht, wenn er sagt:

Que la Poesie ne soit pas vôtre éternel employ!

Cultivés vos amis, soyés hommes de foy.

C'est peu d'être — charmant dans un livre,

Il faut savoir encore et converser et vivre.

Die Psalmen von Gramern, nemlich der erste Theil, sind aus der Presse. Ich will die Posten nicht reich machen, außerdem schickte ich sie Ihnen gern zu. So verspreche ich Ihnen auch, nicht eher wieder an Sie zu schreiben, bis Sie es selbst verlangen werden, damit Sie nicht mehr für meine Briefe ausgeben müssen, als sie werth sind. Indessen bitte ich Ewr. Excellenz unterthänig, mich nicht zu schonen, wenn Sie Commissionen hier in Leipzig haben, da ich höre, daß Sie sich Herrn Korns nicht mehr bedienen werden. Die Dankfagung, die ich in dem letzten Briefe im Namen meiner Mutter abgestattet, muß ich hier wiederholen; denn sie befiehlt mir diese Pflicht in allen ihren Briefen. Sollten sich die Umstände derselben durch irgend einen Zufall verbessern: so wird sie sich ein Gewissen daraus machen, Ihre Gnade länger anzunehmen. Aus Dankbarkeit wünscht sie es mehr, als zu oft; denn sie glaubt stets, daß sie Ihre Pension nicht verdienet. Ihnen aber, theuerster Freyherr, wünsche ich zum Beschlusse meines Briefes das, womit sich vielleicht alle meine Briefe schließen, Gesundheit und Zufriedenheit in reichem Raase und verharre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Ewr. Excellenz

gehorsamster
C. F. Sellert.

74. *)

An J. F. Freiherrn von Cronest.

L. d. 2. April 1755.

Liebster Cronest,

Wem soll ich wegen Ihrer Tragoedie mehr Glück wünschen, mir, Ihrem Freunde, oder Ihnen? Und womit soll ich Sie belohnen, mit der Byron oder mit der Clementine? Ich habe den ganzen Sonnabend vor den Feiertagen mit Ihrem Cobrus zugebracht, ihn geprüft und gefühlt, und bis des Abends um sieben Uhr, das ist viel, darinne studirt. Ich hatte so lange gefessen, daß ich kaum mehr Athem holen konnte. Er ist schön, sehr schön, und doch kann er und muß er noch schöner werden, ich ruhe nicht eher. Ich habe viel angestrichen und mich der Freyheit bedienet zuweilen ein Wort an den Rand zu schreiben. Das werden Sie mir vergeben. Ich habe die unrichtige Orthographie meistens verbessert, damit das Werk rein abgeschrieben werden kann. Wenn ich also eine zuweilen nachlässige, gezwungene, halb harte, halb gedehnte Versification, mit einem Worte nicht genug gearbeitete und durch die Kunst verschönerte Verse, wenn ich die nicht stets gewählte, oder nicht stets glücklich gewählte Sprache (denn die edle Sprache der Tragoedie, wie schwer ist diese nicht zu erreichen?) ausnehme: wenn ich die Länge des Stückes selbst, und einzelner Scenen, theils vom Anfange, theils in dem letzten Acte: wenn ich die zweymalige Erscheinung des Medon ausnehme: so glaube und behaupte ich, Ihr Cobrus ist schön. Sein Character ist groß, immer groß und beynah christlich groß, welches Letzte ich zuweilen gemäßiget wissen möchte. Medon, seine Mutter, seine Geliebte, alle drey sind einander werth. Man kann der vielen Zwischenfälle wegen, viel-

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

leicht dem Cobrus, wie dem Cib, das Beladne, vergeben Sie mir das Wort, vorwerfen; aber man muß zu gleicher Zeit die wunderbaren Stellungen und Situationen zum Dienste des Affects, mit Dankbarkeit loben, und ich küsse Sie dafür. Auf dem Theater muß das Stück, so viel auch die Critik im Lesen erinnern mag, dennoch durch die Hülfe eines Eckos, Kochs, einer Kochinn oder Kleefelderin, Wunder thun können. Das hoffe ich. Wäre Verbeßern eine leichte Sache, wären der Verbesserungen nicht so viel, hätten Sie nicht andre Geschäfte, fehlten Ihnen nicht gewisse kleine Regeln des Körperlichen in der Poesie, ich meyne des Versbaues, wüßten Sie die Kleinigkeiten der Sprache und Grammatik genug, wären Sie von Natur nicht so lebhaft und hastig, wüßten Sie stets, welches glückliche Aenderungen wären, so würde ich nichts thun, als Ihnen Ihren Cobrus zurückschicken und Sie inständig bitten:

Vingt fois sur le métier remettez vötre ouvrage etc.

Aber so zittre ich, Ihnen dieses zuzumuthen. Schlegel, der ihige Pastor und Professor in Zerbst, war ehedem ein trefflicher Verbeßrer. Wenn ich zwanzig oder dreißig Thaler Geld, und er Zeit übrig hätte: so machte ich mir, ohne Ihre Erlaubniß zu erwarten, die Freude und bäte ihn, das Werk hin und wieder auszubessern und abzukürzen, denn ich denke es ist für die Acteure zu lang. Wäre es meine eigne Arbeit: so würde ichs gewiß thun. Das große Schöne wäre und bliebe doch mein, nämlich der Plan, die Charactere, die Neben, die Leidenschaften; und hat Pope nicht auch einem zeitverwandten tragischen Dichter diesen Dienst erwiesen? Ist will ich den Cobrus dem Grafen Moriz schicken. Herr Weise hat ihn auch gelesen. Der Gräfinn Benting, die sich seit einigen Monaten hier aufhält, würde ich ihn auch zeigen, weil sie eine große Verehrerin der Tragoedie ist, wenn ich meine Striche wegnehmen könnte. Und so viel für diesmal, lieber, guter, trefflicher Cronect!

Gellert V.

Ihres Briefs, will ich nicht beantworten. Es kränkt mich, daß ich Feinde habe. Aber ich Thor, will ich ein Stück haben, das selten ein Mensch bis an sein Ende gehabt hat? Alles was ich wünsche ist Bescheidenheit. Den Tadel selbst muß jeder Autor ertragen können. Aber was wäre die Vergebung, wenn Beleidigungen in uns keinen Widerstand fänden? Haben Sie den Brief an den Hrn. v. Riberi fortgeschickt? Und wollen Sie den an den Baron Croned [Gleichen?] auch bestellen? Ja, seyn Sie so gut. Grüßen Sie Herr Ugen, Herr Hirschen und alle Ihre und meine Freunde ergebenst von mir und leben Sie recht wohl. Ich bin stets der Ihrige

Gellert.

Ich muß Ihnen die ganze Stelle des Boileau hersehen, wenn Sie sie gleich auswendig wissen:

Hâtez-vous lentement, et sans perdre courage,
Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage.
Polissez-le sans cesse, et le repolissez.
Ajoutez quelquefois, et souvent effacez.

75.

An den Grafen ***.)

P. d. 3. April 1755.

Ich bin außer mir, und ich muß es Ihnen sagen, daß ichs bin, ob ich gleich erst gestern an Sie geschrieben habe. Gestern war ich noch nicht mit dem 5ten Theile des Grandison zu Ende. Ich las zwar bis des Nachts um 12 Uhr — ein Fehler, den ich seit der Clarissa nicht begangen. Ich schlief, wie Sie leicht

*) (Vermuthlich an den Grafen M. v. Brühl. — Bekannt gemacht von Franz Horn in: Wielands Briefe an Sophie v. La Roche ic. Berlin 1820. Anhang. S. 361. ff.)

denken können, die ganze Nacht wenig — elend. Kaum hatte ich heute morgen nach 6 Uhr in der Bibel gelesen, so ergriff ich den Grandison, um ihn statt einer Rede aus dem * * zu lesen. Ich las, ich kam auf den Abschied des Grandison und der Clementine. — Ach Graf, lieber Graf! Nun habe ich wieder das größte Vergnügen des Lebens geschmeckt, das ich schmeckte, als ich den letzten Theil der Clarissa las. Seit so vielen Jahren habe ich weder über Natur, noch Nachahmung (einige bittere Thränen der Traurigkeit ausgenommen), weinen können — nicht weinen können, um alle Wunder der Natur nicht, so hart, so verschlossen ist mein Herz gewesen! und heute, diesen Morgen den 3. April zwischen 7 und 10 Uhr (gesegneter Tag —) habe ich geweinet, theurer Graf, mein Buch — mein Pult — mein Gesicht — mein Schnupftuch durch — durchgeweinet, lautgeweinet, mit unendlichen Freuden geschluchzet, als wäre ich in Bologna, als wäre ich Er, als wäre ich Sie, als wäre ich das seelige Gemische von Glück und Unglück, von Liebe und Schmerz, von Jugend und Schwachheit gewesen, und kein Mensch hat mich gestöret. — Gott was ist in diesem Buche! Nun begreife ich, wie die Tragödien der Alten haben so gewaltsame und unglückliche [unglaubliche?] Wirkungen thun können. Ja, Graf, in den Augenblicken nicht fort lesen — nicht mehr fühlen sollen — dort auf der Rasenbank — hier in der Clementine Zimmer — lieber hätte ich alle mein Vermögen verloren. Kann denn Richardson zaubern? Ja, ihm steht alles, was nur rühren — bestürmen, alles was hinreißen, und zur Trunkenheit entzücken kann, zu Gebote, und seine Landsleute zweifeln noch einen Augenblick daran? Aber er muß sterben; Er soll sterben! und alsdann wird man ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Haben sie den Gay einiger Fabeln wegen in die Gräber der Könige gelegt: so werden sie einen Richardson — unsterblicher Name! Ehre des menschlichen Geschlechts und Fürst. der Romanendichter!

Glücklicher Tyrann aller unsrer Leidenschaften! — Dich sollten sie nicht in die Gräber der Könige, nicht zur Asche des Milton, und wenn noch ein ehrwürdigerer Ort ist, nicht dahin legen? — Schreib, aber das ist über die Kräfte der Menschheit, schreib noch einen Grandison, und dann stirb, seliger als deine Clementine, als dein Grandison den Gedanken nach sterben müssen! Ja, Graf — Gott vergebe mir! — Ebert hat wohl nicht unrecht. Wenn er, spricht er, den Grandison gemacht hätte, so glaube er gewiß, daß er selig werden müßte. Gott vergebe mir! Könnte der Himmel durch Verstand und Kunst, durch Wiß und Herz, durch göttliche Moral verdient werden, nun, so hätte ihn Grandison überverdient! Geben Sie diesen Brief mit aller seiner Enthusiasterei, mit aller meiner aufrichtigen Ueberehrtheit auf! und wenn ich bald sterbe, so lassen Sie, Sie sollen es thun, ihn mit meinem ganzen Namen, zur Ehre eines Richardson (denn sobald ich todt bin, bin ich groß genug ihn zu ehren) und folgende Stelle groß drucken: Zween meiner vergnügtesten Tage, soll die Nachwelt wissen, sind die gewesen, da ich den 7. Theil der Clarissa und den 5. des Grandison gelesen. Wenn die Tugend in jenem Leben eine fortgesetzte ewige Empfindung solcher Freuden ist, als ich hier gefühlet, so kann kein Mensch, auch in einem zehnfachen Leben, zu viel für sie ausstehn. Ich habe noch nie namentlich für den Richardson gebetet, aber bey dem 5. Theile habe ich das Gebet für seine immerwährende Wohlfahrt gemacht. — Dürfte ich doch nicht denken, daß es Geschöpfe gebe, denen dieses Werk nicht gefällt. — Ich will nicht mehr schreiben. — Ich kann auch nicht. Ich bin immer noch außer mir. Ich habe geweint daß ich noch immer zittere. Und wenn ich igt krank werde, so ist Grandison die Ursache, und meine Krankheit das Lobgedicht des Richardson. Ich umarme Sie, Liebster Graf.

Sellers.

70.

An den Secretair Kersten.

L. d. 7. Mai 1755.

Mein lieber Kersten,

Sie fragten mich leztens, ob Sie mir nicht dienen könnten. Ach ja, Sie können es. Aber es ist nichts Geringers, als ein öffentliches Amt an der Kirche zu Schulpforta, darum ich Sie bitte; ich meyne den Küsterdienst. Eigentlich möchte ichs für mich selbst haben, und ich würde vielleicht ruhiger dabey seyn, als bey einer Profession; dennoch will ich den Dienst lieber meinem Famulo, Herrn Bocken, abtreten, wenn Sie mir dazu verhelfen wollen. Er hat sich schon vor einem halben Jahre und auch wieder diese Messe bey Ihrer Excellenz, dem Herrn Präsidenten gemeldet, und das leztmal eine günstige Antwort erhalten. Der Oberhofprediger und der Consistorialrath Keyser sind auch auf seiner Seite, so wie alle Verdienste, die zu einem Küster gehören. Er ist ein ordentlicher und geschickter Mensch, und seine größten Fehler sind Armuth und Krankheit des Körpers. Er versteht mehr Theologie und hat weit mehr Kenntniß in den humanioribus, als zu seinem Amte nöthig ist. Seine Hand ist freylich nicht die trefflichste; aber er bessert sie und wird sie bessern. Er versteht etwas Mathematik und Baukunst, ist dienstfertig und hat ein ehrliches frommes Herz. Das Amt wird seiner Gesundheit und Zufriedenheit unstreitig mehr nützen, als alle Arzney und alle Philosophie, und Sie werden gewiß eine gute und belohnenswürdige That thun, wenn Sie ihn bey dem Herrn Präsidenten mit Ihrem Bespruche unterstützen, und ich will den Dienst annehmen, als ob Sie mir ihn selbst erwiesen hätten....

*) (Wellekts Familienbriefe. Abhang No. 4.)

Herrn Präsidenten, dem ich, so gewiß ich lebe, drey mal, aber allemal vergebens, aufzuwarten gesucht habe.

Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath,
So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.

Gott gebe Ihnen Ihre Gesundheit im Bade wieder. Dies wünsche ich Ihnen von Herzen und bin stets

Ihr

ergebenster
Gellert.

77. (19.)

An den Grafen Moriz v. Brühl.

L. d. 7. Mai 1755.

Wie sehr hat mich nicht Ihr Abschied gerührt! Ich bin mit Thränen den Weg vom äußersten Thore hereingegangen, mein ganzes Herz that mir weh, und ich glaubte den ganzen Nachmittag, es müßte mir etwas ahnden, so betroffen war ich. Vielleicht, dachte ich, siehst du ihn nicht wieder; aber das wolle Gott nicht! dachte ich sogleich dazu. Ich gieng Abends zur Frau von °°. „Sie sind traurig, sagte sie, daß Ihr Moriz fort ist, das gefällt mir an Ihnen. Es ist ein trefflicher Jüngling. „Ich will mit Ihnen weinen, wenn ich Sie dadurch beruhigen kann, wenigstens wollen wir von ihm reden. Seine Bescheidenheit, da ihn alle Leute loben, ist ein großes Verdienst und ein sichres Kennzeichen seiner künftigen noch größern Verdienste. „Seine Schamhaftigkeit nimmt ungemein für ihn ein: und wenn er die erhält: so werden ihm alle Versuchungen nichts abgewinnen. Er trinkt keinen Wein, der sonst die Quelle vieler jugend-

„lichen Thorheiten ist. Er leß und schreibt gern, dieß wird ihn vor den gefährlichen Zerstreungen des Müßiggangs und der Höfe bewahren. Erinnern Sie ihn, wenn er auf Reisen geht, daß er sich ein Tagebuch von sich selbst macht; daß er alle Abende ein getreues Verzeichniß aller seiner Handlungen aufsetzt, als vor den Augen seines besten Freundes, und noch mehr, als vor den Augen seines allsehenden und allmächtigen Freundes; daß er sich keine Thorheit, so klein sie ist, ungestraft vergiebt, keine gute That unüberdacht bemerkt, und keine edle Absicht ungefühlt niederschreibt. Dieß ist eine Art des Gebets, und vielleicht eine der vorzüglichsten Arten des Gebets, weil es mit unsrer Prüfung und mit unsrer Besserung verbunden ist. Ich habe diese Pflicht neun ganzer Jahre ohne Ausnahme ausgeübt, und dieß sind die besten, weisesten und ruhigsten Tage meines Lebens gewesen. Sagen Sie ihm, daß ich nie einen vortrefflichern Ausspruch gehört hätte, als der ist, den Sie mir von seiner Mutter erzählt, daß ohne die sittlichen Tugenden des Herzens alle äußerliche Vollkommenheiten ihren Werth und auch gewissermaßen selbst ihr Daseyn verlieren müßten; und daß ein Mann von Religion doppelt liebenswürdig wäre, auch zu der Zeit, wenn er am strengsten handelte. Ich denke, er liebt das Geld nicht, und sein ganzer Charakter scheint mir für diese Neigung zu groß zu seyn; Güte, Leutseligkeit und Freygebigkeit reden aus seinen Augen.“

Alles dieses und noch weit mehr, lieber Graf, hörte ich an, ohne beynahe ein Wort zu sagen. Das, hab ich endlich an, will ich dem Grafen alles schreiben. Er wird Sie und meine Liebe zu ihm, durch die Sorgfalt für seinen Charakter, oder welches einerley ist, für sein Stük, belohnen. — — — —

Leben Sie wohl.

G.

78. (20.)

An denselben.

L. d. 13. Mai 1755.

Die Freundschaft thut das in Ihren Briefen, was die Kunst, unterstüzt von der Natur, in den Werken des Geschmacks thut. Die Kunst, sagt Pope *), wirkt, ohne sich zu zeigen, und herrschet ohne Gepränge. So nährt die verborgne Seele in einem schönen Körper alles mit Lebensgeistern und erfüllt das Ganze mit Stärke. Sie wirkt jede Bewegung und unterstüzt jede Nerve; sie selbst ist ungesehn; aber in den Wirkungen zugegen. So, sage ich, wirkt die Freundschaft, unterstüzt von dem guten Geschmacke, in Ihren Briefen. Sie herrschet ohne Gepränge, belebt alle Gedanken, macht den Ausdruck berecht; sie kündiget sich nicht an, und ist doch in allem, was Sie mir sagen, zugegen. Welche Freude für mich! Ich weiß Ihnen meine Dankbarkeit nicht besser zu zeigen, als daß ich mein Lob zurückhalte, und Ihnen öfter schreibe, als meinen übrigen Freunden, und mich bemühe, Ihnen auch in dem, worinne ich Ihnen kein Bepispiel seyn kann, wenigstens ein Gefährte zu seyn. Das weiß ich gewiß, daß Sie die Ermunterungen in meinem letzten Briefe nicht vergessen werden, so sehr Sie sich auch selbst die beste Ermunterung sind. Ich habe sie Ihnen niedergeschrieben, wie man Freunden, die glücklich sind, immer noch Glück wünschet. Die Frau von ** meynt es außerordentlich gut mit Ihnen, und ich

*) Art — —

Works without show, and without pomp presides:
 In some fair body thus the secret soul,
 With spirits feeds, with vigour fills the whole,
 Each motions gives, ev'ry nerve sustains,
 It self unseen, but in th' effects remains.

glaube, daß sie mir Ihre Wege gewogner ist; denn in der That mag sie denken, daß ich zu Ihrem Besten mehr beygetragen habe, als ich wirklich gethan. Allein, ohne mich zu erniedrigen, muß ich doch bey Ihnen und Cronegken die Anmerkung machen, die man von den größten Malern gemacht, daß sie meistens ohne große Lehrmeister sich selbst gebildet haben. Ich will sie Beide dadurch nicht stolz machen; denn auch das glücklichste Genie, wenn es an seinen Ursprung gedenket, hat mehr Ursache zur Bescheidenheit als zum Stolze, und der Stolz ist gemeinlich nur die Ausfüllung des leeren Raums in unsrer vielsehnwollenden Seele. Ich fühle es sehr wohl, liebster Graf, daß ichs in meinen Briefen an Sie nicht vergessen kann, daß ich noch einmal so alt bin, als Sie; aber selbst meine Doerfsucht ist noch Liebe. Ich denke alle Augenblicke, ich möchte Sie durch mein Lob, davon mein Herz so voll ist, sicher machen; und gleich will mein Verstand das wieder gut machen, was mein Herz versehen zu haben glaubet, und da fange ich denn an, lehrreicher zu seyn, als es Ihr Charakter bedarf. Sie werden mirs leicht vergeben; und wenn auch meine Briefe an Sie einmal Andern in die Hände fallen sollten, so können sie doch nichts weiter davon sagen, als was man gewissen Gesichtern der Frauenzimmer vorwirft, die sich unvermerkt in eine zu gütig erklärende Diene verlieren, es fühlen und diese freywillige Diene durch einen aufgebotnen furchtsamen Ernst widerlegen wollen. Ich bin heute sehr fruchtbar in Gleichnissen und solchen Sachen. Vermuthlich habe ich zu viel Zeit zu diesem Briefe; denn der Regen hat meinen Zuhörer, dem diese Stunde gehört, abgehalten.

In dem Journal des Savans et de Trevoux sind Rive-
ris Fabeln rühmlich genug recensiret; nur ärgre ich mich, daß
der Recensent aus toller Ueberdillung eine Stelle von Rabenern
setzt, die Riberi in der Vorrede vom Rabetais oder Swifs

ten gefaget hat. Ich will deswegen an Riveri schreiben. — —
Leben Sie wohl, bester Graf.

G.

79. (21.)

Moriq von Brühl an Sellert.

Dresden, d. 18. Mai 1755.

Liebster Professor,

Die Vergleichung, mit der Sie Ihren letzten Brief anfangen, so wie die Stelle aus dem Pope, sind beide sehr schön. Wie glücklich wäre ich, wenn ich sie wahr machen könnte! So viel ist indessen gewiß, daß, wenn anders meine Briefe an Sie einigen Werth haben, sie ihn bloß durch meine Freundschaft gegen Sie erhalten, und vielleicht ist sie es, die mich bey Ihnen entschuldiget, und meinem Verstande Lobsprüche erwirbt, die meinem Herzen allein gehören. Sie erfreuen mich unendlich durch den Vorfaß mir oft zu schreiben, und beschämen mich zugleich, indem Sie es als ein Mittel ansehen, mir Ihre Dankbarkeit zu bezeigen, da es in der That eins ist, mich noch mehr dazu zu verbinden; mich, der ich Ihnen so viel, der ich Ihnen alles zu verdanken habe.

Die Frau von * * hat Recht, wenn sie dieses glaubt, und, sagen, daß ich Sie seit fünf Jahren kenne, heißt nichts anders sagen, als: Sellert hat ihn gebildet, er hat ihn erzogen. Ihr Beyspiel, das ich glücklich genug war mir zum Muster zu wählen, hat mir jederzeit mehr genügt, als die trefflichsten Lehren nicht würden gethan haben, die nicht damit unterstützt gewesen wären, und man kann von der Erziehung insbesondere behaupten, was in allen Sachen wahr ist, daß stets die Exempel mehr

als die Vermahnungen bessern. Was Sie von dem Stolze sagen, ist vortreflich, und ich begreife noch immer nicht, wie man bey einem wahren Verdienste stolz seyn könne. Benignstens sind solche Personen allemal Räthsel; so wie es unmbglich ist, daß ein geschwollner Körper zugleich gesund seyn kann; und was ist der Stolz anders als Geschwulst? Aber es ist Zeit, daß ich meinen Brief schließe. Morgen früh reise ich nach Pohlen, und es ist schon bald Mitternacht. — Leben Sie wohl, ich bin ewig

Ihr

Brühl.

80. *)

Joh. Andr. Cramer an Sellert.

Copenhagen, d. 29. Mai 1755. .

Liebster Sellert,

Ich freue mich sehr, daß ich mich einmal von meinen un- dankbaren Arbeiten losreißen, und dir sagen kann, daß ich Dich unaussprechlich liebe. Was für Freude und Wollust hast Du mir mit Deinen Liedern gemacht! Sie sind so schön, die meisten so sehr nach meinem Wunsche, so bibelreich und voll Empfindung der Religion, daß ich Dir nicht genug danken kann. Aber eben ihrer Vollkommenheit wegen werde ich sie mit aller Strenge beurtheilen. Solche Lieder verdienen so unfehlhaft zu seyn, als möglich ist, je länger sie gesungen zu werden verdienen. Meinem lieben Bernstorff (o daß Du diesen großen liebenswürdigen Mann

*) (Klopstock. Cr; und über ihn, herausgeg. v. C. F. Cramer. Th. 5, S. 278 ff.)

kennen möchtest, eben so als seine Gemahlin) habe ich sie ge-
 wiesen; sie haben ihn entzückt, und weil er die meisten bey sich
 hat — (sie sind bey ihm so sicher, als bey mir); so kann ich
 heute nur über einige Critiken machen. Es oft ich aber von
 meinem Bossuet Obem hole, will ich fortfahren. — Ueberhaupt
 mache ich die Anmerkung: erstlich was die Einrichtung betrifft,
 daß Lieder mehr aus Empfindungen, als Betrachtungen bestehen
 und keine Lehreden seyn müssen. Diesen Character hat das
 Gebet nicht, welches mehr aus schönen Lehrsprüchen, als Em-
 pfindungen besteht. Doch bestehen, zu Deiner großen Ehre, die
 meisten daraus. Zwentens merke ich, was die Schreibart betrifft,
 an, daß ich wünschte, sie möchte sich hier und da mehr von dem
 zwar nicht unedlen, aber doch gemeinen Ausdrucke entfernen, und
 poetischer werden. Wie stark ist nicht die Schreibart der Psal-
 men. — Die Geduld. 1. Str. 1. V. in Kreuz und
 Leib: das ist einer von den Ausdrücken, die mir für Deine Lie-
 der nicht edel genug sind. 4. V. Künftig, wenn Du in diesem
 Genere Lieder machst, so laß Lieder diesen kleinen Vers — — —
 so seyn. Es liest und singt sich besser. — 2. St. 3. St. Bö-
 sen Lage: Böses wir erdulden, kömmt zu schnell auf
 einander. 3. V. Künftig bitte ich bekommen für erhalten nicht
 zu brauchen; das Wort ist zu unpoetisch. — 4. Str. Was ist
 des Unmuths Schmerz: soll Unmuth Zorn oder Behmutz
 seyn? — 5. Str. Ist deren Duaal: hier sollte billig die
 Anrede an Gott wiederholt seyn. — 6. Str. 2. V. Läßt du:
 Besser Lehrst du ic. 3. V. Missethat: Hier sollte Sünde ste-
 hen; weil Sünde alle Arten von Unordnungen begreift. —
 9 [10] Str. 2. V. Wollen Sie etwa segnen: Doch wenn Gott
 schlägt, an Gott voll Demuth denken? Die letzte Strophe muß
 ja bleiben, als eine der schönsten. — Bitten. 1. Str. Die vier
 ersten Verse gefallen mir nicht, wegen des für u. für, und des
 gebeten, das ich nicht für deutsch halte. 2. Str. Wenn der

Der Vers hieße: *Gieb mir* 2c. so wäre der 4te überflüssig. Bestimmen Sie den 4ten zu noch einem besondern Gedanken. — Das Gebet. 1. Str. verschmerzen, nicht edel genug; prüfe und nicht prüf, wenn ein Vocal folgt. — 2. Str. bequemet, ein unedles Wort, zumal von Gott gebraucht. — 3. Str. Sein Glück; sein Heil; eins ist genug. Wollen Sie unter Glück die irdische, unter Heil die geistl. und ewige Seligkeit verstehen, so ist's nicht deutlich. 3. 4. V. Statt der Frage, ob Besten nicht unsre Seele erhebe, möchte ich lieber gesagt haben, wie es dieselbe erhebe. — 5. Str. würde ich eine rime riche machen:

Wer das was einem Christen dienet,
Im Glauben sucht, der ehret Gott;
Wer das zu bitten sich erkühnet,
Was er nicht wünscht, der spottet Gott.

Des Flehn ist Spott, ist ein wenig zu gezwungen ausgedrückt. — 7. Str. 4. V. Mächtig u. versüßen sind Ideen, die ich nicht zusammen bringen möchte: gütig oder liebevoll. — 8. Str. Schau, beschau statt schau, beschau. Sieh an die Wunder, die er that, (denn satt kann und soll man sich nicht an Gottes Wundern sehn). Schau auf den Ernst u. auf die Güte, Womit (damit es sich auf Masoul. u. Foem. zugleich beziehe) statt mit der 2c. — 9. Str. Den 3. V. deutlicher zu machen: Und schmecke seiner Himmel Kräfte. — 10. Str. Set oft, durchschau mit heiligem Muth, mit Freude, mit Entzücken lieber. Ich mag ewgen, heiligen, Künsten, und alle Zusammenziehungen nicht leiden, wo das i herausgeworfen wird. — 11. Str. Dein Glaub an ihn 2c. ist besser als der andre Vers. — 12. Str. Gerecht u. gut: Gerecht und fromm lieber. — Du siehst, mein liebster Gellert, daß ich nur Kleinigkeiten table; allein bloß, weil ich keine größern Flecken entdecken kann. Gott erhalte Dich noch lange, lange gesund. Sieh Deine Lieber ja noch nicht heraus; wir müssen

sehr viele von Dir haben. Soll ich sie herausgeben? Noche viele kurze. Lieber von vier, sechs, acht Strophen sind die besten; solcher werde ich auch eine kleine Anzahl zu machen suchen. — Ich sende Mspt. zu meiner Fortsetzung des B. [Bosquet] nach Leipzig; wolltest du die Barmherzigkeit an mir beweisen, und zum wenigsten von den historischen den letzten Probefbogen durchsehen. — Von Deinem Christen sind hier zwei Uebersetzungen gedruckt worden, und beyde sind so glücklich gerathen, daß es schwer zu entscheiden ist, welche man für die beste halten müsse. Wollen wir nicht fleißiger an einander schreiben? Antworte mir bald. Sage meinem lieben Heine, wenn er noch da ist, daß ich ihm göttl. Beystand zu seiner Reise wünsche, und über acht Tage schreiben würde. — Ist bin ich in Ringbye, wo ich für meine Familie ein Logis für den ganzen Sommer gemiethet habe. Wir sind alle gesund. Ich arbeite fleißig. Lebe wohl, mein theuerster Freund. O wie herzlich liebe ich Dich! Gott belohne Dich für Deine Lieder mit tausend wahren Freuden. Meine Charlotte grüßt Dich.

Dein

Cramer.

Empfehl mich allen, die mich kennen und lieben.

Sl. *)

A n G l e i m.

L. d. 7. Juni 1755.

Mein lieber Gleim!

Sehn Sie, daß ich mein Wort besser halte, als Sie? Wer hat nun am ersten geschrieben? Ich! Wer ist also der Ordent-

*) (Deutsches Museum 1779. Bd. 2. S. 351.)

lichste unter uns Beiden? Ich! wer der Empfindlichste, der Artigste, der Beste? — Hier will ich, aus Bescheidenheit, Platz lassen, und Sie sollen selbst, nach Ihrem Gewissen, meinen oder Ihren Namen hineinsetzen. Ich will mich nicht mit eigener Hand krönen, so sehr verlaße ich mich auf Ihre Billigkeit und auf meine gerechte Sache. Nunmehr will ich auch in Ihrem Namen etliche Fragen aufwerfen, und den ganzen Brief in Frag und Antwort abfassen; ich denke, es hat es noch niemand vor mir gewagt. Wer ist also (Steim fragt) der beste Poet unter uns beiden? Sie! antworte ich. Wer wird die beste Frau von uns beiden bekommen? Sie! wenn Sie nur wollen, und den Frühling Ihrer Jahre nicht sorglos verstreichen lassen. Aber wer verdient die beste Frau von uns Beiden? Ja mein lieber Freund, das ist eine andre Frage, die wollen wir wieder im Herzen ausmachen. Genug, daß ich sie Ihnen wünsche, und auf Ihre Hochzeit kommen, und, wenn ich gesund bin, auch tanzen will. Das ist viel gesagt! Aber wer wird am längsten unter uns leben? Mein Herr, in dieser Frage steckt eine Zweideutigkeit. Meinen Sie das physikalische oder poetische Leben? In dem ersten Falle werden Sie am längsten leben. Das bescheide ich mich ganz gern. Wenn ich gelassen und fromm sterbe: so bin ich herzlich zufrieden. In dem andern Falle sollten Sie, nach dem ordentlichen Laufe der Verdienste, auch am längsten existiren. Geht es aber nach der Menge der Werke: so werden Sie es nicht ungütig nehmen, daß ich Sie überlebe. Gönnen Sie mir immer dieses uneinträgliche Glück. Ich bin Ihr Freund; und nach meinem Lobe ist es Ihre Pflicht, meinen Ruhm zu schätzen. Eher sollen Sie mich nicht vertheidigen. Nur die allerletzte Frage in Ihrem Namen: Wenn wollen Sie denn nach Halberstadt kommen? Dem Willen nach, sehr bald. Bis dahin küsse ich Sie in Gedanken, bitte, daß Sie mich vor andern lieben, und mir erlauben, meinen Brief zu schließen. Wenn Sie mit der Beant-

wortung der Fragen zufrieden sind: so verlange ich keine Zeile Antwort von Ihnen; denn ich bekomme doch so bald keine. Leben Sie nur wohl: so soll alles gut seyn. Empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden und Gönnern!

Gellert.

SS. (22.)

Moriz v. Brühl an Gellert.

Dresden, d. 3. Juli 1755.

Liebster Professor,

Ich denke noch immer an den Augenblick unsers Abschieds, und ich denke mit Vergnügen daran. Niemals habe ich lebhafter als damals empfunden, wie unthätig unser Verstand ist, wenn unser Herz in Bewegung ist; und ich bin niemals zufriedner, als wenn ich mich selbst recht lebhaft überzeugen kann, wie sehr ich Sie liebe. Glauben Sie nicht etwan, daß ich jemals daran gezweifelt; nein, dazu kenne ich mich zu gut, um so mißtrauisch gegen mich selbst zu seyn. Aber das Vergnügen, dieses beständig von meinem Herzen zu erfahren, und dieses Verdienst in ihm zu erkennen (denn eine seiner besten Eigenschaften ist gewiß die, daß es Sie liebt), macht, daß ich so genau auf alle seine Bewegungen Achtung gebe, als ob ich ihm gar nicht trauen dürfte. Wie gefällt Ihnen diese kleine Metaphysik des Herzens? Ich kann Sie versichern, daß sie eben so gewiß ist, als wenn ich sie auf lauter Grundsätze gebaut hätte; denn sie gründet sich auf meine Empfindungen, und diese sind doch gewiß wahr, wenn sie auch unrichtig wären.

Ich besinne mich in diesem Augenblicke, daß morgen Ihr Geburtstag ist, ein Tag, der unter den Großen frostigen Com-

plimenten und unter den Niedern abgeschmackten Wünschen geweiht ist. Unter Freunden aber ist er der Empfindung und der Freude gewidmet. Darf ich Ihnen wohl erst sagen, wie groß und wie aufrichtig die meinige darüber ist? Ich kann hierbey eine Anmerkung machen, die mir gewiß Ehre bringt, die aber doch darum nicht minder wahr ist: nämlich, daß ich die ersten Verse, die ich jemals gemacht, der Freundschaft zu danken habe, so wie Corneille seine ersten der Liebe schuldig war. Erinnern Sie sich noch an die herzbrechende Ode, die ich vor vier Jahren auf Ihren Geburtstag gemacht, und die Herr S*** corrigirt hat! Habe ich also nicht Recht, wenn ich mich mit Corneillen vergleiche? Und vielleicht war mein Trieb noch edler als jener, der Corneillen beselzte. — — — — Leben Sie wohl,

Ihr

Brühl.

83. (23.)

An den Grafen Worig v. Brühl.

L. d. 4. Juli 1755.

Liebster Graf,

Ja heute ist mein Geburtstag, und ich danke Ihnen für Ihren lieben, freundschaftsvollen Brief. Erfreuen Sie sich mit mir, daß ich noch lebe! Danken Sie der Vorsehung mit mir, daß ich so viel Ursachen habe, ihr zu danken. Wünschen Sie mir Gesundheit, wenn sie mir gut ist, und ein frohes Herz. Wünschen Sie, daß meine künftigen Tage, es mögen ihrer viel oder wenig seyn, Tage der Weisheit und Gelassenheit seyn mögen, daß ich bis an das Ende meines Lebens den Eifer Gutes zu thun, fühlen und beweisen mag; daß ich unter dem Beyfalle der Welt

Sellers V

10

nicht eitel, unter dem Tadel nicht klein, im Glück nicht zu froh, und im Unfälle nicht zu traurig werden, die Liebe meiner Freunde als ein Glück genießen und als die Ehre des guten Herzens verdienen, daß ich Verstand und Tugend über alles schätzen und bewahren mag. Ja, mein liebster Graf, das gebe Gott!

Also habe ich schon acht und dreyßig Jahre gelebt, weit über die Hälfte des menschlichen Ziels und wer weiß, wie weit über die Hälfte des meinigen! Und ich sahe an alles, was unter der Sonne war, und siehe, es war alles eitel! Es soll aber auch eitel und unser Glück hier nie vollkommen seyn. Ich finde vielleicht in dem verfloßnen Jahre weniger Fehler von mir als in dem vorhergehenden: aber ich finde auch viele glückselige Empfindungen des Herzens nicht mehr, die ich ehedem gehabt habe. Doch mein Leben hat tausend Spuren der liebevollen Vorsehung aufzuweisen, die ich verehere und noch weit mehr zu verehern wünsche. Ich hoffe auch auf die noch übrigen Tage das Beste von ihr und das Glück eines ruhigen Todes. Ich will meine übrigen Empfindungen heute noch mit der theilen, der ich das Leben schuldig bin. Also lassen Sie mich diesen Brief schließen, mich ihn mit dem Wunsche für Ihr Leben, für Ihr Glück, für die Erhaltung Ihres besten Ruhms, Ihrer Tugend, lassen Sie mich ihn mit dem Wunsche schließen, daß Sie das Beyspiel lebenswürdiger Sitten, daß Sie künftig der nützlichste und glücklichste Mann, der beste Vater, daß Sie stets der würdigste Freund, daß Sie mir noch im Tode Freund und Ehre seyn mögen!

G.

An Joh. Andr. Cramer.

L. d. 11. Aug. 1756.

Liebster Cramer,

Dein Brief hat mich außerordentlich gerühret, und wie könnten mich Lobsprüche, die von Dir kommen, die mit aller Deiner Liebe und Einsicht begleitet sind, weniger rühren, weniger für eine gute Absicht belohnen? Denn Deinen Brief sehe ich für die erste und rühmlichste Belohnung meiner Lieder an, so wie er mir zu gleicher Zeit Regel und Muth seyn soll, wenn ich ihrer noch mehr verfertige. In der That habe ich, seitdem ich Dir die letzten geschickt, wieder 18 oder 19 Stück gemacht, daß ihrer also ungefähr 50 in allen seyn möchten, und über diese Anzahl habe ich nicht hinaus gehen wollen, um nicht in meinen gewöhnlichen Fehler, mich selbst zu copiren, unglücklicherweise zu verfallen. Kurz, meine Lieder sollen nunmehr ruhen. Ich will an Ausbesserungen denken, und nur dann und wann ein neues wagen, wenn ich mich geschickt dazu glaube. Ich denke an nichts weniger als an den Druck derselben; und wenn ich sterbe, ehe sie gedruckt werden: so sollst Du sie herausgeben. Das ist mein Wille. Du hast Recht, daß viele mehr Lehroden, als Lieder im eigentlichen Verstande, und also mehr zum Lesen, als zum Singen sind; und ich wünschte selbst, daß ihrer von der ersten Gattung weniger, und dafür mehr von der andern seyn möchten. Allein es ist immer leichter, bloße Lehren vortragen, als Lehren in Empfindungen verwandelt vortragen. Der Titel: Lieder, könnte also nicht der Titel dieser Gedichte werden. Die Länge ist der andre Fehler, den ich stets gefühlet, und aus dem Ge-

°) (Klopstock. Cr; und über ihn, herausgeg. v. C. F. Cramer. Th. 5, S. 284 ff.)

sichtspuncte des Lesens und nicht des Singens, mir erlaubt habe. Unter den neuen, die ich Dir bey Gelegenheit abschreiben will, sind mehr kurze, aber auch einige sehr lange, Lehrgedichte über Wahrheiten der Religion in Form der Ode, und in der That also keine Lieder, ob ich wohl glaube, daß sie ausserdem erbaulich zum Lesen seyn können. — Für Deine kleinen Critiken danke ich Dir eben so sehr, als für die großen. Ich will sie nützen und ihrer mehr von Deinem freundschaftlichen Fleiße erwarten. Gärtner hat mir auch einige niedergeschrieben, die aber nur den Ausdruck betreffen. Er ist wohl mit mir zufrieden, aber so hat er nicht gelobet, wie Du, gutes Kind. Außer ihm hat niemand weiter die Lieder gesehn. Daß Du sie dem Hrn. von Bernstorfen u. s. Fr. Gemahlinn, der Fr. v. Plessen, und ich weiß nicht wem noch mehr vorgelesen, das muß ich Dir vergeben, weil mir's sauer wird, einen so nachdrücklichen Beyfall zu missen. Ich habe den Hrn. v. Bernstorfen aus Briefen an s. Neveux, die ehemals hier studirten, kennen lernen. Es waren treffliche Briefe, voller Geist und Herz. Ist muß ich ihn lieben, da er Dich liebt. Empfiehl mich ihm u. s. Gemahlinn und der Fr. von Plessen mit aller Deiner Beredsamkeit. — Der dritte Band Deiner Predigten soll die ersten beiden übertreffen? Da wirst Du viel zu thun haben. Ich wünsche es beynah nicht; u. doch kann ichs von Dir hoffen, wenn es zu wünschen ist. Der andre Band ist noch nicht ganz fertig. Lessing in Berlin hat den ersten, so viel ich mich besinne, oder die Psalmen (wenigstens hat er von beiden zugleich geredet), am beredtsten u. wahrhaftesten recensirt. Er lobte Dich meisterlich, u. er hat eher das Privilegium dazu als andre. Eine Deiner großen Leserinnen ist die Fürstinn Fr. Mutter von Zerbst, mit der ich im Briefwechsel seit einigen Monaten stehe. Sie hat von mir auf ihre verstorbene Tante, Deine liebe Aebtissinn, ein Gedichte in meinem Namen verlangt. Ich habe es ihr aus vielen Ursachen ab- und Dich und Gifecten

vorgeschlagen. Kurz, ich habe ihr versprochen, Dich zu bitten, daß Du in Deinem Namen eins machen solltest. Es würde, da Du die sel. Kehtissinn in ihrem ganzen Werthe gekannt, da Du einer der besten Poeten und weit mehr Poet wärest, als ich, nothwendig ein schönes Gedichte seyn; so wie es in der Geschichte der Kehtissinn bey der Nachwelt mehr als Ehre seyn würde, daß sie einen Bossuet zum Beichtvater gehabt. Dieses waren etwan meine Worte. Ich dachte, Du erfülltest meine Bitte. Ich hoffe, die Fürstinn, die, halt ich, Erbinn der Kehtissinn ist, und große Verdienste hat, wird auch das Verdienst der Erkenntlichkeit haben. Sisekten habe ichs auch geschrieben. — Und Dein Bossuet sollte auch zu Michaelis wieder fertig seyn? Gebe es der Himmel! Ich habe etliche Bogen davon gelesen, Du bist allenthalben zugewegen. Deine Einleitung in die Glaubens- und Sittenlehre nach einem neuen Plane kündige ich der Welt schon an, und ich bin sicher, nicht vergebens. Ich kenne Dich. Du denkst und schreibst für alle Deine Freunde und Collegen. Du bist ein nützlicher und großer Mann zugleich. Laß mich Dich immer auch rühmen. — Deine Commission bey Steinauern habe ich ausgerichtet, und mit großem Stolze für Gramern gut gesagt. In wenig Tagen will er mir einen Köffel von der feinsten Arbeit für das gesetzte Geld zuschicken; denn um Deinen Preis hatte er keinen fertig. Ich will Dir alles besorgen, so gut, als wenn ich kein Poet wäre, und wer weiß, unter uns gesagt, ob ichs sehr bin. Deine Fr. Schwester ist durch die Schwindsucht, wie ich von Behrend gehört, dem Tode sehr nahe. Die gute Frau wird also Dein Geschenk nicht lange nützen. — Depling ist todt. Du solltest nach meinen Gedanken an seine Stelle kommen; aber es denken nicht alle Leute so klug, als ich und Du. Deine liebe Charlotte wird wohl wieder besser seyn, wenn Du folgende Commission an sie ausrichten wirst. Erst küsse ihr die Hand; dann sieh sie sehr freundlich und barmherzig an, als ob Du ihr mit den Augen

die Gesundheit und das Leben geben wolltest; dann küsse sie ein, zwey, drey mal in meinem Namen, und sieh sie noch einmal an. Deine Kinder segne in Deines Selters Seele. Gott laß es Dir und der Mutter und ihnen täglich wohl gehen. Ich bin ewig

Dein Freund

Sellert.

85. *)

An J. F. Freiherrn von Cronetz.

L. d. 12. Aug. 1755.

Liebster Cronetz!

So hypochondrisch ich seit einigen Tagen bin: so fühle ich doch eine heimliche Freude bey Ihrem Namen, und bey der Erinnerung aller der Liebe die Sie für mich haben, von der Ihr letzter, so wie Ihr erster Brief voll ist, bringt ein gewisser Strahl des Lichts in meine dunkle Seele. Immer verbessern Sie Ihren Cobrus, guter Baron, und übertreffen Sie alle meine Hoffnung, und wenn es möglich ist, sich selbst. Cramer hat mir unlängst geschrieben. Er ist ganz trunken von meinen Liebern, er will aber auch schwere Berbefrungen. Ich möchte Ihnen bald den Brief mit schicken, so schön ist er. Sehn Sie also, daß die Last des Ausbesserns so gar bis auf das Lieb sich erstreckt? Mein Hauswirth, Dr. Junius ist über den Frosch ganz entzückt, und bey nahe wäre ich ein Schwäger geworden. Die Gräfinn, die Sie sehr liebt, vielmal grüßt und mich mit lauter Hochachtung quodlet, läßt Sie fragen, ob Sie keinen Hofmeister für Sie wüßten, der bey seinen guten Eigenschaften das Verdienst hätte, mit

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

in die Schweiz gehen zu wollen. Sie giebt 200 Thlr. und die Hoffnung, ihn durch ihre Freunde zu befördern. Moriz steht im Begriffe nach Paris zu gehen und ich erwarte ihn alle Tage. Er hat große Lust mich mit zu nehmen; ich aber habe große Lust hier zu bleiben. Die Exemplare von Riveris Fabeln, an Gleichen adressiret, sind noch nicht hier. Wo müssen sie seyn? Ich muß also etliche Thaler aus meinem Beutel für gewisse Leute bezahlen, die es eben nicht sehr verdienen. Grüßen Sie den lieben Riveri und Gleichen so oft von mir, als Sie ihnen schreiben, und mit aller der Bereitschaft, mit der Sie zu schreiben pflegen. Endlich grüßen Sie doch auch Ihre gn. Mama, Ihren Hrn. Vater, Ihr ganzes Haus, dem ich Sie schuldig bin, mit der stärksten Versicherung meines Hochachtung und Ergebenheit; auch Hr. Ugen und Ihre übrigen Freunde; Hr. Hirschen, dessen Hr. Bruder recht fleißig und ordentlich ist. Das muß ich ihm jetzt nachrühmen. Ich erwarte die Fortsetzung des Freundes und bin der Ihrige

St. t.

86. (24.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Dresden, d. 12. Aug. 1755.

Mein liebster Professor,

Sie haben mich so sehr verwöhnt, daß ich es für etwas außerordentliches halte, wenn eine Woche vergeht, in der ich keinen Brief von Ihnen bekommen habe. Glauben Sie indessen nicht, daß diese Gewohnheit ihre ordentliche Gewalt, gleichgültig zu machen, auch bey mir ausübet, und daß Sie nöthig haben, sie zu unterbrechen, damit Sie mein Vergnügen vermehren. Ich

bin nicht so ungerecht, daß ich Ihnen diesen Verdacht Schuld geben sollte, und Sie wissen zu gut, wie schätzbar mir alles ist, was von Ihnen kommt, als daß ich Sie erst davon versichern dürfte. Ja, was sehr sonderbar ist, meine Gewohnheit selbst vermehrt mein Verlangen nach Ihren Briefen, und ich darf sie niemals in der Anzahl erwarten, in der ich sie mit Ungebuld wünsche. Ich werde Ihnen also nicht sagen, daß ich mich jetzt mehr als jemals darnach sehne; aber daß ich unendlich viel vermisse, dieß will ich Ihnen sagen.

Es ist wohl billig, daß ich Ihnen etwas von meiner Reise nach Frankreich melde, weil ich noch immer hoffe, daß Sie mich dahin begleiten werden. Allem Ansehen nach wird sie sehr bald vor sich gehen, und ich hoffe Ihnen morgen den Tag meiner Ankunft in Leipzig zu melden. Es ist mein wahrer Ernst, was ich Ihnen sage; und ich würde sehr betroffen seyn, wenn Sie mich nicht begleiteten. Richten Sie also immer Ihre Vorlesungen so ein, daß Sie in acht Tagen höchstens schließen können. Vielleicht bin ich schon in dieser Zeit bey Ihnen. Schreiben Sie mir aber erst noch einmal. Vielleicht schreiben Sie nicht so bald wieder an mich nach Dresden. Leben Sie wohl.

Ihr

Brühl.

87. (25.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

E. d. 13. Aug. 1755.

Liebster Graf,

Also wollen Sie noch nach Paris gehen? Ich verliere viel dabey; aber will ich nicht verlieren, wenn Sie gewinnen? Gebe

es doch Gott, daß diese Reise alle Ihre guten Eigenschaften in ein noch größeres Licht setze, daß Sie mit einer fruchtbaren Kenntniß der Menschen und der Geschäfte und mit dem ganzen Adel Ihres Herzens und Ihrer Sitten, zu Ihrem Glücke, zu dem meinigen, zur Freude und Ehre aller Ihrer Freunde zurück kommen mögen! Und wann wollen Sie wieder kommen? Ich hoffe, der Segen Ihrer Freunde soll Sie allenthalben begleiten. Lassen Sie mich, so lange Sie auf Reisen sind, im Geiste Ihnen täglich gegenwärtig seyn, und schreiben Sie mir Ihr ganzes Herz, alle Ihre Begebenheiten von Zeit zu Zeit auf. Hätte ich Gesundheit genug, so würde ich selbst mit Ihnen reisen. Aber so wird es genug seyn, wenn Sie sich meiner alle Tage erinnern, und ich alle Tage für Sie bete. In der That wollte ich wünschen, ich könnte einige Monate aus Leipzig gehen. Sie wissen schon warum. Alle Hochachtung, die man uns erweist, ersetzt doch nicht den Verlust einer gewissen Freyheit, zu der ich vor Andern geneigt, oder gewöhnet bin. Ich umarme Sie für Ihren letzten Brief, und erwarte bald nur zwei Zeilen von Ihnen, lieber Graf!

· G.

SS. (26.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Dresden, d. 16. Aug. 1755.

Liebster Professor,

Sie werden mich nicht begleiten? Darf ich Ihnen wohl erst sagen, wie sehr mich diese Nachricht betrübt? Ich werde das Vergnügen dieser Reise nur halb fühlen, da ich es nicht mit Ihnen theilen kann, und ich brauche alle Mühe, mich von der

Gewißheit dieser Nachricht zu überreden, so sehr habe ich mich darauf gefreut, daß Sie mein Reisegefährte seyn würden. Ich nehme indessen Ihr Anerbieten an, und ich würde Sie schon darum gebeten haben, wenn ich vermuthet hätte, daß ich es jemals würde anwenden können. Sie sollen der getreue Bewahrer aller meiner Begebenheiten, und meines Herzens selbst seyn. Wem könnte ich es sicherer vertrauen, als einem Freunde, der es schon ganz besitzt? Ich weiß gewiß, die Entfernung selbst wird nur ein neues Band unsrer Freundschaft seyn, so wie mir diese zum Schutz und zur Ermunterung dienen soll. — Ich kann Ihnen noch nicht den Tag meiner Ankunft bey Ihnen melden. Leben Sie wohl.

Brühl.

88. (27.)

An den Grafen Moriz v. Brühl.

[October 1755.]

Liebster Graf,

Der erste Brief, den ich Ihnen nach Paris schreibe, soll kurz, soll nichts, als der Wunsch seyn, daß es Ihnen wohl gehen mag. Doch wohl gehen, das ist für mein Herz zu wenig gewünschet. Nein, es müsse Ihnen so wohl gehen, als es dem besten Herzen auf Erden gehen kann. Es müsse Ihnen keine von den Freuden fehlen, die der Hof nicht kennt, die der Weise in sich sucht, und in der strengen Herrschaft über sich selbst allein findet. Ja, mein liebster Graf, ein solcher Wunsch ist der würdigste und größte, den ich für Sie weiß; und wenn Ihr Herz Freude für Sie hat, so werden tausend Dinge für Sie Anmuth werden, die Andern gleichgültig sind, und hundert Beschwerlichkeiten Ihnen kein

werden, die Andern unerträgliche Lasten sind. Gott gebe Ihnen, unter den Reizungen und Versuchungen des Hofs, Muth und Stärke, die wahre Hoheit der Seele zu behaupten! Und keine Stimme der Freygeisterey, kein angesehener Wis, keine falsche Ruhmbegierde mache Sie einen Augenblick in der Weisheit der Religion ungewiß! Bester Graf, wer uns diese nimmt, der nimmt uns Wahrheit und Gott, und mit beiden alles. Ich weiß, wie gefährlich der Ort ist, an dem Sie leben, und ich müßte Sie nicht lieben, ich müßte kein gewissenhafter Mann seyn, wenn ich Sie nicht zur Behutsamkeit ermuntern wollte; so sehr ich auch weiß, daß Sie ohne mich alles und mehr thun werden, als ich irgend einem Jünglinge von Ihren Jahren zutrauen kann; denn in meinen Augen sind Sie kein Jüngling, oder doch nur das Beyspiel der besten Jugend.

Und nun, theuerster Graf, will ich Sie fragen, wie es Ihnen in Paris gefällt, womit Sie sich vergnügen, womit Sie sich beschäftigen? Sie lesen doch über Ihre gewöhnlichen Geschäfte sloßig? Ja wohl. — — Auf diesen kleinen Brief soll künftige Woche ein besto größter folgen. Dieses verspreche ich Ihnen oder vielmehr mir selber, und bin der Ihrige,

⑥.

90. (28.)

Moriz v. Brühl an Sellast.

Paris, d. 18. Oct. 1755.

Liebster Professor,

Ich bin schon vierzehn Tage hier, vier Wochen von Ihnen abwesend, und habe noch nicht Einmal an Sie geschrieben! Es scheint mir unmöglich, und doch ist leider allzuwahr. Ich hätte

Ihnen gern unterwegens geschrieben, aber da konnte ich nicht; und da ich nach Paris komme und alle Freyheit habe, meinem Verlangen zu folgen, warte ich vierzehn Tage, ehe ich es stille. In der That, ich bin ein sonderbarer Mensch! Sie werden mich vielleicht mit den Zerstreungen entschuldigen, die sich überall in einer so großen Stadt darbieten; Ihre Gütigkeit läßt mich dieses erwarten. Aber auch diese Rettung bleibt mir nicht übrig; denn ich bin zu keiner Zeit meines Lebens weniger zerstreut und mehr in mich selbst zurückgezogen gewesen, als seitdem ich in Paris bin; und erst heute fange ich wieder ein wenig an, mich und meinen Geist, an dem ich fast verzweifelte, zu entwickeln. — Aber woher kommt das, mein lieber Graf? Paris wird Ihnen doch nicht mißfallen? .. Nein, liebster Professor, es gefällt mir vielmehr, und mein Urtheil würde zu übereilt seyn, wenn ich es jetzt ganz entscheidend darüber fällen wollte. Vielleicht wird es mir um desto mehr gefallen, weil ich nicht zu viel erwartet habe. Ich entdeckte indessen schon viel Schönes, viel Vortreffliches, viel Ehrichtes, viel Abgeschmacktes, und bitte täglich den Himmel um Augen, Beides zu unterscheiden und von einander zu trennen. Ich besuche fleißig die Frau von Graffigny, und habe Fontellen, Marivaux und Düclot gesehen. Die erste besitzt wirklich den lebenswürdigsten Charakter, und man vergißt beständig bey ihr, daß sie eine Schriftstellerin ist. Ich denke, ich werde ihr sehr wunderbar vorgekommen seyn; denn ich besinne mich nicht, daß ich nur zwey erträgliche Worte bey ihr gesagt habe, meistens aber gar nichts. Ich bin fleißig in der französischen Komödie. Gestern war ich in dem Mahomed des Voltaire, wo ich wie ein Kind geweinet. Künftige Woche wird man eine neue Tragödie von ihm aufführen, l'Orphelin de la Chine.

Den 24. Oct. — Es ist heute schon Freytag, und mein Brief ist noch nicht fertig? Glauben Sie indessen nicht, daß es

mir wie Boitüren geht, der acht Tage über einem Glückwunsche schrieb. — Sie haben also vielleicht große Verhinderungen gehabt? — Das kann wohl seyn. Und wenn ich Ihnen sagte, daß ich dem Könige vorgestellt worden, der Königin aufgewartet, kurz den ganzen Hof gesehen und besucht habe; sind das nicht wichtige Hindernisse? Ich habe überdieß mein Quartier verändert, und ein Gefängniß mit einem andern vertauscht. — Ich habe die oberwähnte Tragödie gesehen. Sie hat schöne Stellen, ist gut geschrieben, thut aber wenig Wirkung. — — — Könnten Sie mir nicht mit einer Gelegenheit den folgenden Theil des *Granbison* schicken? Ich meyne den siebenten. Ich würde Ihnen unendlich dafür verbunden seyn. Herr Wächter läßt sich Ihnen empfehlen. Ich habe hier einen geschickten Kupferstecher, Ihren großen Verehrer, kennen lernen. Er heißt Wille, und ist mir Ihrentwegen gut. Was für ein glückliches Vorurtheil ist doch Ihre Freundschaft! Werden Sie mich auch nicht vergessen? Mir fehlt nichts in Paris als meine Freunde. Wenn ich auch meinem Vaterlande nichts als diese schuldig wäre, wie groß wäre nicht schon meine Verbindlichkeit! Grüßen Sie sie alle in Leipzig, und lieben Sie stets

Ihren

Brühl.

91. *)

An die Frau v. Mosheim.

L. d. 23 Oct. 1765.

Hochwohlgebohrne Frau,
Gnädige Frau,

So wie ich Ew. Hochwohlgeb. wegen des Verlustes, den Sie durch das Ableben Ihres Herrn Gemahls erlitten, unendlich beklage; so ist vielleicht Niemand, der den Tod des hochseligen Kanzlers von Mosheim empfindlicher bedauert, als ich. Ich bin, so lange ich nur habe lesen können, ein Verehrer und Bewunderer dieses großen Mannes gewesen; ich habe die meisten seiner Werke nicht ein, sondern zehnmal und stets mit einem neuen Vergnügen gelesen; stets hat mich sein edles und frommes Herz, sein durchdringender Verstand, seine erstaunende Gelehrsamkeit und seine eben so große Beredsamkeit im Lesen belohnt und gebessert. Was ist natürlicher, als daß ich seinen Verlust beklage? und was konnte billiger seyn, als daß ihn die Gelehrten so vieler Nationen bebauern? Nie müsse es einem Mosheim an Verehrern und Nachahmern, und nie seinem Geschlechte an Wohlfahrt und Segen mangeln, niemals auch Ew. Hochwohlgeb. an Beruhigung wegen dieses so schmerzlichen Verlustes. Uebrigens erkenne ich die mir hiervon ertheilte schriftliche Nachricht mit dem größten Danke und verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung

Ew. Hochwohlgeb. Gnaben

gehorsamster Diener
Sellers.

*) (Aus dem Heyerschen Nachlaß.)

92.

H u s o r t h w a r d .

L. d. 24. Oct. 1755.

Ich sollte Ihnen seit einem Jahre nicht geschrieben haben? Nein, das ist unmöglich. So viel Bosheit oder Nachlässigkeit traue ich mir nicht zu. Lieber will ich glauben, daß ein Brief von mir verloren gegangen, ja daß Ihrer zehn verloren gegangen sind. Allein kann ich mich bey allem Zeugnisse meines Herzens nicht irren? Ja, und in diesem Fall bitte ich Sie feyerlich um Vergebung, und hoffe sie von Ihrer Freundschaft, die aus allen Ihren Briefen redet, und die ich nie zu verdienen weiß. Sie sind also nebst Ihrer lieben Frau, die ganze Zeit über, da ich keinen Brief von Ihnen erhalten, gesund und zufrieden gewesen? Wie glücklich sind Sie, und wie überglücklich, da Sie Ihr Glück mit so vieler Dankbarkeit fühlen! Gott schenke es Ihnen ferner, und gebe Ihnen Beyden, was Ihr Herz mit Recht wünschen kann. Meine Umstände, theuerster Freund, sind erträglich. Ich fühle freylich die Last eines siechen Körpers und eines schweren Geistes nicht selten; aber Gott sey Dank, ich liege derselben niemals ganz unter. Und selbst igt, da ich meine Klagen zurückhalte, erfreue ich mich über meine kleine Stärke. Indessen meldet sich der Wunsch nach der Einsamkeit und die Furcht vor dem Geräusche der Welt alle Tage mehr bey mir; und wenn ich glaubte, daß ich nicht wider meine Pflicht handelte; so würde ich das Landleben, das ich jetzt drey Wochen genossen habe, den Augenblick für meine übrigen Tage erwählen. Sie wünschen etwas von mir zu lesen. Nun wohl gut, mein Freund, Sie sollen mit diesem Brief mein vertrauter Leser werden. Ich schicke Ihnen 31 geistliche Lieder, die ich zeitther fertiget. Niemanden, als Gramern und Gärtnern, sind sie von mir zugeschicket worden;

und ich bitte Sie, bey allem, was in der Freundschaft heilig ist, diese Lieder „nicht abschreiben zu lassen, sie nicht in fremde Hände „zu geben, und wenn Sie solche einigen Ihrer Freunde lesen „lassen, meinen Namen zu verschweigen.“ Ich weiß, wen ich bitte. Sie lieben mich, und glauben mir, daß ich aus gültigen Ursachen bitte. Lesen Sie also meine Lieder, und schreiben Sie mir Ihre Critik, und die Meynung Ihrer lieben Frau. Wollte Gott, daß sie einstens zur Erbauung und zur Ehre der Religion etwas beytragen. Ich schicke Ihnen auch einen Brief von Gramern, der diese Lieder angeht, und den Sie niemanden müssen lesen lassen.

Endlich sage ich Ihnen, wer Ihnen diesen Brief überbringt; er ist arm; aber er ist nicht begehrllich, und wird mit einer geringen Hülfe zu seiner Reise zufrieden seyn. Können Sie dazu etwas beytragen, so thun Sie es, als ein gutes Werk. Der Mann ist ja ein Unglücklicher, das ist zu seiner Empfehlung genug. Ich umarme Sie, und küsse Ihre liebe Frau.

S.

93. (29.)

An den Grafen Moriz v. Brühl.

L. d. 24. Nov. 1755.

Liebster Graf,

Alles, was in Ihrem ersten Briefe aus Paris steht, hat mich gerührt; alles ist mir wichtig vorgekommen, entweder weil es Sie anging, oder weil Sie mirs sagten, mir von Paris aus sagten, mir nichts sagen können, was ich nicht mit Vergnügen lesen sollte. Also, werden Sie fragen, haben Sie es mit Vergnügen gelesen, daß ich die erste Zeit über so tieffinnig in Paris

gewesen bin? Ja, das hat mich erfreut. Ein leeres Herz würde gleich eingenommen, gleich entzückt und hingerrissen worden seyn. Aber Ihres waffnete sich erst mit Ernst und Nachdenken, um sich der Freude desto ruhiger und sicherer zu überlassen, um sie zu wählen und nicht um sie blindlings zu verfolgen. Ich glaube, die meisten jungen Herren, wenn sie nach Frankreich gehn, gleichen den Schatzgräbern. Sie nehmen die Begierde, Bergnügen und Wunder zu finden, für die Gewißheit an, daß sie sie finden werden, und betrügen sich einige Zeit durch ihre süßen Vorstellungen.

Sie sprechen die Frau von Craffigny oft. Eine neue Freude! Bey dieser würdigen Frau müssen Sie, wenn Sie anders lebenswürdiger werden können, es gewiß werden. Ihr Umgang wird Ihnen ein sichres Gegengift wider die Gefahr der großen Gesellschaften seyn. Ich trage es Ihnen auf, ihr in meinem Namen die Hand recht feyerlich und ehrerbietig zu küssen; und wem könnte ich es lieber und zuversichtlicher auftragen? Eben diese Commission gebe ich Ihnen noch einmal an Madame Bille. Sie hat mich mit der Cleopatra beschenkt, und mir mit Bleystift etwas Angenehmes unter das Kupfer geschrieben. Auch ihren Mann versichern Sie aller meiner Freundschaft. Ich bin sein Bewunderer und Verehrer, und stolz, daß er ein Deutscher ist. — Herr Wächlern*) wünsche ich Glück zu Ihrer Bekanntschaft, und überlasse Sie ihm jetzt mit der Bedingung, daß er Sie binnen anderthalb Jahren gesund und zufrieden, unter dem Beyfalle der Klugen, wieder zurück bringt, und zuerst zu mir. Das versteht sich. Zu seiner kritischen Nachricht vom Theater habe ich noch Niemanden; denn wenn ich sie ihm nicht gut schaffen kann; so will ich sie ihm lieber gar nicht schaf-

*) Dieser verfertigte damals die deutschen Artikel für das Journal *Stranger*. Anmerk. des Herausgeber 1774.

fen. — — Neues aus Sachsen, aus der Welt Ihrer Freunde, liebster Graf, weiß ich nichts. — So leben Sie denn wohl, bester Graf, lieben Sie mich, schreiben Sie mir, lieben Sie sich, und bedenken Sie, wie viel Ihre Freunde, wie viel Ihr Vaterland von Ihnen erwartet, und ich mir und der Welt von Ihnen verspreche.

N. C. Wenn ein Auszug aus dem Loose in der Lotterrie gemacht werden sollte: so sagen Sie Herr Wächtern, daß er die letzten Scenen, wo Caroline ihrem Geliebten das Loos giebt, wegläßt, und die Handlung da endiget, wo die Frau Damon ihr das Billet zurück giebt. Man wird sonst sagen, daß der Geliebte, der in dem ganzen Stücke nicht vorkömmt, Deus ex machina, und die Handlung nicht gehörig geschlossen sey.

G.

 94. (30.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Paris, d. 18. Dec. 1755.

Mein liebster Professor,

Erst Einen Brief von Ihnen; und es sind schon über zween Monate, daß ich von Ihnen entfernt und weit entfernt bin! Nur dieses ist hier die Ursache meines Kammers und meiner Unruhe. Sie sollten mir diese Entfernung wenigstens vernähern, indem Sie mir, so oft als es Ihnen möglich wäre, ich sage nicht, so oft als ich es wünsche, schrieben. Ich bin igt mit diesem Lande ziemlich zufrieden. Ich habe Freunde, Umgang und Gesellschaft gefunden. Aber ich bin nicht bey Ihnen! Der erste und letzte meiner

Gedanken bey allem Vergnügen, das ich hier genieße, geht stets Sie, Ihre Gütigkeit für mich, die Vortrefflichkeit Ihrer Werke, Ihren persönlichen Charakter an; und ich bin nie zufriedner, als wenn man mir von allem diesen Rechenschaft abfordert. Sie sind hier so sehr bekannt und verehrt, als an keinem Orte, wo man Deutsch redet. Welcher Ruhm für Sie und welche Zufriedenheit für mich! Die Frau von Graffigny, die mir Ihre Stelle ersetzt, in so ferne es eine Person von ihrem Geschlechte thun kann, schätzt Sie unendlich hoch, und fragt mich oft, ob ich keine Nachricht von Ihnen erhalten, und ob Sie sie nicht hätten grüßen lassen. Sie verdient alle Ihre Hochachtung. Sie verbindet mit einem richtigen, aufgeklärten und ungezwungenem Verstande (einer so seltenen Eigenschaft besonders bey dem Frauenzimmer), die Redlichkeit des tugendhaftesten Mannes, die Bescheidenheit des unbekanntes Verdienstes, und die Munterkeit und die Heiterkeit einer jungen Person von zwanzig Jahren. Sie steht hier in dem Rufe, den man nur erwirbt, wenn man tugendhaft und weise ist, und stets den Wiß zur Beförderung der Tugend anwendet. Sie ist meine wahre Freundin, und nach Ihnen weiß ich Niemanden, den ich mehr liebe und verehere. Sie ist hier die Bewunderung der Vornehmsten, mit denen sie als eine Frau von Stande umgeht, das Vergnügen der Bernünftigen, die sich nach ihrem Umgange sehnen, und das Muster aller, die sie auch nur weiltäufig kennen. Ich habe ihr hier die Bekanntschaft mit einem gewissen Chevalier d'Arc verschafft, dem Verfasser der Lettres d'Osmann. Auch dieser ist einer von denen, die ich wegen ihres Umgangs suche, und wegen ihres Herzens verehere. Er ist ein natürlicher Enkel von Ludwig dem Bierzehnten, ein Mann, der mitten in dem Kriege niemals die Liebe zu den Wissenschaften verloren hat, der durch verschiedene Unfälle kein großes Glück in diesem Stande gemacht, und der sich den Wissenschaften und

einigen Freunden ist ganz gewidmet hat. Unsere Freundschaft hat sich ohngefähr so angefangen, wie die mit Herr Gramern. Er hat mir gesagt, daß er einen Zug gegen mich fühlte, und mir eine ordentliche Liebeserklärung gethan, die ich mit dem größten Verlangen angenommen habe. Es hat uns Niemand als Sie zum Mittler dabey gefehlt. O! wenn Sie wüßten, wie oft ich an Sie denke, wie oft ich Sie wünsche! Sie würden mich vielleicht bedauern, meine Wünsche erfüllen, und Ihren Schüler, Ihren Freund, Ihren Verehrer, in Paris besuchen. Er verdient noch einen Theil von Ihrem Andenken, weil er Sie so sehr liebt. Ich kenne hier viel Gelehrte, viel große Häuser und noch mehr Thoren. Ich habe das Glück diese vermeiden zu können, in jenen gelitten zu seyn, und die ersten zu unterscheiden. Dúclos ist ein liebenswürdiger Mann; aber nicht wie Sie. Ich kenne Racinen, Marivaux, Saintfoir, den Präsident Henault. Ich werde Ihnen bald mehr von diesen Herren sagen. Heute will ich mich nur für Ihren kurzen Brief, den Sie mir durch den Herrn von M.. zugeschickt, bedanken. Ich bitte Sie, mir bald wieder zu schreiben. Denn Ihre Briefe sind mir so nöthig als einem Durstigen der Trunk. Ich lese viel Deutsch, überseze die Tragödie von Cronegken, verlarze viel Stellen, verändere manche, und dieß alles für die Frau von Craffigny. Sie sind nicht mit der doppelten Erscheinung des Medon zufrieden; ich sollte doch meynen, daß sie zu entschuldigen wäre. Die Entwicklung ist unstreitig schön, aber viele Unterredungen sind zu lang. Ich habe (werden Sie es wohl glauben?) hier den Entwurf zu einer Komödie gemacht. Wenn ich ihn jemals ausführe, so sollen Sie sie zuerst sehen. Ich sage hier allen Menschen, daß Sie mein Lehrmeister sind, und daß ich Ihnen alles schuldig bin, was ich weiß, und was ich jemals wissen werde. Ja ich bin Ihnen noch viel mehr schuldig. Denn auch die Liebe zur Jugend, wenn ich anders

glücklich genug bin, ihr stets zu folgen, ist Ihr Werk. Wenn Sie mit diesem Geständnisse zufrieden sind, so dürfen Sie mich wenigstens nicht für unerkennlich halten. Man beneidet mich meistens, und wünschet mir Glück, so oft ich es thue, und ich thue es oft. Fahren Sie ja fort, mich zu lieben. Ich weiß kein größeres Unglück, das mir wiederfahren könnte, als den Verlust Ihrer Freundschaft. Leben Sie wohl. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

95. (52.)

[An Frau v. Sedtwich.]

L. b. 22. Dec. 1755.

Gnädige Frau,

Und das haben Sie von Ihrem Briefe denken können, daß er in die Gefängnisse der schlechten Briefe kommen würde? Beschüte der Himmel! Er liegt, wo dächten Sie wohl? in meiner besten Commode, zwischen den Briefen meiner geistreichsten Correspondenten. Wäre ich so reich wie Alexander der Große: so würde ich Ihren Briefen eben die Ehre erweisen, die er den Gedichten des Homers erwiesen hat; ich würde sie in eine goldne Kapsel, mit Diamanten besetzt, verschließen. Alexander nahm diese Gedichte mit in das Feld; das könnte ich nun freylich nicht thun; aber ich könnte sie dafür mit auf den Ratheder, mit auf meine Spaziergänge, und auf meine Reisen nach B[onau] und W[ittau] nehmen. In Wahrheit, gnädige Frau, Sie haben mir durch Ihren vortreflichen Brief die größte Freude gemacht, und ich bin ihm vielleicht die erste heitre Diene seit einigen Wochen schuldig. Stünde es bey mir, so würde ich Ihnen persö-

lich dafür danken. Allein ich habe eine Gelübde gethan, nicht eher an eine Reise zu denken, als bis die Leipziger Lotterie mein Schicksal entschieden haben wird. Dieses geschieht in dem Februar des künftigen Jahres. Gewinne ich nun die gehofften acht tausend Thaler: so habe ich bereits die Einrichtung gemacht, daß ich Leipzig in den ersten acht Tagen verlassen und mit meiner ganzen Habe nach B[onau] eilen kann, meiner Ruhe und endlich meinem Grabe entgegen.

Ob ich sehr gesund bin? Nein, gnädige Frau, ich habe z. E. diese Nacht wenig geschlafen, und ich habe mich an diesem Briefe wieder gesund schreiben wollen, aber diese Medicin will mir auch nicht helfen. Ich will ihn also nur schließen, so kurz und leer er auch ist.

G.

96.

An B o r c h w a r d.

L. d. 22. Dec. 1755.

Ihr Beyfall und Ihre Critik über meine Lieder, beydes ist Wohlthat und Belohnung, und ich muß Ihnen für das eine eben so herzlich danken, als für das andre. Die Critiken, davon die meisten wohl gegründet seyn mögen, will ich nützen, so gut ich kann, so gar bis auf die Orthodorie. In den Selbstliedern, das Gebet, die Bitten, stimmen wir sehr überein; nur fürchte ich, daß Sie gegen das lange Pasionlied zu grausam gewesen sind. Dem ungeachtet bewundere ich Sie wegen Ihrer kunststrichterlichen Anmerkungen. Sie haben beynähe mehr Einsicht in die Poesie, als der Poet. Ob ich fortfahren werde, mehr Lieder zu machen, das weiß Gott, ich kann es nicht sagen. So viel merke

ich, daß meine Gabe zu dichten und zu schreiben sehr, wo nicht ganz, verloschen ist. Alles wird mir sauer, blutfauer; und ist dieses nicht ein Beweis, daß das Feuer fehlet, die Begierde, die uns beleben, und uns die Last der Arbeit unmerklich machen muß? Nach Ihrem Briefe zu urtheilen, so haben Sie in Ihrer Krankheit mehr Lebhaftigkeit gehabt, als ich bey gefunden Tagen spüre. Aber klage ich nicht? Ja, und bis hieher klage ich mit Recht. Ich verlange nicht von Gott neue Kräfte, ich will nur darrhun, daß ich zum Schreiben nicht mehr geschickt bin. Indessen muß ich Ihnen sagen, daß ich noch zwanzig Lieder habe, die Sie ehstens erhalten sollen. Sie werden die Fehler der ersten gewiß darinnen finden; aber auch die Tugenden? Daran muß ich zweifeln. An die Ausgabe dieser Lieder denke ich nicht. Sind sie gut, so kommen sie nie zu spät, wenn sie auch nach meinem Tode erst erscheinen. Und vielleicht lieft man sie alsbenn desto begieriger, wenn man glaubt, daß der Autor nicht belohnet seyn will. Ihrer vortreflichen Frau zu gefallen, ist ein grosser Lobspruch. Ich küsse Sie und Ihre Freundin, daß Sie Wort gehalten, und nichts abgeschrieben haben. Das Auswendigbehalten ist zwar nichts besser, es ist frommer Betrug, und dennoch kann ich nicht zürnen. Aber auf den Lieutenant bin ich böse. Es ist mein Fehler, daß ich die Leute nicht besser prüfe, und Gutes glaube, wenn ich kein Böses offenbar sehe. Und nun habe ich Ihre Sehnsucht und die meinige gestillt. Nichts ist übrig, als daß ich Ihnen von Grund meiner Seele das Glück zum neuen Jahre wünsche, das die Welt um diese Zeit aus Gewohnheit zu wünschen pflaget. Gesundheit und Zufriedenheit beglücke Sie nebst Ihrer Gattin in allen noch künftigen Tagen Ihres Lebens. Und auch mir gebe Gott, wenn ich leben soll, ein ruhiges und freudiges Jahr, nach seinem Willen.

G.

[A n S u l z e r .]

L. d. 26. Decbr. 1755.

Liebster Freund,

Ich schreibe an Sie, nicht sowohl um Ihnen bey dem neuen Jahre Glück zu wünschen (denn Glück wünsche ich Ihnen täglich), als Sie zu nöthigen, daß Sie an mich denken müssen, denn das können Sie und Ihre Wilhelmine nach meinem Wunsche nicht zu oft thun. Endlich will ich Ihnen auch einen geschickten Menschen bekannt machen und also ein gutes Werk thun. Er heißt Schlegel und sein Name und die Geschicklichkeit seiner Bräder, des seel. Professors in Copenhagen, und des ißigen Professors in Zerbst, spricht besser für ihn als meine Empfehlung. Lessing, der jetzt hier ist und mit einem jungen Winkler aus Leipzig noch vor Ostern auf Reisen gehen wird, hat ihm von der Condition gesagt, zu der Sie Lessingen ehedem empfohlen haben. Wenn sie noch offen ist, so bietet er sich, wofern er Geschicklichkeit genug hat, unter meinen Flügeln dazu an, und sucht Ihren Vorpruch mit aller der Hochachtung, die er Ihren Verdiensten schuldig ist. Er hat wirklich sehr gute Gaben zu einem Anführer und Gefährten, Verstand und ein rechtschafnes Herz, Wissenschaft und Geschmack. Da er bey mir im Hause wohnt, seit 4 Jahren um mich gewesen ist, 6 Jahr in Reisen auf der Fürstenschule die Humaniora wohl studiret hat und das beste Zeugniß seiner Bräder, Freunde und Lehrer vor sich hat: so kann ich mit Gewissen loben. Und um alles mit einem male zu sagen, so würde ich ihm, wenn ich einen Sohn auf Reisen schicken wollte, meinen Sohn mit der größten Zuversicht über-

*) (Aus dem Heyerschen Nachlaß.)

lassen und gewiß seyn, daß er für seine Sitten, Gesellschaften und Gelder wachen und ihn in die Vortheile des Reisens gewissenhaft einführen würde. Allein da ich und er nicht wissen, was für ein Mann für den jungen Herrn in Halle verlangt wird, was für Bedingungen vorgeschrieben werden: so muß ich Ihnen noch sagen, daß Herr Schlegel ein Theolog ist, und bey der Theologie bleiben wird, daß er besser Latein als Französisch schreibt, aber das Rechte in kurzer Zeit in seine Gewalt bringen wird, wenn es nöthig ist. Er macht igt die Noten zu der Uebersetzung des Banier. Sein Kennerliches ist gut und seine Mine verkündigt einen gefesteten und ehrliebenden Charakter. Er wünscht die Welt kennen zu lernen und hat mehr Begierde dazu, als ich. Er gefällt die folgenden male besser, als die ersten. Ich lese ein Gedicht von ihm so gern, als eine Predigt, und eine Predigt so gern als ein Gedicht. Was ihm fehlt, das kann er allemal ersetzen. Vor Johannis künftigen Jahres wird er nicht wohl von dem Banier loskommen können. So viel! Er mag selbst an Sie schreiben, wenn die Stelle noch leer ist.

Kunmehr küsse ich Ihre Wilhelmine und was Sie gleich ihr lieben, grüße meine Herren Brüder, die in Ihrem Hause wohnen, und segne Sie, mein liebster Sulzer, brüderlich auf das neue Jahr und alle Jahre Ihres Lebens. Leben Sie wohl und lieben Sie

Ihren ergebensten

Urt.

Cellert an seine Schwester.

L. d. 31. Dec. 1755.

Ich muß Euch doch noch einmal in dem alten Jahre schreiben. Also ist es wieder glücklich vorbey, bis auf vier und zwanzig Stunden vorbey? Gott sey gelobet, der uns erhalten und beschützt hat, und uns ferner helfen wird nach seinem heiligen Willen! Es ist wahr, daß meine Gesundheit nicht die beste ist; allein sie ist vor drey Jahren weit schlechter gewesen. Ich habe in diesem Jahre viel Sorgen ausgestanden, und dennoch sind sie nie ganz über meine Kräfte gewesen. Ich plage mich mit einem finstern und verdrießlichen Wesen, das mir Arbeit und Vergnügen zur Last macht, und dennoch bin ich noch glücklicher, als hundert andre Menschen. Warum bin ich also nicht dankbarer gegen mein Schicksal. Die Gräfinn, die mich mit ihrer Gnade in diesem Jahre so gemartert und mir so manche Stunde entzissen hat, ist auch fort, und nach Wien ihres Processus wegen gereiset, und ich fürchte nicht, daß sie so bald wieder kommen wird. Auch dieses macht mich noch nicht zufrieden. Man hat in diesem Jahre etliche von meinen Schriften in Paris ins Französische übersezt und mir große Lobsprüche gemacht. Wie wenig rührt mich dieses! Ich habe beynähe etliche Hundert Thaler weniger in diesem Jahre eingenommen und doch keinen Mangel gespürt. Auch dieses sollte mich rühren. Doch nicht geklaget!

Eine meiner täglichen Sorgen ist S***; denn da derselbe bey den jetzigen Umständen, bey der Aufsicht, bey den Besspielen, die er hat, nicht fleißig und klug wurde: so fürchte ich, er wird es nie werden. Es ist wahr, er ist nicht alt; aber wenn ich bey seinem Alter jemanden gehabt hätte, der mir die Wahrheit so aufrichtig, so nachdrücklich und so liebeich zugleich gesagt hätte, so müßte ich früher klug geworden seyn. Mit einem

Worte, er begeht keine Ausschweifungen, er hat sich etwas gebessert, er hält seine Stunden; allein er ist nicht aufmerksam, nicht bedachtsam, nicht begierig genug, etwas zu lernen, und auch nicht sparsam genug. Er hätte niemals nach Freyberg kommen und strenger erzogen werden sollen. Doch ich will Geduld haben; denn was ist Erziehung ohne Geduld? Man hat mir vor wenig Wochen einen jungen Herrn von B. aus J. empfohlen. Er wohnt in meinem Hause, ist erst achtzehn Jahre, ist Page in J. gewesen. Diese Leute pflegen gemeiniglich nichts zu wissen und ungezogen zu seyn. Aber wie froh wäre ich, wenn G* * * I der Herr von B. wäre. Ich sehe nicht, wie der arme Vater die Kosten in die Länge bestreiten will, wenn G* * * I keinen Tisch im Convictorio erhält. Ich habe ihm ein alt Kleid gegeben, das er alle Tage trägt, weil sein altes nicht viel mehr taugte. — — Ich grüße die liebe Mama von Herzen und wünsche ihr und allen meinen Freunden tausend Segen und Wohlergehen zum neuen Jahr. Lebt wohl.

G.

 99. (50.)

In einen Preussischen Officier in Schlesien.

1755.

Ihr gutes Herz schreibt sich in alle Ihre Briefe, und so sehr Sie es der Empfindung nach zuweilen vermiffen mögen: so sehr sehe ich doch in jedem Gedanken. Ich will Sie gar nicht stolz, sondern nur muthig machen, an dem guten Erfolge Ihrer frommen Absichten und Bemühungen nicht zu sehr zu zweifeln. Auch der Tugendhafteste bleibt ein Mensch, bleibt schwach bis an sein

Ende, und die Religion hebt unsere natürlichen Neigungen nicht auf, sie mäßigt, bessert, und reiniget sie nur. Unsere Schwachheit soll uns zwar zum Fleiße, zur Wachsamkeit über uns selbst, zur Untersuchung unsers Herzens antreiben, aber sie soll uns nicht traurig, niedergeschlagen und furchtsam machen. Mit unserer Angst ist Gott nicht gebietet, und wenn er Traurigkeit verstatet, oder befiehlt, so ist es nur diejenige, die zur Ruhe und zum wahren Vergnügen unsers Geistes führt. Sie klagen, daß Sie sich leicht in Gesellschaft vergessen, und den Vergnügungen all-
 dann zu sehr nachhängen. Das glaube ich Ihnen sehr leicht. Eine oftmalige Erfahrung, auch selbst meine eigene hat mich gelehret, daß Gemüther, die von Natur zur Traurigkeit geneigt sind; die Freude zu gewissen Zeiten so tief in sich einlassen, daß sie bis zur Lustigkeit anwächst, und ernsthaften Gedanken nicht wieder weichen will. Sobald sie endlich weicht, behauptet die Schwermuth wieder ihre Rechte, und stellt uns unsere Fehler, wo nicht zu groß, doch auch gewiß nicht geringe vor. Indessen gebe ich es zu, es sollen Fehler seyn, auch oftmalige Fehler; aber, mein liebster Freund, wer hat am Ende des Tages keine Fehler zu bereuen, und am folgenden keine zu verbessern? Beides ist unsere Pflicht. Wenn wir dieses thun, dem Fehler nicht nachhängen, die natürliche Trägheit bekämpfen; so dürfen wir nicht nur, wir sollen uns auch eines höhern Beystandes getrösten. Und da müssen wir nicht zagen. Die Kraft Gottes, die in einem guten Herzen ist, ist größer als die, die in den Neigungen der Welt ist. Würden wir unser wahres Glück verdienen, durch Vollkommenheit verdienen; so wäre nichts gewisser, als daß wir traurig in die Gräben fliehen und da verzweifeln müßten. Aber unser Glück ist göttliche Wohlthat und Gnade; und Gott begnügt als ein Gott unter Bedingungen, die wir ihm durch seinen Beystand leisten können. Freuet euch, und abermal sage ich, freuet euch! Vergessen Sie diese Ermunterung nicht.

Die, an welche sie ergangen ist, waren schwach und fehlerhaft wie wir, und bemühten sich, es nicht zu seyn. Ein guter Muth ist ein tägliches Wohlleben. Diesen göttlichen Gedanken sage ich mir oft vor, wenn ich dem Kummer nachgeben will. Und ich erinnere mich sehr oft der Worte, die ich einem Theologen zu einem seiner traurigen Freunde sagen hörte: Wer einen Gott zum Vater und Erlöser hat, muß nicht traurig seyn. — —

Wüßte ich doch im Stande seyn, die besondere Gewogenheit und das außerordentliche Vertrauen, das Sie zu mir haben, zeitlebens zu verdienen und zu erhalten! Ich will es, und werde beständig mit einer wahren Hochachtung und Freundschaft seyn,
 G.

100. (51.)

A u b e n f e l d e n .

1755.

Ehe das alte Jahr vergeht, muß ich nothwendig noch einmal mit Ihnen reden. Ich stelle mir vor, als ob ich bey Ihnen in * * auf Ihrer Stube säße, und nur eine halbe Stunde Zeit hätte, mit Ihnen zu sprechen. Da würde ich in der Geschwindigkeit hundert kleine Fragen an Sie thun, ohne zu warten, bis Sie die ersten beantwortet hätten, schon die andern beantwortet wissen wollen, und die Antworten aus Ihren Nienen, aus jedem Tone der Stimme mir ergänzen. Nun, würde ich hastig sagen, wie haben Sie dieses Jahr zugebracht? War es besser, schlimmer, als das vorige? Haben Sie mehr gesunde als kranke Tage gehabt? — „Mehr gesunde“ — Vortrefflich! Mehr heitre, als trübe Stunden? — „Ich glaube, mehr heitre“ — Gott sey gedankt! Zählen Sie, welches sind Ihre freudigen Bes-

gebenheiten gewesen? Sie sinnen nach, und ich lese indessen in Ihrem Gesichte ihrer viele, und ich hoffe, ich betrüge mich nicht. Aber Ihre traurigen Zufälle? Ja, wie sollten Ihnen keine begegnet seyn? Aber sie sind vorbey, und die Art, mit der Sie solche ertragen haben, oder doch haben ertragen wollen, giebt diesen Unfällen noch eine heitre Aussicht. So erinnert sich der Soldat, wenn er die Gegenden des Treffens wieder erblickt, der überstandnen Gefahren, und freut sich, nach einem kleinen Schauer, seines Muthes, seiner beobachteten Pflicht, und sieht mit einem dankenden Blicke gen Himmel, preist Gott für die Errettung, und belebt dadurch sein Vertrauen auf das Künftige. Immer zählen Sie die beschwerlichen Fälle, die traurigen Stunden durch. Das Product wirkt, wenn auch nicht allemal Freude, dennoch Standhaftigkeit, Geduld, Vertrauen; und aus ihnen entsteht doch zuletzt Ruhe und Zufriedenheit. — „Das sagen Sie mir sehr „dreist, werden Sie denken; aber sind Sie denn auch immer „heiter und stark genug, diese Rechnung anzustellen? Und wenn „man nun sieht, daß man die Last des Lebens nicht so getragen „hat, wie man sollte?“ — Wenn ich das sehe, so verweise ich mich; so demüthige ich mich im Herzen vor der Vorsehung, unter deren Regierung Glück und Unglück steht, bereue meine Schwachheit, hoffe, und stärke mich durch einen Blick in jene Welt, der ich in dieser entgegen gehe. Der Gedanke: Es sind noch wenige Schritte, die ich zu thun habe; sie sind beschwerlich, aber mit jedem Komme ich der Ruhe näher! Dieser Gedanke hat, wenn gleich nicht stets, doch oft einen mächtigen Einfluß auf mein Herz. Aber was sehe ich in Ihrem klagenden Auge, liebster Freund? Eine Unzufriedenheit über sich selbst. Sie haben in diesem Jahre nicht so viel Gutes gethan, als Sie gethan zu haben wünschen, und als man thun soll? Ich und tausend Andre auch nicht. Und diese, die dieß fühlen und beklagen, sind doch glücklicher als die, die es gar nicht wissen, oder nicht wissen

wollen. So lange wir Menschen sind, so lange werden wir Ursachen, über uns zu klagen, und Ursachen, uns zu bessern, aber doch deswegen nicht immer Ursache, an unsrer Aufrichtigkeit und Begierde zur Tugend zu zweifeln, haben. In den Spiegel schauen, seine Fehler bemerken, und keine Lust haben, sie zu bessern, das ist ein böses Kennzeichen. Aber oft in den Spiegel schauen, seine Flecken mit Widerwillen wahrnehmen, sie, obgleich mit langsamer und widerstehender Hand zu entfernen suchen, ist ein Kennzeichen, daß wir durch die Länge der Zeit, durch wiederholte Bemühungen, zu einer gewissen Reinigkeit und Schönheit gelangen werden. So würde ich ungefähr mit Ihnen reden, wenn ich jetzt bey Ihnen wäre. Und das Ende meines Gesprächs, würde das nicht ein freundschaftlicher Wunsch zum neuen Jahre seyn? Diesen statte ich Ihnen hiermit aufrichtig ab. Wie wohl wird es Ihnen gehen, wenn er erfüllt wird! Gesundheit und Zufriedenheit wird Ihnen das Leben versüßen, und Sie in den Stand setzen, Andre ruhig und glücklich zu machen. Gott gebe Ihnen und mir, was wir nach seinem Willen wünschen!

G.

101.

A n B o r c h w a r d.

E. d. 3. Jan. 1756.

Der Ueberbringer dieses Briefs, ein Freund von mir, der Sie aus einigen Ihrer Briefe an mich kennet und Ihre Freundschaft wünschet, wird sich selbst am besten empfehlen. Er ist jetzt Commissionsrath und sonst bei verschiedenen jungen Herren mit Ehren und Gewissen Hofmeister gewesen, und wird sich einige Zeit in

Berlin in guten Händen aufhalten. Er ist ein rechtschaffener Mann.

Ich habe Ihre Critiken wieder durchgelesen, und wirklich schon einige Aenderungen verursacht. Nichts beunruhiget mich, als daß Sie bey dem Systeme meiner Kirche so oft anstoßen; denn aufrichtig zu reden, ist es nicht meine Kirche, sondern mein Glaube, den ich ausgebrücht habe. Ich will nicht einzelne Worte und Redensarten vertheidigen, die ich vielleicht in Prosa sorgfältiger würde gewählt haben. Aber was die Lehre von dem Opfer des Erlösers betrifft, als den Grund aller Hoffnung unserer Gerechtigkeit und Seligkeit: so glaube ich, daß sie so, wie ich sie vorstelle, in der Schrift, und nicht bloß im unsern symbolischen Büchern, steht, daß ich nichts gesagt habe, als was Sac, Bernet, Saurin, und die besten Lehrer der Reformirten Kirche, in ihren Schriften vortragen. Das Wort Gottmessias steht nicht in der Schrift; aber steht die Sache nicht darinne? Geben Sie nicht selbst mit beyden Händen zu, daß, der da sagt, ich und der Vater sind eins &c. wer mich sieht, sieht den Vater &c. wer an mich glaubet, wird nicht verloren werden &c. und tausend solche Stellen mehr — daß der, der dieses sagt, mit Recht Gott genennet werde? In Ansehung der 9ten Strophe des Lieds, die Todeserinnerung, geben Sie sich für einen Keger aus, und ich glaube sicher, wir haben einerley Glauben. Wenn die Schrift saget, Gott ist es: der in uns wirket das Wollen und das Vollbringen: schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern! so will sie ohne Zweifel sagen, daß wir durch die Kräfte der Natur uns nicht heiligen können, sondern durch die Kraft, die Gott mit seinem Worte der Offenbarung verknüpft hat, und daß wir also alle unsere Kräfte des Verstandes und Willens anwenden müssen, dieses Wort zu fassen, mit Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und einem feinen guten Herzen, daß wir es bewahren, und Frucht in Standhaftigkeit oder Geduld dadurch

bringen müssen. Gott geht mit uns als vernünftigen Geschöpfen um, und die Kräfte, die wir uns nicht geben können, können wir doch verwerfen oder gebrauchen. Anders habe ich nichts sagen wollen, und dieses würde ich auch sagen, wenn ich in Berlin lebte. Ich bin ein fleißiger Leser von Sack's vertheidigtem Glauben, und ich finde, vielleicht den letzten Artikel ausgenommen, immer meine Religion darinne. Dieses gilt auch vom Saurin, welches eines von meinen Leibbüchern ist, so wie Rosheims Sittenlehre. Aber ich will glauben: daß die Unbehuftsamkeit meines Ausdrucks Schuld an unserer Uneinigkeit ist. Wenigstens wird es mir unendlich schwer werden, zu glauben, daß wir, die wir einander so lieben, verschiedene Grundsätze der Religion, des Glaubens und der Tugend, haben sollten. In dessen wiederhole ich Ihnen, liebster Freund, meine Dankfagung für die Critiken, die mir allezeit schätzbar seyn werden. Sönnen Sie den Liebden, die ich Ihnen bald zu schicken gedente, eben die Aufmerksamkeit. Jetzt aber grüßen Sie Ihre theure Gattin mit aller Ergebenheit von mir, dem Verehrer derselben und ihrem wahren Freunde.

102. (21.)

An den Grafen Moriz von Brühl.

L. d. 14. Jan. 1756.

Liebster Graf,

Ihr Brief hat mir die ersten heitern Stunden in dem neuen Jahre gesendet; und wie kann ich erkenntlicher seyn, als wenn ich ihn in eben den frohen Stunden beantworte, die ich Ihnen zu danken habe? In der That, Sie lieben mich zu sehr, und Sie sagen mir dieses viel berebter, als ich Ihnen von meiner Seite sagen kann.

Gellert V.

12

Ich, liebster *Monsieur*, sollte Ihnen in Paris Ehre machen? Sie, vielmehr Sie, machen mir, wenn Sie so rühmlich fortfahren, selbst noch bey der Nachwelt Ehre. Sie nennen sich meinen Schüler; vielleicht werde ich mich bald in manchen Dingen den Ihrigen nennen müssen. Sie sagen mir, daß ich in Paris nicht ganz unbekannt bin; vielleicht mehr durch Ihre Freundschaft, die für mich spricht, als durch den Werth meiner Schriften. Die Frau von *Grassigny* ist mir gewogen; vielleicht weil sie von Ihrem Charakter vortheilhaft auf den meinigen schließt. Die Gewogenheit dieser weisen und würdigen Dame ist ein Geschenk, dafür Sie der Borschung nicht genug danken können. Ihr Umgang wird Ihnen das berufne Schild der *Minerva* werden, das vor allen Gefahren schützt. Eine glückliche Vorbedeutung bey Ihrem Eintritte in die Welt, daß Ihre erste Reise auf eine tugendhafte Frau fällt; und die Liebe einer *Grassigny* auf Sie! *Quod vero in C. Marii, suavissimi doctissimique hominis familiaritatem venisti, non dici potest, quam valde gaudeam: qui fac ut te quam maxime diligat. Mihi crede, nihil ex ista provincia potes, quod iucundius sit, deportare.* Diese Stelle des *Cicero* an seinen *Trebatius* können Sie, des verschiedenen Geschlechts ungeachtet, sicher auf die *Grassigny* deuten. Da sie so viel Freundschaft für Sie hat, da sie Ihnen Dienste für das Herz erweisen wird, die unschätzbar sind: so hat sie mich schon so sehr verpflichtet, daß ich ihr noch ewig dafür danken will. Was ist ein geistreiches und tugendhaftes Frauenzimmer für eine Wohlthat für beide Geschlechter! — Auch Ihren Herrn von *Arce* versichern Sie aller meiner Hochachtung.

Ihre Komödie, liebster Graf! Eine Komödie — Ist das möglich? *Er negleten* übersetzen und verbessern! Ist das möglich? Mich nach Paris rufen, der ich kaum nach *Weisensfeld* reisen kann! Ist das Ihr Ernst? Und dennoch, wann Jemand in der Welt mich verführen könnte: so wären Sie es und die

Frau von Graffigny. — Wer klopft? Ihr Bedienter öffnet die Saalthüre, erschrickt, fällt zurück in das Zimmer, schreyt: Der Herr Professor Sellert! Indessen zittert der Herr Professor in das Zimmer hinein und der Graf — —? Der Graf in der ersten Bestürzung will seinen Augen nicht trauen, und doch auch der Erscheinung nicht widersprechen. Er nähert sich mir — und ich weine ihm Gruß, Segen, Freundschaft, alles entgegen. Endlich ziehe ich den siebenten Theil des Grandison aus der Tasche heraus und sage: diesen überbringe ich Ihnen persönlich, persönlich, liebster Graf. O! wie geht es Ihnen in Paris? Hier fordre ich einen Stuhl, weil ich merke, daß mich meine Füße in meinen Freuden nicht mehr halten wollen. —

Ärztliche Scene — Beschreibung der ersten Besprache — Was Paris für einen Eindruck in mich macht — Zusammenkunft mit der Frau von Graffigny. Der Fremde hat alles gesehen, will wieder zurück reisen — Trauriger Abschied u. s. w. Füllen Sie diese Lüge aus. — Leben Sie unaufhörlich wohl. Ich umarme Sie, und bin zeltlebens

Ihr

⊙.

R. S.

Indem ich diesen Brief nach Dresden abschicken will, erhalte ich das Journal *Etranger* vom November. Die Kritik über die Betschwester hat mich nicht sehr vergnügt. Herr Freron urtheilet, ohne das Stück ganz gelesen zu haben, und ohne Deutsch zu verstehen.

1. Die Betschwester ist nicht scheinheilig, wenn sie auf Pfänder leihet. Es ist ein Zug ihres Geizes, und um ihren Geiz zu verdecken, nennt sie das vor der Gesellschaft einen Liebesdienst, was die Andern nicht wissen sollen.

2. Der Character der Betschwester ist, nach meiner Meinung, so sehr gezeigt, daß er ekelhaft werden würde, wenn er noch mehr

gezeigt würde. Und welches sind die Gesichtspuncte, aus denen es noch geschehen könnte. Herr Frexon muß wissen, daß in einem Auszuge tausend kleine Striche des Charakters verloren gehn.

3. Der erste Act enthält die Exposition. Aber der Zuschauer ist immer noch begierig gemacht worden, zu erfahren, ob die Betschwester ihre Tochter weggeben wird, die sie aus Geiz, wegen der Aussteuer, nicht gern weggeben will. Sie hat es gezeigt. Lorchon sagt es am Ende des ersten Actes. Der Knoten ist also durch den Act angelegt: weil die Richardinn der Tochter 10,000 Rthlr. mitzugeben versprochen, und sie es bereut, und doch auch den Freyer nicht gern verlieren möchte; was wird sie thun? Ferner: was wird Herr Simon thun, dem Christianchen nicht gefällt? Hat er schon einmal sich entschließen können, sie nicht zu begehren; vielleicht bestimmt ihn ein Umstand, daß er gar von ihr abgeht. Dieß ist die Anlage zu seiner Veränderung im andern Acte.

4. Christianchens Charakter aus der Mutter ihrem herzukletten, wäre angegangen, und war bewegen doch nicht nöthig.

5. Lorchon hätte sich freylich stellen können, als wollte sie Simonen nehmen, das ist auch wahr; aber so wäre vieles vielleicht von dem Freundschaftlichen dieser beiden Mädchen verloren gegangen, wenigstens wäre die Entwicklung für die Zuschauer nur eine Theaterbelustigung geworden, wenn sie ihre Verstellung gewußt hätten. Doch diesen Punkt will ich nicht hartnäckig behaupten.

6. Das Nachgierige fehlt dem Charakter der Betschwester, beacht mich, nicht ganz. Warum schimpft und schmäht sie auf Simon? auf Lorchon? Warum redt sie Böses von ihrer eignen Tochter? Sollte Herr Frexon das Stück gelesen haben? ich zweifle sehr. Daß mehr Leben und Feuer darinne seyn könnte, oder sollte, gebe ich zu. Es ist mir auf dem Theater selbst so vorgekommen. Indessen tabelt Herr Frexon doch bescheiden,

wenn er gleich mit der Flüchtigkeit eines Franzosen tadelt. Sein Tadel ist wahrscheinlich, wenn er gleich nicht Wahrheit genug hat. Mir kann er nicht ganz lieb seyn, wenn ich ihn gleich ertragen kann. Er scheint einer kleinen Monarchie der Kritik über die Werke der fremden Nationen sich anzumaßen. Er tadelt also, ohne daß ers will und weiß, vielleicht aus Stolz und aus Vorurtheil für seine Nation. Ich wollte, daß ihm Herr Bächtler nichts mehr von meinen Arbeiten gäbe. Er wird in eben dem Tone fortfahren. So bald die Franzosen Deutsch verstehen: so müssen wir uns gefallen lassen, daß sie von uns urtheilen; aber eher nicht.

103. (32.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Paris, d. 17. Jan. 1756.

Mein liebster Freund,

Endlich bin ich glücklich genug Ihnen zu antworten. Jeden Tag, seitdem ich Ihren zweyten Brief erhalten, habe ich mich vorgenommen; aber keinmal habe ich meinen Vorsatz ausführen können. Die Commission, die Sie mir an die Frau von Craffigny auftragen, habe ich treulich ausgerichtet. Sie läßt Ihnen gern wieder die Hand, wenn sich für ein Frauenzimmer schickte. Segen Sie indeffen alles andre an die Stelle des Handküssens, das eben so viel bedeutet, und Sie werden noch nicht genug für ihre Hochachtung gegen Sie thun. Ich sage ihr bekändig, daß Sie mein Lehrer und Freund sind, daß ich Ihnen alles zu danken habe, was ich bin und denke; und sie liebt mich nicht wenig, sie heißt mich Ihnen Sohn. Viele Menschen in

Paris wundern sich, daß ich sie kenne, und daß sie mich lieben kann; die meisten beneiden mich um ihre Bekanntschaft, und die Deutschen, die hier sind, halten mich für einen Sonderling, weil ich, zu meinem Glücke, nicht so bin wie sie. — Ihren Auftrag an Madame Wille habe ich noch nicht ausgerichtet. Ehefern aber soll es geschehn.

Ich habe neulich der ersten Vorstellung einer Tragödie beygewohnt, die keinen Beyfall gefunden hat. — Die drey ersten Acte aber war alles ziemlich ruhig, bey dem letzten aber stieg der Lärm an. Doch ist er igt bei weitem nicht mehr so groß, als ehemals. Das Stück heißt Astianax. Binnen acht Tagen hörte man von nichts als davon reden, so wie man vorher beständig von dem Erdbeben zu Eissabon geredet hat.

Ich habe igt viel Bekanntschaften, und unter allen sind auch hier die Gesellschaften der Großen die unangenehmsten und langweiligsten. Das Spiel, die große Triebfeder aller ihrer Unterhaltung, setzt den Thor in gleiches Verhältniß mit dem Klugen, und oft hat jener noch mehr Verstand bey solchen Gelegenheiten, als dieser. Die mittlern Gesellschaften, ich meyne die von Leuten, die nicht bloß mit ihrem Stande, ihrem Anzuge, und selbst mit ihrem Wäßiggange beschäftigt sind (und dieß sind leider die meisten Großen), diese sind allein die angenehmen und diejenigen, in denen es mir am besten gefällt. Das Frauenzimmer — ja das weiß ich Ihnen nicht zu sagen — Ich habe wenig vernünftige gefunden. Die meisten von denen, die ich kennen gelernt, sind mit ihrer Person beschäftigt; und wenn sie ja Verstand haben, so haben sie ihn doch selten so, wie gewisse Frauenzimmer bey uns. Es rühret wohl daher, daß die wenigsten eine gute Erziehung bekommen, sondern daß sie meistens die Welt eher sehen, als sie sie kennen. Die Mannspersonen schmeicheln ihnen und verachten sie. Die Frau von Craffigny (denn ich rede immer von ihr, wo ich nur kann) hat einige Unerwands-

timen, die sehr liebenswürdig sind. Die eine davon ist an einen Mann verheirathet, der einer der richtigsten und wichtigsten Köpfe von Frankreich ist. Er hat noch nie etwas drucken lassen, ob er es schon längst hätte thun können. — Ich kenne auch Herr Freron. Er hat nichts als ein Bißchen Wiß, viel Weißendes in seiner Art zu denken und sich auszudrücken, und ist sehr wenig geschickt, einen Richter der Schriftsteller abzugeben. — Es giebt iht wenig wahre Genies in Frankreich, und die meisten, die hier schreiben, machen die Bücher, wie die Frauengzimmer die Knöpfchen. — Ich dünkte, das wäre genug aus der gelehrten Welt. —

Wann, liebster Freund, werde ich von Ihnen wieder einige Zeilen bekommen? Wenn Sie wüßten, was für ein Trost Ihre Briefe für mich sind, zumal da ich so entfernt von Ihnen bin, wie oft würden Sie mir nicht schreiben! — Vergesse ich nicht mein Deutsch? Meine Schuld ist es nicht; denn ich lese fast nichts als deutsche Bücher. Ich habe den zweyten Theil von Gramers Predigten. Sie sind schön. — — — — —
Leben Sie wohl.

Brühl.

104. *)

Kabener an Sellert.

Dresden, b. 19. Jan. 1756.

Liebster Sellert,

Ich habe mit gutem Vorbedachte auf Ihren Brief vom 5ten November nicht eher antworten wollen, um den größten Theil Ihrer traurigen Monate vorbeey gehen zu lassen. Ich bes

*) (Kabeners Briefe, Herausg. von Weiss S. 244 ff.)

fürchtete, zu viel zu verlernen, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden sollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geschickt, an meine Freunde aufgeräumt zu schreiben, Ueberhaupt werde ich es bald gar verlernen, an meine Freunde zu schreiben, da keiner von ihnen an mich schreibt. Cramer hat mir auf zween Briefe nicht geantwortet. Siseke auch nicht; von Braunschweig kann ich keine Briefe verlangen, ohne die Herren in ihrer wichtigen Ruhe zu stören, und Graf Moritz hat mich ohne Zweifel, mich armen Deutschen, gar vergessen. Sind Sie mit dieser Entschuldigung meiner so lange unterlassenen Antwort zufrieden? Oder verlangen Sie, daß ich noch mehr Entschuldigungen von meinem Amte hernehmen soll? Ich bitte Sie, verlangen Sie das ja nicht, oder es wird Ihnen gewiß Angst, so bald ich von meinen Berufsarbeiten zu erzählen anfangen. So viel kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich erst vorgestern mit denen Arbeiten zu Stande gekommen bin, die seit der Michaelismesse auf mir gelegen haben. Da sehen Sie Ihren alten geschäftigen Freund, welcher dem ungeachtet mitten unter so vielen Fröhnen gesund, vergnügt, und mit der ganzen Welt zufrieden und verwegen genug gewesen ist, ist erst englisch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterey? Wahrhaftig englisch, oder engländisch, wie es heißt, lerne ich, und lerne es seit Michael ohne Anführer, und kann davon schon so viel, als keiner von unsern Castaten, und spreche es wirklich bereits fast so gut, wie ein Wallfisch. Denken Sie ja aber nicht, mein lieber Kleiner, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redutte komme. Ich besuche meine Freunde, und hübsche Mägden in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer sind wenigstens zwei Stunden vom Tage meine, an denen ich in unsern himmlischen Gegenden spazieren gehe.

Bin ich nicht recht glücklich, lieber Sclert? Würde ich es wohl mehr seyn, wenn ich ein Weib hätte? Erbauen Sie sich durch mein Exempel, guter Kleiner, und durchleben Sie das übrige dritte Theil Ihrer Jahre auch so vergnügt. Der Beyfall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bey; aber ich verlasse mich darauf mehr nicht, als sich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweydeutig, und überhaupt sehr flüchtig und vergänglich-ist. Es werden Tage kommen, wo wir beyde vergessen sind, und in denen wir höchstens darum noch genennet werden, weil wir gelebt haben. „Der fließende Herr „Sclert, und der spizige Herr Rabener (wird es heißen), haben „hier und da ganz artige Gedanken gehabt, und die wenigen „Bogen, die von ihren vermuthlich gar weitläufigen Werken „noch übrig sind, verrathen einigen Geschmac, so gut man ihn „von den unaufgeklärten Zeiten, in denen sie gelebt haben, erwart- „ten kann ic.“ Wie gefällt Ihnen dieses Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Sclert? Ich bin gelassen dabey, wenn diese Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund gewesen sind. Will die unbankbare Nachwelt meine Schriften nicht lesen, so soll sie doch meine allergnädigsten Befehle lesen, durch die ich mich als Steuersekretär verewige, so, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Biß, ernähre.

Auf welches Dorf werden Sie denn in künftiger Messe flüchten? Sie sind ein Spötter, indem Sie sich über das Glück meiner Schriften, die in B[onau] immer auf dem Nachttische liegen, eifersüchtig stellen. Vermuthlich soll ich Sie, zu Ihrer Beruhigung, daran erinnern, daß Kinder von guter Erziehung Ihre Schriften auswendig lernen müssen, und gern auswendig lernen. Der Beyfall des Pfarrers und seiner häuslichen Tochter ist mir so schmeichelhaft, als der Beyfall einer Excellenz und einer Hofdame. Ich habe immer den seltenen Hochmuth gehabt,

zu wünschen, daß meine Satiren das Siegel der Orthoborie erhalten möchten; und es ist mir immer erfreulich, wenn meine Schriften auch denen gefallen, die den Beruf eben nicht haben, wichtig zu seyn.

Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er ist ein sehr langes freundschaftliches Gewörsche. Schreiben Sie mir noch einmal vor der Messe. Und in künftiger Messe lassen Sie sich wenigstens einen Tag lang seyn. Noch einmal leben Sie wohl!

Rabener.

105. *)

A n R a b e n e r .

L. d. 24. Jan. 1756.

Liebster Rabener,

Sehn Sie nur, wie artig ich bin. Heute früh um neun Uhr, da ich publice lese und eben sehr weislich de epichoremate recto tractando, hoc est copiose exornando amplificandoque, in quo magna vis oratoris cornitur, handle, erhalte ich Ihren Brief. Ob ich nun wohl selbst von der Catheder steigen, den Brief dem Bedienten abnehmen und mich also in meiner Weisheit unterbrechen lassen mußte: so hörte ich doch den Augenblick auf böse zu seyn, als ich sah, daß es ein Brief von meinem lieben Rabener, oculo et corculo meo war. Ja, ich beschloß, so bald meine gelehrten Arbeiten geendiget seyn würden, d. i. heute Nachmittag um drey Uhr, Ihnen zu antworten, Ihnen für Ihren langen, berebten und boshaften Brief zu danken, Sie zu küssen und Ihnen zu sagen, daß ich Sie ungeachtet meiner

*) (Aus dem Heyerschen Nachlaß.)

Unempfindlichkeit, doch noch erbaunend liebe. In Wahrheit, liebster Rabener, ich habe lange keine solche Freuden geföhlet, als diese Woche. Am Montage einen Brief von Moritzen, am Donnerstage einen von Gramern, heute einen von Ihnen; was wird diesesfache Vergnügen für eine Vorbedeutung seyn. Ich schicke Ihnen beyde Briefe, so wissen Sie wenigstens von Moritzen und von Gramern so viel als ich. Den lezten ganz zu verstehen, müssen Sie voraussetzen, daß ich Gramern vor einiger Zeit etliche geistliche Lieber und Oden geschickt habe. Wenn Sie so fromm wären, wie der gute gute Gramer: so hätte ich sie nach Dresden und nicht erst nach Copenhagen schicken dürfen.

Ihre Satyre auf mein kleines eitles Herz ist nicht ganz wahr. Eine Belle Label, nein, bößer Rabener, ein ganzer Bogen Label, wenn er bescheiden ist, schlägt mich nicht daneben, aber boshafter Label, ja da haben Sie recht, der wirft mein aufliegendes Herz zu Boden. Und die Lobsprüche? Bey denen, aufrichtig zu reden, sie mögen aus Paris, oder aus London kommen, fühle ich oft wenig, oft gar nichts, oft Demüthigung. Wenn Sie, wenn Gärtner, wenn Gramer mich loben, da gefalle ich mir freylich; aber ich feinde mich doch bald darauf wieder an.

Von Gärtnern weiß ich nichts, als daß er zum drittenmale Vater geworden, von Schlegeln nichts, als daß er gesund ist, und von Sisecken kaum so viel: daß er noch lebt.

Freron hat nicht geschrieben, und das ist mir lieb; denn so darf ich auf keine Antwort studiren. Seine Critik über die zärtlichen Schwestern hat mich nicht beunruhiget. Sie ist nicht halb wahr; aber sie ist doch bescheiden. Er hat das Stück nicht gelesen, sonst würde er gesehen haben, daß es eine rührende Comödie seyn soll, und daß seine Anmerkung, die Schicksale der Schwestern und die Liebhaber zu verwechseln, meine Absicht aufgehoben haben würde. Wegen der doppelten Handlung könnte er wohl ein Bißchen recht haben.

Der Verfasser der Briefe über den Geschmack ist Nicolai, ein junger Buchführer von 18 Jahren in Berlin, ein Bruder des Professors. Es muß ein trefflicher Kopf seyn. Ich habe lange Zeit nichts von der Art gelesen, das mir richtiger und angenehmer erschienen hätte. Diese Nachricht habe ich von Lessingen. Irrt ich nicht, so soll der erste auch der Verfasser der Dunciade seyn, das ich nicht wünschte, und das ich auch nicht glauben will. Ich habe diese Schrift bey den ersten Blättern weggelegt, und da ich hörte, daß sie unbändig hart sey, sie niemals wieder in die Hände genommen. Ich hasse solche Methoden, die Menschen zu bessern, die dem Leser ein Schrecken einjagen, indem sie die Hitze des Autors befriedigen. Warum geschmäht und geschimpft. Eben dieser Nicolai soll auch den geretteten Milton wider Lambert geschrieben und etliche hübsche Comödien im Manuscripte haben. Die Briefe von den Empfindungen sind das Werk eines jungen Juden in Berlin, der auch Wolfs Leben herausgeben will. Ein Jude! Ja. Sollte die Nation gar noch fruchtbar an wichtigen Köpfen werden?

Man will Ernesti'n mit aller Gewalt nach Göttingen ziehn. Können Sie es verhindern, so thun Sie es aus Liebe für Leipzig. Es ist ein wahres Unglück für unsre Academie, wenn man diesen gelehrten, brauchbaren, fleißigen und trefflichen Mann fortgehen läßt. Er ist nützlicher und in 10 Jahren berühmter, als 100 Andre. So wollen sie auch Dr. Bachen gern nach Göttingen locken. Eine verteuflte List! Warum nicht auch Sie? Denn ich bin sicher, weil ich nicht gelehrt bin.

Englisch? lieber Rabener! O das ist trefflich. Sie sind doch ein glückseliges Geschöpfe. Alles, was Sie unternehmen, glückt Ihnen, und Ihr ganzer Kopf ist Fähigkeit, so wie Ihr ganzes Herz Heiterkeit, und das meinige Traurigkeit und Athernheit ist. Uebersetzen Sie Popsens Criticism profaisch. Hören Sie?

Recht schön aber. Es ist eine meiner Zeitungen. Wesse hat Ihnen, wie ich höre, den Spectator kommen lassen.

Nun will ich noch an Wortzen schreiben. Also schließe ich mein freundschaftliches Geschwäge, umarme Sie und bitte Sie bald wieder um einen so stärkenden Brief. Schreiben Sie mir auch die beyden Briefe bald wieder. Lieben müssen Sie mich, das geht gar nicht anders an, und das thun Sie auch, und das werde auch ich zettelbens thun, ich, Ihr guter

Sellert.

106.°)

Kabener an Sellert.

Dresden, d. 31. Jan. 1756.

Mein lieber Sellert,

Hier sende ich Ihnen die Briefe zurück, welche mich sehr vernügt haben. M[orig] bleibt doch unser guter Graf, und da er es in Paris bleibt, so wird er sich auch in Dresden nicht ändern. Nun freue ich mich doppelt darauf, daß er mit der Zeit hoch steigen wird. Denn von ihm hoffe ich gewiß, daß er niemals wird schwindelnd werden. Diese Woche geht Ihr Brief an ihn fort. Da Sie mir Ihre geistlichen Lieder nicht anvertraut haben, so erwarte ich die Trinklieder, die Sie, wie mich ein guter Freund von Ihnen noch gestern versichern wollen, unter der Feder haben. Das schlagen Sie mir doch nicht ab?

Ich bin mit der Entschuldigung-vortrefflich zufrieden, die Sie mir wegen Ihres kleinen eitlen Herzens gemacht haben. Meine Vorwürfe scheinen nur denen grausam, die mich nicht so, wie Sie, kennen.

°) (Kabeners Briefe, herausgeg. v. Weiße. S. 258. f.)

Ich kann es gefchehn lassen, daß wir Ernesti und Bachen verlieren; behalten wir nur den göttlichen Belli und die unsterbliche Pilaja *). Kästnern können wir leicht vergessen; er konnte nicht einmal tanzen, und haben Sie wohl, so lange Sie ihn kennen, eine vernünftige Perücke auf seinem Kopfe gefehn? Wollen die Ausländer etwa Jöhern, Raseoven, Grustus u. auch wegnehmen? Gut; wenn nur Sie bey uns bleiben, denn Sie machen gar zu drollichte Fabelchen. Und geht auch die ganze Universität ein; was ist es nun mehr? Leipzig wird doch wegen der Kirchen, nach wie vor berühmt bleiben! u. u.

Rabener.

107. (33.)

An den Grafen Moriz v. Brühl.

E. b. 4. Febr. 1756.

Liebster Graf,

Gestern erhalte ich Ihren Brief vom 17. Januar, eben da ich den Fuß aus dem schwarzen Brete setzen will. Nun, dachte ich, ob du ihn wohl gleich den Augenblick läsest. Ich suche das Postgeld, gebe vor Freuden dem Briefträger etliche Groschen mehr, und berathschlage, ob ich ihn lesen will, ehe ich den Eingang des schwarzen Brets verlasse, denn ich war im Begriffe zu Lische zu gehn. Ich breche das kleine Siegel auf, lese das Datum, und stecke den Brief hurtig und mit widerstehender Hand ein. Nein, sprach ich zu mir selbst, wenn du ihn ißt tiefest, was willst du denn bey Lische lesen? Lies ihn nicht, gehe geschwind, so hast du die Freude bey der Mahlzeit, und so wick

*) Belli, ein großer Sänger, und Pilaja, eine berühmte Sängerin auf dem damaligen bresdner Operntheater. Weise.

der der Weg nicht halb so lang werden. Nun laufe ich, was ich kann. Endlich bin ich mit meinem treuen Gefährten, dem Herrn von Rosen, vor dem Haußlichen Hause. Er verläßt mich. Ich gehe die erste Treppe schnell, schnell hinauf. Bey der zweyten greife ich schon in die Tasche. „Ein Wenig, nur etliche Zeilen willst du lesen.“ Ich las die erste Seite. Es kam ein Hund und zopfte mich bey dem Pelze, ich that ihm nichts. Es kam eine Magd und sah mir in den Brief, ich that ihr auch nichts. Ich las immer herzlich fort, las langsam, als ob es unleserlich geschrieben wäre, und konnte doch alles sehr gut lesen. Es kam ein Kaufmann, der im Hause wohnet: „Das ist gewiß die heutige Lotterieliste, ist das große Loos heraus?“ Ich antwortete ihm nichts, schüttelte den Kopf, gieng im Lesen eine Treppe höher, und war immer noch auf der ersten Seite, und freute mich, daß ich nicht weiter war und überlegte, was auf den übrigen drey Seiten stehen und wie gut mir das erste Glas Wein schmecken würde, wenn ichs mit Ihrem Briefe in der Hand tränke, und Sie in Ihrer heitern, sanften, unschuldigen, denkenden Miene dazu dächte. Man setzte sich zu Tische, ich aß die Suppe, erwartete den Wein nicht, sondern las den ganzen Brief durch, ohne zu hören und zu sehen. — Ja, Liebster und vortrefflicher Graf, ein Vater, dem sein Sohn nach zehn Jahren das erstemal aus der Fremde schreibt, kann nicht freudiger seyn, als ich war. Ich übertreibe es nicht, Liebster Moriz, meine ganze Seele geräth in Bewegung, wenn ich einen Brief von Ihnen lese. Redt Ihr Herz, so lebt das meinige auf. Redt Ihr Verstand, Ihr Wiß, so regt sich der meinige. Erzählen Sie mir, so bin ich gegenwärtig, wo auch die Scene ist. Kurz, wenn Ihnen meine Briefe, wie Sie sagen, Trost sind: so sind mir die Ihrigen nichts geringers. Ich soll Ihnen oft schreiben? Und o schreibe ich Ihnen denn nicht oft? Ist dieses nicht seit kurzem der dritte Brief, und sind nicht meine Briefe ihrer Länge

nach Tractate, wenn sie gleich leere Tractate sind? — — — Die Fürstinn Frau Mutter von Serbſk eine Dame von ungeweinem Geiſte und Verſtande, hat mich auch zu ihrem Correſpondenten gemacht. Sie ſchreibt franzöſiſch, ich deutſch. Viel Ehre für mich, werden Sie denken. Allerdings, aber ich denke doch: Bene qui latuit, bene vixit. Keine Ehre, kein Beyfall der Welt, kein Zeitungſlob; nichts als das Bewußtſeyn ſeiner Pflicht macht ruhig; nichts als die befolgte Regel der Religion macht glücklich und ſtärket die Seele. Der alte R.°, der in ſeinem ſonſt heitern Alter iſt in eine gewiſſe Schwermuth verfallen iſt, und den ich oft beſuche und tröſte, iſt meinem Herzen, wenn es noch ſo ſinnlich krank iſt, eine heilſame Arzney. Wenn ich nun, denke ich, König der Welt und der Liebſting aller Sterblichen wäre, und meine Seele litte ſo: was wäre ich? Kleiner als der, der in der Slaverey, durch harte Arbeit ermüdet, ſeinen Hunger mit ſchwarzem Brodte ſtilket, und ſich tröſtet, daß er ohne ſeine Schuld elend iſt, und ſich freuet, daß er ſich noch denken, daß er ſeinen Lob denken und hoffen kann. — — —
Leben Sie wohl.

G.

108. (34.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Paris, d. 3. Febr. 1756.

Mein liebſter Freund,

Ich bleibe allen Leuten die Antwort ſchuldig; und Ihnen antworte ich mit der größten Genauigkeit. Nicht bey Ihnen will ich mir das zum Verdienſte anrechnen, aber doch bey mir ſelber mache ich mir eines daraus. Dieſes müſſen Sie mir erlauben, und ich darf ja wohl mit mir ſelbſt zufrieden ſeyn, wenn

ich Sie mehr als meine andern Correspondenten liebe. O! warum sind Sie doch in Leipzig, wenn ich in Paris bin! So glücklich mein Schicksal auch ist, Ihre Freundschaft zu besitzen: so bitter ist es auch zugleich, so weit entfernt von Ihnen zu seyn! Was ist das Andenken für ein schwacher Genuß in Vergleichung mit der Gegenwart! Bey dieser lebt alles, alles sagt uns, daß wir uns hochschätzen, daß wir uns lieben, jeder Augenblick ist eine neue Freude; wenn dort kaum einmal die ermüdete Einbildungskraft den Weg zu unsrer Empfindung findet. Gewiß Sie sollten eine Reise nach Paris thun. Wenn ich Sie verführen könnte, so würde ich es hoffen, Sie hier zu sehn. — Ihre Briefe sind stets eine neue Stärkung für mein Herz, und eine neue Ermunterung zur Tugend. Sie werfen mir vor, daß ich Sie zu sehr liebe, und Sie verdienen weit mehr diesen Vorwurf in Absicht auf mich. Aber hören Sie ja deswegen nicht auf, ihn zu verdienen, und lassen Sie mir allein die Sorge, Sie davon zu befreyen. — Ich habe der Frau von Traffigny noch nicht alles sagen können, was Sie mir an sie aufgetragen. Der Chevalier d'Arc wird Ihnen selbst schreiben, und sich für Ihre Gewogenheit gegen ihn bedanken. Täglich vermehrt sich die Zahl meiner Bekanntschaften. Die Zeit vergeht mir hier ziemlich geschwinde. Des Morgens gehe ich viel zu Fuße, besuche meine Freunde, esse fast täglich auswärts, gebe alsdenn Visiten, und gehe, um den Tag würdig zu beschließen, zu einem Prinzen oder Prinzessin von Oeblüte. Dieß ist ohngefähr das Leben der meisten Einwohner in Paris. Meines ist nicht ganz so. Ich lese noch zuweilen, denke fast immer an Sie, und mache, wie Sie wissen, Eine Komödie, zwey Tragödien und drey Heldengebichte auf einmal. Meine Komödie ist noch nicht weiter, als sie war, da ich Ihnen davon schrieb. Eine Komödie ist eine schwere Sache. Lieber eine Tragödie, wenn man Verse machen kann. Ich habe immer vortreffliche Anschläge, aber ich führe sie nicht vortrefflich

aus. Ich werde vermuthlich ein sehr philosophisch Werk von dem Charakter der Franzosen schreiben. Die Unternehmung ist nicht klein. Eine Nation beschreiben, die so bekannt ist, von der man schon so viel gesagt hat!

Alein ein edles Werk, ist nur für edle Seelen,
Und zur Unsterblichkeit, muß man nichts Leichtes wählen.

Man sieht noch immer in dieser Nation Spuren des guten Geschmacks, der Liebe zu den Wissenschaften und ihres vergangenen Glanzes. Sie ist freylich nicht mehr so fruchtbar an großen Geistern, als im vorigen Jahrhunderte, dennoch aber bleibt ihr die Ehrfurcht für alles, was schön ist, der Eifer es zu kennen, und die Begierde es zu besitzen, übrig. Der Geist der Untersuchung, der Philosophie, der eine Folge der schönen Wissenschaften ist, wenn sie wohl verstanden sind, und der so gefährlich wird, wenn er nicht mit vielen Gaben und einem hellen Verstande verknüpft ist, ist jetzt die allgemeinste Eigenschaft dieser Nation. Der Thor glaubt ihn hier zu besitzen, weil er frostig und langsam denkt, und der Flüchtige glaubt alles gesehen, alles untersucht zu haben, wenn er von allem urtheilet und entscheidet. — Das Frauenzimmer bekümmert sich hier meistens nicht so sehr um die Wissenschaften, als man es glaubt. Die jungen sind nur damit beschäftigt, wie sie gefallen wollen, und die alten, wie sie am meisten und am sichersten im Spiele gewinnen können. Die Komödie ist fast die einzige Art, wodurch sie sich darum bekümmern, und auch diese besuchen die meisten nur, um gesehen zu werden. In Ansehung der Religion kennt man hier nur zweyen Gegensätze: entweder gar keine oder eine abergläubische Andacht. Das Vergnügen und die Zerstreuung verhindert die meisten, Religion zu haben, und die Einfalt oder der Stel ist die Quelle der Andacht bey den Andern. — — — — —
Ich habe heute die Madame Dubocage gesehen. Wieder ein

Autor. Auf künftigen Sonntag esse ich bey dem Herrn von Reaumur. — Herr Duclos läßt sich Ihnen empfehlen. Ich besuchte ihn neulich des Morgens in einem garstigen Mantel, wie man früh auszugehen pflegt, und entschuldigte mich, daß ich mir diese Freyheit nähme. Mein Herr, sagte er, Sie dürfen sich nicht entschuldigen. Sie sind mir stets angenehm, und ich würde es Ihnen nicht sagen, wenn ichs anders meynte. Er ist von einer unnachahmbaren Offenherzigkeit, die ihm schon viel Feinde gemacht hat. Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir bald wieder.

Brühl.

109. (53.)

[An Frau von Sedwitz.]

L. d. 7. Febr. 1756.

Ach! gnädige Frau, die Loose von acht, von zwölf, von sechzehn tausend Thaler sind heraus, und ich armer Mensch habe nichts bekommen; und ich soll also in der traurigen Stadt, bey den bösen Büchern, und noch bösem Menschen bleiben, und nicht auf das Land ziehn, mich nicht in B[onau] ankaufen, nicht Bäume pflanzn, Wein pflanzen, Obst backen, nicht A[eineweh] pachten, nicht mit Ihnen spazieren gehn, — — — — — mit Einem Worte, nicht bey Ihnen meine Lage zubringen? Das ist kläglich, gnädige Frau. Ich mag ja an keiner fürstlichen Tafel speisen, ich will in B[onau] von dem guten Sallate, von dem Krauskohle, der daselbst wächst, von den Enten, die da geboren und erzogen werden, essen. — — Was hilft nun der Ruhm? Habe ich das geringste Glück in der Lotterie gehabt? Es ist wahr, die letzte Classe der Lotterie in meiner Vaterstadt ist noch nicht gezogen; aber das größte Loos ist nur —

ja nur 300 Rthlr., und dafür werden Sie mir das Haus am Garten nicht lassen. Und ansäßig muß ich doch seyn; denn sonst wird die Fräulein nicht — — — Sie hat auch Recht. O gnädige Frau, wie weise ist es, sich nicht durch Hoffnungen einnehmen lassen! Ich kränke mich, schäme mich, schmähte auf mich, und küsse Ihnen mit vieler Demuth für den letzten so schönen, aber kurzen Brief, die Hand, und verharre in großer Traurigkeit

G.

110*).

An J. F. Freiherrn von Crongef.

L. d. 25. Febr. 1756.

Lieber, guter, böser Baron,

Wie lange ist es wohl, daß Sie nicht an mich geschrieben haben? — Sehr lange; ich kann es nicht läugnen. — Aber warum haben Sie seit so langer Zeit nicht geschrieben? — Warum? O Sie kennen mich ja. Ich habe Sie lieb, und ich schreibe an viele Leute, die ich lieb habe, noch seltner, als an Sie mein lieber Professor. — Das Setze mag ich nicht wissen, schlauer Herr Baron. Ich frage Sie, wie Sie es über Ihr zärtliches, freundschaftliches, poetisches Herz haben bringen können, mir nicht zu antworten; denn ich habe Ihnen ja durch Herr Weissen geschrieben? — Nun das will ich Ihnen sagen. Ich bin Hofrath — Ja das weiß ich. — Ich muß Acten lesen — recht gut; und ich Collegia, und dennoch schreibe ich auch Briefe. Ich bin ein Autor — Das bin ich auch, wenigstens bin ich gewesen. —

*) (Aus dem Original, im Besitz des Hrn. D. A. Schulz zu Leipzig. Mit willkürlichen Aenderungen gedruckt in der Sammlung von 1774: Seltens Schriften Th. 8, S. 6. No. 4.)

Ich bin ein Tragoedienschreiber — Viel Ehre! das bin ich nie gewesen und hätte es doch herzlich gern seyn mögen. Aber wo sind die großen Trauerspiele, mein Herr Tragoedienschreiber? — Gobrus ist bey mir, und zum Theile bey dem Grafen Moriz in Paris, der ihn stückweise für die Madame Grafigny übersetzt — Haben Sie denn also Ihren Gobrus ausgebeffert? — Noch nicht. — Das gefällt mir. Warum denn noch nicht? — Ich bin auch ein Steele, ich schreibe wöchentlich für mein Vaterland Weisheit nieder. Sie wissen es ja, ich schreibe den Freund. — Das weiß ich, und darum kann ich eben nicht begreifen, wie ein Autor, der die Pflichten der Freundschaft bestimmt und befragt, eben diese Pflichten vergessen und unterlassen kann. — Ich befinde sie, daß Andre sie ausüben sollen. So thue ich ja auch mein Gutes. Wer kann Alles thun? Ich bin ja noch mehr, als bloß ein Hofrath, ein Tragoedienschreiber, ein Journalist. — Und was sind Sie denn mehr? Nur heraus mit der Sprache, wenn Sie ein gut Gewissen haben. Ich darf und ich muß alles wissen. — Ich schäme mich; dennoch will ichs Ihnen sagen, lieber Gellert, ich bin auch ein Schäfer, ein Geliebter, und ich muß oft an meine Schöne schreiben, und ich schreibe doch noch lange nicht so oft, als ich wünsche, als ich soll, als vielleicht Andre schreiben, die es nicht sagen und sehr stoisch thun, und doch sehr wächsern sind. — Das Letzte ist ein Gedanke, der nicht aus der Materie entspringt. Er ist nur im Vorbeygehn erhaschet, und Sie hätten ihn ganz wohl entbehren können. Aber wer ist denn die glückliche Schöne, in deren Fesseln Sie einher gehn? Doch ich will es nicht wissen. Sie soll ewig Ihre seyn. Schreiben Sie alle Tage an sie. Verklüffen Sie alle leere Augenblicke bey ihr. Machen Sie Trauerspiele, Lustspiele, Pieder und Compositionen; Sinngedichte, Wochenblätter, alles, was Sie wollen, ich bin es sehr wohl zufrieden. Ich will Sie lesen, loben, tadeln; das ist meine Schuldigkeit; aber ich will nicht mehr an

Sie schreiben; denn das ist auch meine Schuldigkeit, da Sie mir nicht antworten. Kurz, mein lieber Herr Baron, leben Sie wohl, und bemühen Sie sich, mich ferner zu vergessen. Ich war ehemals

Ihr bester Freund

Sellert.

Noch ein ernstlich Wort, liebster Cronck. Sie haben mir von einer Passion gesagt, die Sie gemacht. Der Cantor Doles, ihiger Cantor an der Thomasschule, ein geschickter Componist, wie Sie wissen, wünschet eine zu haben, aber bald. Erweisen sie der Religion die Ehre und schicken Sie Ihr Manuscript, so bald als es möglich ist, an mich oder an ihn.

III.

An den Freiherrn von Crauffen.

E. d. 15. März 1756.

Hochgebohrner Freyherr!

Iheuerster Freund und Gönner,

Sie sind vermählt, nach Ihrem und also auch nach meinem Wunsche vermählt? Welche glückliche Veränderung Ihres Lebens und welche Freude für mich! Niemals habe ich eine Stelle in Ihren Briefen so oft, mit so vieler Empfindung, und mit so vielem Mißtrauen gegen meine Augen gelesen, als die Stelle: ich bin beweibt — — Lies noch einmal, dachte ich, wer weiß, was du gelesen hast — Der gute Baron scherzt — er hat ja nie heirathen wollen. — Aber wie schön wäre es gleich wohl, wenn er es gethan hätte! Ein Herz, das zur Freundschaft gebohren ist, ist es auch zur Liebe. Er soll lieben, er muß lieben — wenn du doch seine Gemahlin schon kennst! Sie muß

große Eigenschaften, wenigstens ein Herz, gleich dem feinsten haben. So dachte ich und las meinen frohen Brief noch einmal wieder durch.

Empfangen Sie denn, Theuerster Freyherr, den aufrichtigsten Glückwunsch zu Ihrer Vermählung, von Ihrem Verehrer und Freunde, und genießen Sie mit Ihrer würdigen Gemahlin alle Freuden des Lebens und der Liebe, der Tugend und Freundschaft und künftig des glücklichsten Vaters in langen langen Jahren. Wenn der letzte Theil meines Wunsches eintrifft, und ich lebe: so sehe ich eine freudige Aussicht vor mir, mich noch um Sie verdient machen zu können.

Wie freu ich mich des Glücks, wofern ichs einst erlebe,
 Daß, mit dem Sohn an deiner Hand,
 Du sprichst: Der ist es, Freund, den ich Dir übergebe,
 Bild ihm das Herz und den Verstand.

Ihrer Frau Gemahlin küsse ich die Hand mit der größten Ehrerbietung, und danke ihr für die Zufriedenheit, die sie Ihrem Leben geschenkt hat, und täglich schenken wird. Sie kann mir ihre Gnade nicht versagen, da ich die Gewogenheit ihres Gemahls besitze.

An der neuen Belohnung Ihrer Verdienste, die Ihnen Ihre Durchl. der Herzog von Sachsen-Meinungen in der Stelle eines Geheimden Raths ertheilet, wie könnte ich an dieser Belohnung keinen Antheil nehmen! Also ist Ihr Verstand und Ihr Herz zugleich belohnet worden? Und Sie machen mir auch Hoffnung, glücklicher Freund, Sie auf den Sommer zu sehn, wenn Sie in das Carlsbad gehn? Das wäre eine neue Wohlthat für mich! Aber, wenn ich nun nicht ins Carlsbad komme, woran ich zweifeln muß? Sollte Sie der Weg über Leipzig tragen, oder hoffe ich zu viel? Nach so vielen angenehmen Vorstellungen mag ich nicht an das Journal étranger denken, das Sie in Ihrem Briefe

erwähnen. Ihr Urtheil ist das meinige. Man lobt uns vielleicht aus Stolz; man tadelt uns vielleicht aus Stolz; man maßt sich der Critik über die Werke aller Europäischen Nationen an, und versteht vielleicht ihre Sprache nicht, oder nur halb.

Ich verharre zeitlebens mit wahrer Hochachtung

Ewr. Hochfreyherrl. Gnaden

gehorsamster Diener
Gellert.

112.

Gellert an seine Schwester.

L. b. 27. März 1756.

Grüßet die liebe Mama in meinem Namen herzlich, und wünscht ihr Gesundheit und Ruhe. Ob ich sie diesen Sommer sehen werde, das weiß ich leider nicht. So groß mein Verlangen ist, so sehr schreckt mich doch der weite einsame und kostbare Weg; denn reiten kann ich nicht, und eine eigne Fuhr zu nehmen ist eine Sache von zwanzig Thlen. Für die Nachricht von Reichenhayn danke ich Euch, grüßet den Herrn Patzen und die Frau Pathe herzlich von mir und wünschet ihnen Gesundheit und Zufriedenheit. Ich habe zehn Tage das bittere Wasser eine Stunde von hier mit dem Commissronrath Wagner getrunken und wenig Hälfte davon gehabt. Es waren fast alle Tage kalt und regnicht. Jetzt habe ich meine Arbeit wieder. Das weiße macht mir das Publicum, worin ich die Moral lese, umsonst, und etliche Hundert Zuhörer, dafür aber in meinen andern Stunden desto weniger habe. Meine Gesundheit, ja die ist ziem-

Ich baufällig; alles wird mir schwer und sauer; doch ich will nicht klagen, Gott hat ja bis hieher geholfen. Lebt wohl.

6.

113. (5.)

J. F. Freiherr von Cronze an Sellert.

Anspach, d. 28. April 1756.

Liebster Sellert,

Ihr Brief, in dem Sie mir wegen meines langen Stillschweigens einen Verweis geben, hat mir so viel Freude gemacht, daß ich es fast nicht bereuen kann, daß ich einen Verweis verdient habe. Ein so freundschaftlicher Verweis ist in der Freundschaft so angenehm, als in der Liebe ein Schlag mit dem Fächer. Aber machen Sie es ja auch, wie ein Mädchen, das seinen Geliebten mit dem Fächer schlägt. Werden Sie gleich wieder gut. Ernsthaft zu reden, liebster Sellert, habe ich Unrecht, und mein langes Stillschweigen ist nicht zu entschuldigen. Aber von wem kann ich eher Vergebung hoffen, als von meinem besten Freunde, von meinem liebsten Sellert? Daß ich auch auf Ihren letzten Brief so lange nicht geantwortet, daran ist die Nachricht schuld, die ich von Ihrer Reise nach Braunschweig erhalten habe. Ich habe mich recht oft hingesehnet. Aber was helfen Wünsche? Im Geiste war ich gegenwärtig. Lebt denn auch Gärtner, leben Siseck und Ebert recht vergnügt? Mein Passionsratorium hätte ich Ihnen, so schlecht es ist, längst geschickt, wenn nicht meine Hand so schwer zu lesen wäre. Ich habe es abschreiben lassen. Herr Weiße wird es Ihnen überliefern. — — — — —

Sie werden auch drey geistliche Lieder mit diesem Briefe er-

halten. Ich habe es gewagt, Sie nachzuahmen, und erst durch die Nachahmung empfunden, daß Sie unnachahmbar sind. Doch ich dachte, ein Schüler dürfe unter seinem Lehrer bleiben, und ich hielt es gewissermaßen für eine Pflicht, auch der Religion zu Ehren zu singen.

Mein Kobrus ist noch nicht fertig, das haben Sie in Ihrem Briefe errathen. Daß ich ein Schäfer war, haben Sie in so weit auch errathen; denn gerade an dem Tage, an dem ich Ihren Brief bekam, stellte ich den Damot in Ihrer Sylvia vor. Aber mich für verliebt zu halten, weil ich im Schreiben nachlässig bin? Da haben Sie in der That einen falschen Schluß gemacht.

Wenn ich doch nur bald wieder so glücklich wäre, Sie zu sehen! Vielleicht geschieht es auf künftige Michaelmesse; vielleicht auf Ostern im künftigen Jahre. Ich kann nichts bestimmen. Ich bin auf doppelte Weise ein Sklav; als ein Jurist und als ein Hofmann. Behalten Sie mich in der Entfernung lieb. Diesen Sommer, ja diesen Sommer will ich Ihnen recht fleißig schreiben. Ich habe mein kleines Libur zum ordentlichen Wohnhause eingerichtet. Da will ich im Sommer residiren und Trauerspiele schreiben, die besser seyn sollen, als Kobrus, wenn es anders nicht beym bloßen Vorsage bleibt; denn ich habe ihn schon oft gehabt, und niemals ausgeführet. Und wenn ich auch keine Trauerspiele schreibe, so will ich doch meinen Freunden fleißig schreiben. Sie werden müde werden, meinen langen Brief zu lesen. Leben Sie recht wohl. Ich werde allezeit stolz, wenn ich einen Brief an Sie schlicke. Der Titel eines Freundes ist eine Schmeicheley, die ich mir selber mache. Man kann mir einen Titel geben, der größer wäre. Ich umarme Sie tausendmal in Gedanken, und bin

Ihr Verehrer, Ihr Freund,
Cronest.

III.

An Borchward.

L. d. 3. Juni 1756.

Endlich schicke ich Ihnen die so lange zurück gehaltenen Lieder; denn wie kann ich die Bitten Ihres so nachdrücklichen und herzlichsten Briefs besser beantworten? Ich schicke sie Ihnen unter der ersten Bedingung; das versteht sich; und Sie sind zu sehr mein Freund, als daß Sie wider meine Absichten handeln sollten. Im Vertrauen gerebt, bin ich nicht ganz zufrieden mit Ihnen. Vor etlichen Jahren gingen ein paar Candidaten aus Berlin hier durch. Sie versicherten mich ziemlich dreist, daß ich Lieder gemacht hätte. Vermuthlich war bey Herr Sacken davon gesprochen worden. Ich leugnete die Sachen so, daß ich sagte, ich hätte einige wenige Stücke, die aber deswegen keine Lieder wären, sondern biblische Betrachtungen. Kurz sie mußten nicht Recht haben. In der That sehe ich auch, daß wenn ich die Poesien, von denen die Rede ist, jemals will drucken lassen, ich ihnen den Titel: Geistliche Oden und Lieder geben muß, weil sie nicht alle Lieder im engen Verstande sind. Aus diesem Gesichtspunkte, liebster Borchward, werden Sie viele in der jetzigen Sammlung beurtheilen müssen; und beurtheilen sollen Sie, eben so aufrichtig und streng, als Sie bey den ersten gethan haben. Wo die Titel nicht adäquat oder deutlich genug sind, da haben sie völlige Macht, andere an ihre Stelle zu setzen. Ich habe hin und wieder Melodien beygefügt, nach welchen die Lieder können gesungen werden, oft habe ich sie weggelassen, weil sie mir nicht gleich einfallen wollten; allein viele, wenn sie sollten gesungen werden, müßten ihre Harmonie erst von der Hand eines geschickten Componisten erhalten. Diesen Dienst hoffe ich leicht zu erhalten, wenn es seyn müßte. Aber jetzt, liebster Freund, denke ich noch an keine Ausgabe. Ich habe die Critiken

meiner Freunde noch nicht beysammen. Ich habe noch wenig Verbesserungen gemacht. Ich bin noch nicht überzeugt, daß die kleinen Werke schön genug sind. Ich habe noch keine Wahl getroffen, in was für einer Ordnung sie zu stehn kommen sollen. Ich bin noch nicht eins, welche ich weglassen will; denn alle werde ich sie doch nicht drucken lassen. Sie erhalten jetzt sechs und zwanzig Stücke, die ersten betragen ein und dreyßig. Mache ich noch drey oder viere, so habe ich eine Zahl von sechzig. Unter sechzig können zehn leicht zurück bleiben müssen, und mit fünfzig wollte ich auch gern zufrieden seyn, wenn sie sonst gut wären. Mit meinem Namen bin ich noch sehr uneins, Gott weiß es, daß ich ihn jetzt nicht würde vorsegen, und dies aus guten Absichten, wofern ich wüßte, daß ich verborgen seyn könnte. Aber leider scheint das letzte unmöglich zu seyn. Ich würde geschwinder an die Herausgabe denken, wenn kein Mensch wüßte, daß ich Lieder gemacht hätte. Ich würde mich erfreuen, wenn sie die Absicht der Erbauung beförderten, und glauben, daß ich was Gutes gethan hätte. Aber nunmehr, da ich schon in der Rede bin, fällt ein großes Verdienst auf meiner Seite weg. Es wird mir und andern vorkommen, daß ich als Autor, aus Begierde des Namens, geistlich gebichtet habe. Glender Gedanke! Meine Freunde sagen, mein Name wird tausend Leute reizen, die Lieder zu lesen, die sie sonst nicht würden gelesen haben. Das glaube ich ohne Eitelkeit selbst. Aber können nicht auch tausend Leute sagen: Warum war der Mann nicht so bescheiden, und hielt seinen Namen zurück? Will er durch Lobspprüche belohnet seyn? — Es bleibt doch nicht verborgen. Man kennet Ihre Schreibart. Man wird sagen: Sie schämten sich der geistlichen Lieder, aber nicht Ihrer Fabeln und Erzählungen; oder Sie wüßten es schon, daß es die Leute wüßten, und daß es nicht verborgen bleiben könnte; drum hätten Sie sich verborgen halten wollen, mit aller Kunst einer stolzen Demuth. — Rathen Sie

mir, theuerster Freund, und behalten Sie die Sachen nicht länger, als vierzehn Tage. Ich will sie gern Herrn Gärtnern schicken, der sie noch nicht gesehen hat. Wo Ihnen ein Stück durchaus nicht gefällt: so merken Sie es dreist an, und ziehn Sie Ihre liebe fromme Frau dabey sorgfältig zu Rathe, der ich mich bestens empfehle. Leben Sie wohl. Ich bin der Ihrige
G.

115. (57.)

L. d. 30. Juni 1756.

Theuerster Freund,

Der König hat mir sechzig Thaler Accisgeld auszahlen lassen, und gleichwohl kennt mich der König nicht. Bey wem soll ich mich nun bedanken? Bey dem Könige, der mich nicht kennt? Bey dem Minister, der mich auch nicht kennt? oder bey dem Accisrathe *°, der mich kennt? Ich dünkte, bey dem letztem. In der That bin ich eben nicht geizig, und doch freue ich mich über meine sechzig Thaler erstaunend. Die Ursache davon hat lange vor mir ein Frauenzimmer bey dem Lereuz gesagt: *gratum est donum, non tam per se, quam quod abs te datum est.* Dieses Compliment war bey dem Mädchen eine listige Galanterie, und bey mir wird es der wahrste und freundschaftlichste Dank. Endlich schiekt es sich für einen Professor ganz hübsch, daß er sich lateinisch oder griechisch bey seinem Gönner oder Freunde bedanket. Wie gut ist es doch, lieber Herr *°, wenn man Zuhörer hat, die bald an das Steuerruder kommen! (ich nehme das Wort Steuer hier im Rabnerischen Verstande) hätten Sie bey mir kein Collegium über den Styl gehört: so würden Sie zwar vortreflich haben schreiben lernen, ich aber

würde durch allen meinen Styl, durch alle Wendungen, die ich meinem Memoriale gegeben, das Acciscollegium nicht bewegt haben, mir sechzig Thaler zu geben, die ich aus Bescheidenheit und aus Liebe für das Publicum sechs Jahre später gefodert, als ich gefollt. Es wäre die größte Undankbarkeit, wenn ich künftig von Ihrem Sohne (schlehen Sie Ihre Vermählung ja nicht lange auf, ich werde alt) das Honorarium für die Rhetorik annehmen wollte. Nein, lieber Herr * * und ehemaliger theuerster Zuhörer, Sie haben dadurch, daß Sie mir den Befehl ausgewirket, für alle Ihre Nachkommen bezahlet, und es wird mein Lebensbeschreiber bey dem Jahre 1758 folgende rühmliche Anecdote gewiß einrücken lassen:

„Als unser Autor theils aus Bescheidenheit, theils aus Nachlässigkeit das gewöhnliche Accisgeld sich zu erbitten, sechs Jahre unterlassen hatte: so schlug mans ihm das erstemal ab, weil man seinen Namen in Dresden nicht kannte. Als er das andremal anhielt, behauptete einer bey dem Collegio, daß dieser Mann fast eine Tonne Golds, wie er gehört, in Vermögen haben, und wegen gemachten Unterschleifs bey der Accise verdächtig seyn sollte, bis endlich zum Glück der Accisrath * *, der damals nicht zugegen gewesen, in das Collegium trat, und seinen Kollegen eröffnete, wer der Mann wäre.“

Schöne Anecdote! über der ich meine Dankfagung vergessen habe; doch sie selbst ist ja der künftige Dank.

Also sind Sie mein Zuhörer, mein Freund, mein Obner, meine Verdienste, mein Ruhm, alles dieß in verschiedenen Gesichtspunkten? Ja wohl, Sie sind mir Minister, Befehl und König gewesen. Mit welcher Freundschaft, Liebe, Ehrerbietung, Unterwerfung und allertiefster Devotion zugleich, muß ich nicht zeitlichens verharren und darinne erkerben ic.

G.

116. (35.)

An den Grafen Moriz v. Brühl.

E. d. 12. Nov. 1756.

Liebster Graf,

O wie lange habe ich Ihnen nicht geschrieben! wie lange haben Sie mir nicht geschrieben, und wie traurig sieht es seit unsrer unterbrochnen Correspondenz in unserm Vaterlande aus! Erwarten Sie keine Beschreibung unsers tragischen Zustandes von mir. Er ist, denke ich, der ganzen Welt bekannt. Wir sind tief gefallen, liebster Moriz, und ich weine über unser Schicksal, und sehe auf die Hand, die allein auch die allgemeinen Schicksale der Sterblichen lenkt, strafend und gütig. Nunmehr werden Sie Sachsen nicht so bald sehen mögen, und ich werde Sie nicht so bald zu sehen wünschen; denn sollen Sie ein Zuschauer unsers Elends seyn?

Ich bin von allen Seiten bedrängt. Schon einige Monate vor Michaelis ließ ich mich gezwungen in eine Tutorarbeit ein, wie Sie aus der Beilage sehen werden; und erst gestern ist meine Arbeit, aber nicht meine Sorge, geendigt. Hier haben Sie also meine vermischte Schriften. Lesen Sie erst die Vorrede, liebster Graf, ehe Sie das Werk lesen, und so bald Sie es gelesen haben, so schreiben Sie mir Ihr Urtheil. Ich bin von allen Seiten gedrängt, habe ich vorhergesagt. Ueber die allgemeine Noth habe ich eine im Hause. — — — — — Aber was quäle ich Sie mit der Erzählung meiner Noth? Um etwas zu thun, daß ich weniger trauriger werde, so will ich diesen Winter meine geistlichen Oden und Lieder ausbessern, und sie gegen Ostern unter diesem Titel herausgeben. Gott segne diese Arbeit! so thue ich gewiß etwas nützliches, das mich am Ende meines Lebens mehr erfreuen wird, als alle meine übrigen

Arbeiten. Nun so leben Sie wohl und unaufhörlich glücklich.
Dies wünscht und gönnt Ihnen mein ganzes Herz.

G.

117. *)

An J. F. Freiherrn von Cronegg.

L. d. 15. Nov. 1756.

Liebster Herr Baron,

Nach meinem Gewissen zu urtheilen, so habe ich Ihnen vor langer Zeit und zwar durch Hrn. Weisen geantwortet. Allein es ist möglich, guter Cronect, daß ich mich irre, und in diesem Falle bitte ich tausendmal um Vergebung. Da ich zeitlich ein Tutor, ein Tutor aus Zwang gewesen bin: so habe ich eher Recht gehabt, einen Fehler der Correspondenz zu begehn, als zehn andre. Aber wo ist denn das große Werk, das Sie ediret haben, Herr Tutor? Es liegt in der Weidmannischen Handlung gedruckt; und ich würde Ihnen gern ein Exemplar schicken, wenn das Porto nicht mehr als das Buch kostete. Indessen kränkt es mich, daß Sie nicht einer meiner ersten Leser seyn können, da Sie es doch seyn sollten; das Buch mag nun unter die guten oder bösen Bücher gehören. Lesen Sie ja die Vorrede, ehe Sie das Werk selbst lesen: Sie werden sonst nicht wissen, was Sie aus mir machen sollen. Ihr Dratorium hat Herr Doles. Eins von Ihren Liedern hat mir vortrefflich gefallen. Doles hat sie auch. Ihr Dratorium ist stellenweise außerordentlich schön für die Musik. — Ihren Cobrus erwarte ich, so auch Ihre neuangelegte Tragoedie. Wie schön ist es, daß der fleißige und geschickte Hofrath auch ein emsiger und glück-

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

licher Dichter ist. Ich stelle Sie allen jungen Herrn zum Beyspiele auf, die nur für den Parnas und nicht für die Welt zugleich studiren wollen.

Die Last meines Vaterlandes liegt wenigstens durch Mits-leiden auf mir. Ach liebster Baron — —! Dennoch, da ich dieses halbe Jahr etliche Collegia weniger habe, bin ich entschlossen, gegen Ostern meine geistlichen Oden und Lieder heraus zu geben, und sie binnen der Zeit auszubessern. Gott gebe, daß ichs aus gutem redlichen Herzen thue, wenn ich sie dem Drucke überlasse. Sylvia, ja ich glaube es. Aber die Betschwester in Berlin ist weit mehr Uebersetzung. — Der Chevalier d' Arca will gern gute Recensionen haben. D schicken Sie doch ihm oder gleich Bächtlern etwas. Meine Freunde haben mich unter den öffentlichen Unruhen mit ihrem Beystande verlassen. Ich bitte nicht für das Journal étranger als Journal, sondern für mein Vaterland, damit nicht schlechte Werke noch schlechter recensirt werden. Empfehlen Sie mich Ihrer gn. Fr. Mutter, Ihrem gn. Frn. Vater, und grüssen Sie die Mitarbeiter des Freundes, eines guten und nützlichen Wochenblattes, lieben Sie mich und leben Sie wohl. Ich bin ewig der Ihrige

Gellert.

118.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 15. Nov. 1756.

Hier folgen ein Paar Exemplare meiner vermischten Schriften, lesset die Vorrede, wenn Ihr wissen wollet, wie es damit zuges-

Gellert V.

14

gangen ist. Ich habe 150 Thaler dafür bekommen, und es ist sehr billig, daß ich der Mama davon ein Paar Thaler zu Holze schicke. Ein Exemplar folgt für den Mittelsten. Es kostet 16 gr. Dieses Geld geht an ein Paar Arme, ohne mich zu nennen. Ich habe gestern meine Andacht gehabt und zugleich einen sehr trüben Tag; aber heute, Gott sey Dank! bin ich heitrer.

Den Herrn Buder grüße ich herzlich. Ich weiß ihm wegen **G**...! jetzt keine weitere Nachricht zu geben, als ich ihm in dem letzten Briefe gegeben. Ich will es noch einmal mit ihm versuchen, ob ich gleich sehr wenig Hoffnung habe. Aber genug, ich will es thun, um alles in der Welt gethan zu haben. Mich dauert der arme Vater, so oft ich an ihn denke. Sienge es denn nicht an, daß er in ein Amt als Schreiber gethan würde, wo ihm der Actuarius auf der Seite säße, und ihm das gäbe, was er thun müßte. Ein Schreiber ist ein nothwendiger Mensch und unendlich besser, als ein verdothner Student.

Lebt wohl. Gott erhalte die liebe Mama' und euch alle gesund und wohl.

G.

119.

An den Freiherrn von Crauffen.

L. d. 17. Nov. 1756.

Hochgebohrner Freyherr,

Gnädiger Herr Geheimde Rath!

So sehr ichs auch seit vielen Jahren gewünschet habe, Sie als meinen Gönner und theuersten Freund, von Person kennen

zu lernen, und so viel mir auch einer Ihrer letzten Briefe Hoffnung zu diesem Glücke gemacht: so habe ich doch diese Hoffnung nie ganz fassen können, vielleicht deswegen, weil mich die Erfahrung nur zu oft gelehret, daß meine liebsten Wünsche unerfüllt geblieben sind. Ihr letzter Brief spricht für diese traurige Erfahrung. Ich soll in diesem Jahre das Glück noch nicht haben, Sie zu sehen und Ihnen mündlich zu sagen, wie sehr ich Sie verehere und liebe! Und wenn werde ich dieses Vergnügen denn erleben? Vielleicht niemals! Nun so muß ich bestomehr fortfahren, einen Mann schriftlich zu genießen, den ich persönlich nicht genießen soll, und aus Verlangen einer nähern Bekanntschaft das Vergnügen des Umgangs in Gedanken nicht versäumen. Sie haben abermals, theuerster Herr, meiner Mutter die bestimmte Pension auszahlen lassen, und diese wird Ihnen vielleicht zu eben der Zeit, da ich dieses schreibe, den Dank im Herzen abstaten, den sie Ihnen zeitlebens vor so vielen andern Großen, die nie an sie gedacht haben, schuldig ist, und den sie gewiß noch in das andere Leben fortsetzen wird. Sie hat Geschwulst seit einigen Monathen bekommen, und ich fürchte ihr nahes Ende. So sehr mich aber ihr Tod bey der ersten Nachricht betrüben dürfte, weil ich sie zärtlich liebe, so hoffe ich doch meinen Schmerz bald durch den Gedanken zu besiegen, daß sie glücklich gestorben, und nur vor mir hergegangen ist. — Ich soll Ihnen die bewussten Manuscripte zurück schicken? Aber verzeihen Sie mir, Theuerster Herr und Freund, ich habe sie nicht. Sie haben mir selbst einmal das Recht erttheilet, sie zu behalten. Den größten Theil davon besizet der junge Graf Moriz von Brühl, der vor etlichen Jahren hier unter meiner Anführung studiret hat, und jetzt in Paris bey der Sächsischen Gesandtschaft sich aufhält. Kömmt er bald zurück, so weiß ich, daß kein Blatt von dem, was er hat, verlohren ist. Einen Theil, wo ich nicht sehr irre, habe ich schon vor langer Zeit dem Herrn von Reck auf sein oder Ihr Ver-

langen zugesandt. Ich will mit nächster Gelegenheit an den Grafen nach Paris schreiben.

Setzt bitte tausendmal um Vergebung und Küsse der Frau Gemahlin mit größter Ehrerbietung die Hand; der ich zeitlebens das Vergnügen habe zu seyn

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster und ergebenster
Diener und Freund
G. F. Sellert.

120. *)

An den Grafen von Brühl.

[L. aus der ersten Hälfte des J. 1756.]

Ich wage es Ew. Excellenz eine Nachricht zu ertheilen, ohne einen Beruf dazu zu haben. Allein wenn ich auch einen Fehler begehe, so sind Sie doch viel zu gnädig, als daß Sie mir einen Fehler, der aus einer guten Absicht herfließt, nicht vergeben sollten. Der Minister von Münchhausen sucht vom neuen den hiesigen Prof. Ernesti nach Göttingen zu ziehen. Man bietet ihm die Kanzlerstelle an, man verspricht ihm ungefähr 2000 Rthlr. und, wo ich nicht irre, auch die Doctorwürde in der Theologie. Ich stehe mit diesem Manne in keiner Verbin-

*) (Hesperus, 1825. No. 267. — An den Minister von Brühl. — J. A. Ernesti erhielt das durch den Tod des Prof. Kapp erledigte ordentliche Lehramt der Beredsamkeit, und disputirte pro loco in der philos. Facultät d. 24. Juli 1756. Doctor der Theologie ward er d. 21. Oct. desselben Jahrs. S. die Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen. Leipz. 1756.)

dung, und ich gewöhne vielleicht für meine Person, wenn er wegginge. Allein aus Liebe zur Wahrheit und aus Achtung für unsre Akademie muß ich gestehen, daß wir einen der gelehrtesten, brauchbarsten und fleißigsten Männer verlieren würden, wenn er weggehen sollte. Gentle, Wissenschaft, Arbeitsamkeit, ein belebter Vortrag, eine schöne und sehr denkende Schreibart, eine große Kenntniß der alten Sprachen und Werke sind seltene Eigenschaften eines Gelehrten. Dieser Mann hat vor einigen Jahren Doctor der Theologie werden wollen und man hat es ihm abge schlagen. Nunmehr bietet ihm eine fremde Akademie die erste und vornehmste Stelle an. Darf ich frey reden, gnädigster Graf und Herr, lassen Sie lieber sechs solche Leute, wie ich und meines Gleichen aus dem Lande gehen, als einen Ernesti. Einen Mann, der zwey- bis dreyhundert Studenten zu Zuhörern hat, wenn er über einen lateinischen Autor lateinisch liest, bey dem das Auditorium zu enge ist, wenn er über das Neue Testament commentirt, das ist vielleicht seit dem Melancthon in Wittenberg und dem Camerarius in Leipzig, nicht erhört. Möchte ich doch jetzt ein großer Mann seyn, damit Er. Excellenz meinen Worten trauen könnten. Doch es werden bessere Zeugen da seyn, nach deren Aussage Sie, gnädigster Graf und Beschützer der Wissenschaften, unsrer Akademie die größte Wohlthat erweisen werden, wenn Sie den Prof. Ernesti nicht von uns lassen. Ich glaube, wenn er die Anweisung auf eine theologische Professur oder auf die Kappische, wozu er sich auch vortrefflich schickt, erhielt, daß Göttingen uns ihn nicht nehmen sollte. Sebauer, Gesner, Kästner und endlich Ernesti — das wäre zu viel.

Ich fühle am Ende meines Briefes erst die Berwegenheit, die ich begangen habe. Allein, da ich mir bey derselben keines Eigennuges, keiner Partheylichkeit bewußt bin, da ich bloß aus

Gewissen und Pflicht kühn gewesen bin, so fürchte ich von Ew. Excellenz auch keine Ungnade.

Ich verharre zc.

Sellert.

181. (14.)

z. 1756.

Mademoiselle,

Meine Freude über Ihren Brief ist erstaunend groß, und ich weiß nicht dankbarer zu seyn, als daß ich Ihnen dieses aufrichtig gestehe. Heute erhalte ich ihn, und an eben dem Tage beantworte ich ihn. Diese Eilfertigkeit im Antworten ist mir weder natürlich, noch wegen meiner abgemessnen Stunden ganz erlaubt; darf ich sie also als einen Beweis anführen, wie sehr mir Ihr Brief muß gefallen haben? Ja, meine liebe unbekante Freundin, er hat mir nur gar zu sehr gefallen, und Sie schreiben weit besser, als Sie sich zutrauen, und als viele von Ihrem Geschlechte niemals werden schreiben lernen. Ihre Furchtsamkeit ist eine Tugend, sie vergrößert Ihre Geschicklichkeit in meinen Augen, und giebt Ihrer Schreibart eben die gefallende Miene, welche die Bescheidenheit einem schönen Gesichte zu geben pfleget. Ich will Ihnen diese Tugend nie, weder durch meine Ermunterungen, noch durch meine Lobsprüche, rauben. Ich liebe sie, weil sie mir ziemlich natürlich ist. Also erlaube ich Ihnen auch, daß Sie bey Ihren Versuchen so lange an Ihrem Genie oder an Ihrem gehabten Glücke zweifeln mögen, bis R* * und die, welche ihm gleichen, es Ihnen bekennen. Gelehrte Frauenzimmer braucht die Welt, denke ich, nicht sehr; aber ein Frauenzimmer, das, gleich Ihnen, sich durch das Lesen guter Bücher den Verstand, das Herz und den Geschmack bildet, ist ihrem Hause,

ihren Freunden, einem vernünftigen Manne, Vergnügen, Glück und Ruhe. Sie wird schreiben, ohne ihre andere Pflichten zu vergessen, und dadurch, daß sie gut zu denken weiß, wird sie ihren übrigen Berrichtungen, auch den geringern, noch einen gewissen Reiz, und ihren Tugenden eine größere Anmuth geben. Sie also, meine neue liebenswürdige Freundinn, zur Fortsetzung im Lesen und Schreiben zu ermuntern, halte ich für meine Pflicht, und danke es Herr R^o, daß er mir die Gelegenheit dazu gegeben hat. Ich bin mit der größten Dankbarkeit und Hochachtung ic.

G.

 122. (36.)

Morig von Brühl an Sellert.

Paris, d. 12. Jan. 1757.

Mein liebster Professor,

Wie lange ist unser Briefwechsel nicht unterbrochen gewesen, und was für betrübte Hindernisse haben ihn unterbrochen! Es ist ohngefähr drei Wochen, daß ich Ihren Brief nebst der Beylage erhalten. Er hat mir seit vier Monaten die erste angenehme Nachricht aus Sachsen ertheilt, nämlich die Nachricht von Ihrer Gesundheit. Wie oft habe ich nicht an Sie gedacht, wie oft bin ich um Sie bekümmert gewesen, und wie oft habe ich Sie nicht bedauert! Es ist in der That ein Zusatz zu dem Schmerze, den ein jeder Patriot empfinden muß, ein Zuschauer des Unglücks seiner Freunde und seines Vaterlandes zu seyn.

Doch ich will Sie nicht länger mit einem Gegenstande unterhalten, der uns nur leider stets allzugegenwärtig ist, und an den wir noch denken werden, wenn er lange nicht mehr gegenwärtig

seyn wird. Die Unsicherheit der Post und der Mangel an Gelegenheiten haben mir niemals erlaubt, binnen so langer Zeit nur Einmal an Sie zu schreiben. Sie können leicht denken, wie nah mir diese Beraubung gegangen ist; und ich war eben Ihre wegen in der größten Unruhe, als Ihr Brief ankam, und mich aus dieser Besorgniß zog. Ich könnte Ihnen also niemals genug dafür, bloß als Nachricht betrachtet, danken, selbst wenn Sie ihn auch nicht mit einem, mir so angenehmen Geschenke begleitet hätten. So undankbar diese Arbeit für Sie gewesen seyn mag, so nützlich wird sie für den Geschmack und besonders für alle junge Dichter seyn, die ihre ersten Versuche schon für Meisterstücke halten. Sie erfreuen mich unendlich mit der Hoffnung, Ihre geistlichen Oden bald zu sehen. Wie schön müssen sie nicht seyn! Vielleicht ist das die einzige angenehme Zerstreuung, die Ihnen bey diesen traurigen Umständen übrig bleibt; und wie angenehm wird sie nicht für die vernünftige und tugendhafte Welt seyn!

Ist, mein lieber Professor, muß ich Ihnen eine der seltsamsten Begebenheiten erzählen, die Ihnen vielleicht die öffentlichen Nachrichten schon werden gemeldet haben. Am fünften dieses, des Abends um halb sechs Uhr, hat ein Mensch, Peter Damiens genannt, aus der Provinz Artois gebürtig, die Frechheit gehabt, dem Könige von Frankreich zu Versailles einen Stoß mit einem Messer in die rechte Seite zu versetzen, mit dem Vorsatze ihn zu ermorden. Die Wunde ist zum Glück nicht gefährlich. Sie können sich leicht vorstellen, wie groß die Befürzung und das Schrecken über dieses Unternehmen ist. Man weiß noch nicht, wen man für den Anstifter dieser entsetzlichen That halten soll. Der Thäter ist gefangen und wird in einigen Tagen nach Paris gebracht werden. Hier haben Sie nun die Ration, die ihren König so übermäßig liebt. Welche hat sonst Kavaillac und Clements erzeugt? Dieß letztere Verbrechen wird ein großer Flecken

in der Geschichte dieses Volks und besonders in diesem Jahrhunderte bleiben. Wie fruchtbar ist nicht unsere Zeit an entsetzlichen und abscheulichen Begebenheiten! Wie sehr beweisen sie nicht den Grundsatz, daß die Menschen zu allen Zeiten und in allen Umständen noch immer Menschen bleiben! Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Der Himmel gebe, daß sich unsere Verfassung bald ändere! Ich bin ewig

Ihr

B*.

188.*)

Rabener an Sellert.

Dresden, d. 18. Jan. 1757.

Mein liebster Freund,

Um mich wieder aufzumuntern, will ich mit Ihnen reden; was machen Sie mein guter, bester Sellert? [Elegien?] Hum! Ein Philosoph wie Sie, das wäre sehr unexemplarisch, wenn er sich die gegenwärtige Noth zu sehr niederschlagen ließe. Aber gesund sind Sie doch? Das will ich Ihnen rathen, denn ich bin sehr gesund, und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank sind.

Man versichert mich, daß der König von Preußen Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Pension richtig auszahlen zu lassen.

*) (Dieser und der folgende Brief aus: Rabeners Briefen, herausg. v. Weiße, S. 247 ff. u. S. 280 f. Beide Briefe auch, als No. 3 u. 4, in den Sechß Briefen von Sellert und Rabener (Berlin 1770; zuerst wohl 1761, dann 1763 ohne Vorwissen der Verf. aus ungenauen Abschriften gedruckt) mit einigen Zusätzen, die hier in Klammern eingeschlossen sind.)

Wie groß kam mir unser Feind, der König, in dem Augenblick vor, als ich dieses hörte; vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir selbst meine Befohlung zurück halten läßt.

Haben Sie etwan auch gehöret, daß ich in Preussische Dienste gehen werde? Hier sagen es unser Hof und die Stadt. Aber Hof und Stadt sagen ein Märchen. Ich würde es am wenigsten ißt thun, da ein solcher Entschluß mehr eine Desertion, als eine erlaubte Verbesserung meiner Glücksstände scheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüssel zu diesem Räthsel geben. Ich habe hier sehr viele Bekanntschaft mit Preussischen Officieren und Beamten gemacht, weil ich bey vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geschmack, eine gute Belesenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bey dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde gewesen, und bin mit wahren Vergnügen bey ihm gewesen: Ich habe so viel es der Wohlstand erlaubte, lebhaft mit ihm gestritten, da er die deutsche Sprache und unsere Litteratur wenig schätzet; aber er schätzet Sie, mein guter Gellert, und dieses macht seinen Fehler verzeihlich.

Er kannte den Poeten Gellert; aber ich lehrete ihn auch den redlichen Menschenfreund Gellert kennen, und zu meiner Belohnung sagte ich ihm trozig, daß eben dieser Gellert mein ältester Freund sey; denn auch bey Prinzen thue ich mit Ihrer Freundschaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deutscher Patriot mit diesem liebenswürdigen Prinzen gesprochen, und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm unerwartet zu seyn schienen. Die wichtigsten Beweise hebe ich für den König auf. Seit vierzehn Tagen stehe ich mit dem Könige in Tractaten, wer Ihm mich vorstellen soll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun, und hat mich darum ansprechen lassen. Muß es denn eben ein Franzose seyn, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit

einem deutschen Könige bekannt macht? Wahrhaftig mein lieber Gellert das thut mir weh! Ich habe mich bey dem Marquis entschuldigen lassen, daß ich durch seine Vermittelung nicht würde den König sehen können, da ich nicht geübt genug sey, Französisch mit ihm, und noch weniger mit dem König zu sprechen. Der Baron von Goceji ist dieser Sache wegen unser Adjutant.

Ich fand nöthig einen Brief zu schreiben, und mich darinne also auszudrücken:

Je suis bien fâché, Monsieur, que je sois trop allemand et Monsieur le Marquis d'Argens trop françois, pour que je puisse profiter de la permission de rendre mes respects à ce sçavant, d'autant plus estimable, qu'il est peut-être le seul de sa nation, qui permette à nous autres Allemands, d'avoir de l'esprit. Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raison tout à fait privé de l'honneur, d'être présenté par Monsieur le Marquis au Roi et de me jeter aux pieds de sa Majesté. Je Vous conjure Monsieur de menager l'affaire si bien, que Monsieur le Marquis ne me croie pas absolument barbare. Il faut être précisément de mes meilleurs amis, pour me passer l'ennui, que je puisse donner par le François, que je parle; aussi suis-je trop discret, que d'y vouloir exposer Monsieur le Marquis. Voila la seule raison, qui m'empêche de me présenter à lui etc.

Der Marquis d'Argens soll es also nicht seyn, welcher mich zu den Füßen des Königs legt. Der König ist so gnädig sich meine Weigerung gefallen zu lassen. Er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutsch, deutsch will der große Friederich mit mir reden. Hat wohl jemals August mit dem Horaz in seiner harten Muttersprache geredet? Wohl niemals; denn das Griechische war die allgemeine Sprache der Welt und des

Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Bedanten in Rom, sprachen Latein. Also ist die Sprache fest gestellt, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich seine Befehle, durch wen endlich diese Vorstellung geschehen soll.

Wie freue ich mich, mit dem Könige zu reden? Wie viele gelehrte und wigige Brandenburger, so gelehrt und wigig als Voltaire und Baumelle, wenigstens treuer und dankbarer als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die Er und seine Franzosen nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt daß ich zum Besten meiner Muttersprache dem tapfersten und noch nicht überwundenen Könige dieser Zeit, (ach wäre dieser König nur nicht unser Feind!) den deutschen Wig predigen soll. [Aber ich weiß es schon, ich predige den Brandenburgern eine Aergerniß, und den Franzosen eine Thorheit.] Nun werden Sie es begreifen können, lieber Gellert, wie es möglich ist, daß man hier glaubt ich sey in Preußische Dienste getreten. Das muß ich Ihnen noch sagen, daß vor einem Jahre schon der König den Einfall in Potsdam geäußert hat, mich in seine Dienste zu ziehen, daß vielleicht bey seinem Hofftaate auch hier davon gesprochen worden ist, und daß viele von den Preußen gewiß glauben, er werde mir noch seine Dienste antragen. Ich glaube es nicht, ich wünsche es auch nicht, denn je gnädiger er dabey wäre, je verlegener würde ich seyn, meinen Entschluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen. Im Ernste wünschte ich mit dem Könige zu sprechen, und ausser meinem besten Könige, ist es von allen Königen nur dieser, und einer noch, die ich zu sprechen wünschte. Aber wann mir auch einfällt, wie man hier schon izt davon urtheilet, und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wider mich machen könne: so vergesse ich meine Wünsche, und werde stumm, um nichts bitteres von dieser argwöhnischen Denkart zu sagen.

Küssen Sie mich, guter Sclert, küssen Sie Ihren freundschaftlichen Plauderer tausendmal; denn das schmeichle ich mir, daß Sie weder an den Obristen Mannstein, noch an Ihre Hypochondrie die ganze Zeit über gedacht haben, als Sie diesen meinen langen Brief gelesen.

Noch etwas und zwar etwas sehr lustiges; Können Sie sich wohl vorstellen, daß unser S[lein] den unerwarteten Einfall hat, eine Geschichte des gegenwärtigen Krieges, und die neuen Siege seines Königes zu schreiben? S[lein], der Menschenfreund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freyem Willen, einen blutigen Krieg, und die traurige Zerstörung so vieler tausend Menschen, die auch trinken und scherzen und küssen können, zu beschreiben. Durch seinen und meinen Freund, den Herrn C° habe ich ihm sagen lassen, daß ich ihm diesen grausamen Wiß unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieser, daß er den ganzen traurigen Krieg in anakreonthischen Versen beschreibe, und seine Nordgeschichte anstatt der Capitel in Trinklieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kommt es, daß Könige so gern Dichter zu ihren Herolden haben?- Boileau, Racine, Voltaire, drey Dichter; und unser S[lein], der taumelnde S[lein], die sollen für die Nachwelt Zeugen seyn; Zeugen in Sachen, die sie selbst nicht glaubten, vor denen sie selbst erzitterten!

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herolde? Aber vielleicht fürchten sie sich, daß die historische Lobschrift ihrer unsterblichen Thaten der fünfte Theil zu meinen Satiren werden möchte. Leben Sie wohl, mein stiller, friedfertiger, mein bester Sclert &c.

R a b e n e r.

184. *)

Sollert an Rabener.

[8. Jan. 1757.]

Mein bester Freund!

— — Pension? guter Rabener, nein, es wird mir keine ausbezahlt; ich habe auch ohne die geringste Unruhe, meine Ausstattung, die mir von Weissen zurück geschickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, ob es mich gleich nicht erfreuen kann.

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden, und bessere Zeiten durch den Verlust von hundert Thalern jährlich erkaufen, ich, der ich, so bald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!

B** hat mir durch C*** den Antrag thun lassen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzen wollte brauchen lassen? Aber mein liebster Freund, so lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin, mein Vaterland zu verlassen, so will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben; so denken Sie auch; ja denken Sie ewig so, wenn es möglich ist. Sachsen verlieret (dieß kann und muß ich sagen) zu viel mit Ihnen; einen Mann für Geschäfte, für den Staat, einen Autor! Sie müssen unser bleiben.

Wey mir hat es wenig Gefahr. Halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrscheinlicher Weise nicht lange mehr zu leben bestimmt, nur für einige junge Leute gut! O, ich kann bleiben wo ich bin, und mein Wunsch ist die Einsamkeit, das Länd und noch ein gutes moralisches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn Sie dem Prinz Heinrich sagen, daß ich Ihr ältester und bester Freund bin; und ich würde Ihm zu meinem Ansehen eben das gesagt haben.

*) (S. die Anmerkung zum vorigen Briefe.)

**) (Bernstorff durch Cramer; vergl. No. 126.)

Ja, daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Siseke meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bey der Nachwelt so gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geschmacks seyn, als es Racines Ehre ist, daß Boileau und Voliere seine Freunde gewesen: Unsere Periode, die ige, wird in der Litteratur der Deutschen nicht weniger merkwürdig seyn, als es der Zeitpunkt des Boileau im Französischen ist.

Gehen Sie immer zum Könige, Er soll Sie sehen und bewundern; ich will es haben.

Ich verlange meine Pension nicht, aber Er soll Ihnen geben, was Ihnen von Rechtswegen gehört; Er soll bessere Gedanken von den Deutschen und unter diesen von den Sachsen, in Ansehung des Wißes bekommen, und Sie sollen ihm statt aller Demonstration seyn, und sollen ihm, wenns möglich ist, den Geist des Friedens einflößen und meiner Furchtsamkeit. Aber lassen Sie sich durch nichts fesseln! [Ueber Gleims Unternehmen ärgere ich mich.] Leben Sie wohl, stets wohl, ich bin Ihr guter Freund
Sellert.

125. (37.)

An den Grafen Moriz von Brühl.

L. d. 1. März 1754.

Liebster Graf,

Heute, den ersten März, erhalte ich Ihren Brief vom 12. Januar, den ersten Brief seit sechs Monaten. Traurige Epoche! — „Und warum schreibt Moriz nichts? Er vergißt dich nicht, das ist gewiß; aber sollte er unglücklich genug seyn, sich selbst

„einige Zeit zu vergessen? Eben so wenig. Und warum schreibt er doch auch nicht eine Zeile?“ So habe ich mitten unter der Noth meines Vaterlandes oft zu mir gesagt. — Endlich kam Ihr lieber Brief, und aus diesem Briefe weis ich sicher, daß Ihr Herz noch das vorige gute edelgesinnte Herz ist, und ich segne Sie, wie der Vater seinen entfernten Sohn, mit Thränen der Freude. — Meine vermischten Schriften, liebster Moriz, sind für unsre jungen Landsleute gewiß ein nützlich, wenn gleich nicht für die Welt das angenehmste Buch. — Und meine Oden und Lieder, an denen wird bereits gedruckt, und in vier Wochen, hoffe ich, sind sie in Ihren Händen. — Neuigkeiten: Professor Glöckner, der wackre Mann, ist vor drey Wochen zu Mittage, gleich bey dem Schlusse eines Collegiums über das Evangelium Johannis, vom Schlage gerühret worden, und gegen Abend gestorben. Ich bin etliche Stunden vor seinem Sterbebette gewesen; aber er war und blieb empfindungslos und schlief sanft ein. — Unser Vaterland? — Ich will schweigen und beten. Leben Sie ewig wohl!

G.

 126. (15.)

U n d e n s e l b e n .

Den vorhergehenden Brief vom 1. März begleite ich mit einem noch kürzern vom 28. März. Herr Reich geht nach Frankfurt und verspricht mir, von da aus beyfolgendes Packet nach Paris sicher zu schaffen. Sie erhalten in demselben ein Exemplar meiner geistlichen Oden und Lieder. O wie werde ich mich erfreuen, wenn Sie diese Lieder mit Ihrem Beyfalle und zuweilen mit einer Ihrer frommen Empfindungen belohnen! — Gott gebe es!

Daß wir iht viel leiden, daß ich und hundert wackere-Leute keine Pension mehr bekommen, daß unsere Universität täglich mehr abnimmt, o das versteht sich. Ich könnte, wenn ich wollte, nach Copenhagen gehn, wo man mich bey der Erziehung des Kronprinzen zu brauchen gedenkt; allein ich, der ich bald vierzig Jahre alt, meines Lebens oft müde, zu vielen Berrichtungen gar nicht mehr lebhaft genug, und der Einsamkeit gewohnt bin, werde nicht gehn. Aber wenn Sie wieder in unser Vaterland zurück kommen; so will ich mir auf einem Ihrer Güter einen Platz der Ruhe und des Grabes ausbitten. Gay, der englische Fabeldichter, liegt in den Gräbern der Könige zu Westminster; und Cellert ruhe, selig gestorben, in Martinskirchen! — Leben Sie wohl,

G.

127.

A u s w o r d.

L. d. 21. März 1757.

Endlich kommen meine Lieber, und fordern nach Ihrer Erlaubnis, auch Ihren Beyfall. O wie glücklich werde ich seyn, wenn sie so guten Herzen, als das Ihrige ist, als Ihrer Gemahlinn Herz ist, gefallen und dann und wann es rühren! Dies wünsche ich mir; dies gebe Gott, und lasse es für mich einen süßen Gedanken, wo nicht iht, doch künftig seyn, daß ich für die Religion gebichtet habe. Es war meine Schuldigkeit, da er mir das Genie dazu verliehn. O wie wenig habe ich noch gethan! Besen Sie, und wenn Sie mit mir zufrieden sind; so lassen Sie mich Ihren Beyfall nicht lange entbehren. Der Verleger wird Herr Sacken ein Exemplar schicken. — Und unsre jetzigen

Cellert V.

Umstände? Lassen Sie uns einen Vorhang darüber ziehn. — Nur Friede! Friede! Leben Sie wohl mit Ihrer Freundin und der meinigen. Ich liebe Sie, und bin beständig der Ihrige.

G.

128. *)

Kabener an Sellert.

Dresden, d. 25. März 1757.

Wie bescheiden sind Sie, mein liebster Sellert, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte ansehen wollen. Sie haben ihn ganz, diesen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Lesern versagen wird, welcher nicht so unglücklich ist, ein Feind von Religion und Wiße zu seyn. Bisher habe ich Sie, als meinen besten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher steigen könnte, als sie war: aber sie ist in der That noch um einen ziemlichen Grad höher gestiegen.

Liebenswürdig sind Sie mir allezeit gewesen, aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieses Wort in seinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verschwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung.

Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt seyn, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaftesten Seite kennt. Durch Ihren Wiß haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als

*) (Kabeners Briefe, herausg. v. Weiße S. 259 ff.)

etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommenes erwartet, so bald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsre heilige Religion seyn! Ihre Fabeln und Lehrgebichte haben die Leser zu denen erhabenen Gesdanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn dererjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Wiß nur zu einer eiteln Belustigung gut sey. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion lieb gewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird.

So glücklich sind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften lesen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden Sie nicht erst bey denenjenigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfließen. Ich habe es Ihnen so oft gestanden, daß mir Ihr rechtschaffen-nes Herz noch schätzbarer ist, als Ihr Wiß: und hätte ich es Ihnen noch niemals gestanden, so würden Sie mir durch Ihre Lieder dieses Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie so gut und lehrreich schreiben können, wenn Sie nicht diese heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geschrieben hätten. Ich glaube, scharfsichtige Augen entdecken den feinsten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu seyn wünscht. Voltäre kann uns goldne Sittenprüche predigen, Tugend und Menschenliebe in seinen Versen vergöttern, und die Religion in tragischem Pompe auf-führen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre er-bauen, dessen ungöttlicher Leichtsinn, dessen schmutziger Wiß, dessen liebloser Eigennuß uns seine Sittenprüche, seine Reime von Tugend und Menschenliebe, und seine Religion verdächtig

machen. Man muß ihn hassen, so bald man liest, wie edel er schreibt, und dennoch weiß, wie niedrig er denkt.

Wie ernsthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieser Ernsthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich scherzhaft und spottend an Sie schrieb. Welch ein vortrefflicher Freund sind Sie! Ich fühle jetzt den ganzen Werth Ihrer Freundschaft. Ihnen darf ich Sachen vorklagen, die ich keinem andern vorklagen würde, da sie zu viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben: Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger schmeichelt. Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Laster von Ihrem guten Herzen überzeugen; so sage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundschaft und mein Geschmack schuldig sind.

Ob ich Ihre Entschlißung, nichts mehr zu schreiben, billige? darüber will ich mich jetzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen gestehen, daß ich hoffe, es sey nur ein flüchtiger Einfall gewesen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünschen, den Rest Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlassen Sie Ihr Amt nicht, so lange Sie noch Kräfte haben, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und schenkt Gott unserm Vaterlande die Ruhe wieder, so werden sich bey der Univerfität gewiß solche Umstände äußern, die Ihnen ein bequemes Auskommen verschaffen.

Tausendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie bey Ausarbeitung Ihrer Lieber mit seiner Kritik so freundschaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von diesen Gefährlichkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen!

Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen, und der Gemüthsruhe schliesse, mit welcher ich ihn angefangen habe; so will ich von unsern hiesigen Umständen nichts melden. Wann werden wir uns wieder sehn? Wann werden wir uns in Ruhe sprechen können?

Leben Sie wohl, mein wichtiger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Selter! Ich umarme Sie, und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat.

Kabener.

129. (6.)

J. F. Freiherr v. Cronegl an Selter.

Anspach, d. 21. Apr. 1757.

Liebster Selter,

Schreiben Sie die lange Verzögerung meiner Antwort auf Ihren lieben freundschaftlichen Brief diesmal keiner Nachlässigkeit zu. Ihr armer Cronegl hat in der That eine geraume Zeit her viel ausgestanden. Eine Mutter, der ich meine Aufzucht, meine Art zu denken, kurz, der ich alles, was vielleicht Gutes an mir ist, mein Herz zu verdanken hatte; diese Mutter habe ich verloren. Mein bejahrter Vater und sein ganzes Hauswesen ist nunmehr meiner Sorge anvertraut, die Geschäfte meines Berufs nehmen täglich zu, und doch sind die schönen Wissenschaften noch der Trost meines Lebens. Wenn ich einen heitern Augenblick genießen kann, so wende ich ihn an, um an einem Trauerspiele zu arbeiten, wovon ich Ihnen nächstens den ersten Aufzug schicken will. Meinen verbesserten Kodrus sollen Sie auch nächstens bekommen. Nur Ihnen darf ich es gestehen, daß ich die Schwachheit gehabt habe, ihn nach Berlin an die

Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu schicken. Den Preis zu erhalten, ist weder meine Hoffnung noch meine Absicht. Sollte es seyn, so wird man in dem Zettel, auf dem der Name des Verfassers stehen sollte, eine Bitte finden, die zum Preise bestimmte Summe sonst auf eine den Wissenschaften zuträgliche Art anzuwenden. Sagen Sie aber Niemanden etwas davon.

Ihre Lieber sind gedruckt, dieß habe ich aus den Zeitungen gesehen. Morgen hoffe ich sie aus Nürnberg zu erhalten, und ich freue mich zum voraus darauf. Fahren Sie fort, liebster Freund. Deutschland wäre Ihrer nicht werth, wenn es nicht, auch nach ganzen Jahrhunderten, einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller verehrte. Wie viel Gutes werden Sie nicht stiften, auch bey unsern Nachkommen! Zu wie vielen wahren, redlichen Empfindungen der Religion werden Sie Anlaß geben! Wie stolz bin ich nicht darauf, daß es mir erlaubt ist, mich Ihren Schüler, Ihren Freund zu nennen! Ich verlange es nicht, ich darf es nicht hoffen, der Nachwelt bekannt zu werden. Wenn sie nur einmal so viel von mir sagt: „Cronegk lebte, er war ein „Schüler, ein Freund des vortrefflichen Selters“ dieses ist der größte Lobspruch, den sie mir geben kann. Ich umarme Sie tausendmal in Gedanken. Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr

zärtlicher Freund,
Cronegk.

130.

A u B o r c h w a r d.

Bonau, d. 23. Apr. 1757.

Ich habe Ihren Brief nicht ohne Thränen, und, damit ich alles sage, nicht ohne Gebet, lesen können. Schon auf der

ersten Seite legte ich ihn weg, und hob die Hände auf, und wünschte mit ganzer Seele, daß meine Lieder nur die Hälfte, des Beegens, den Sie ihnen versprechen, stiften möchten, und mich nur der geringste Theil der Belohnungen, die Sie mir so reichlich wünschen, treffen möchte. O was ist es für ein Glück, rechtschaffene und fromme Freunde zu haben! Rabener schließt seinen Brief an mich, der ebenfalls meine Lieder betrifft, mit einer Stelle, die mich, wenn ich so reden darf, beynah vor Empfindung getödtet hat. Ich danke Gott, sagt er, daß Sie mein Freund sind! Und ich, liebster Borchward, danke Gott, daß Sie mein Freund auch sind. Niemand unter allen meinen Freunden hat mich für meine frommen Gedichte so sehr belohnet, als Sie und Rabener. Beyde Briefe, wenn sie auf die Nachwelt kommen, werden ihren Verfassern mehr Ehre machen, als mir. Niemand konnte sie schreiben, als Männer von dem besten Herzen, als Männer, die ihren Autor, den sie wegen seines Herzens lobten, selbst an Güte des Herzens weit übertreffen. Ich habe Prof. Schlegeln in Zerbst Rabeners Brief geschickt, außerdem würde ich die Bescheidenheit vergessen, und Ihnen solchen hier beylegen, als eines meiner größten Siegeszeichen. Und wenn nun meine Lieder erbaulich sind; wie viel Dank bin ich Ihnen und Schlegeln und Gramern und Gärtnern schuldig, daß Sie mich durch Ihren Beyfall ermuntert, durch Ihre Critiken unterstützet, und durch Ihr Ansehn vermocht haben, sie herauszugeben, da sie nach meinem Plane erst nach meinem Tode herauskommen sollten! Schlegeln in Zerbst, dem trefflichen Manne, habe ich erstaunende Mühe mit meinen Liedern und mit meiner Unentschließigkeit gemacht. Er hat sie wohl zu vier verschiedenen malen durchlesen, critisiren, vertheidigen und verdammen müssen. Er hat alle Aenderungen wieder durchlesen, wieder anseinden, oder loben müssen. Und dieses hat er mit so vieler Strenge, Aufrichtigkeit und Scharfsichtigkeit gethan, daß

ich ihm ewig dafür danken werde. Er hat mich bis zur Entzückung gelobt, und bis zur Ohnmacht oft getadelt, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf. Kurz, lieber Freund, von der Seite des Fleißes und der angewandten Mühe bin ich sicher, daß der Beyfall meiner Freunde mir mit Recht zugehört. Wollte Gott, ich hätte den Beyfall meines eigenen Herzens und der besten Absicht, in der ich wenigstens habe arbeiten wollen, eben so sicher, oder empfände ihn eben so lebhaft!

Sack's und Buchholz's Lob!

O das ist zu viel Glück, so viel rechtschaffenen und großen Männern auf einmal zu gefallen! Ich danke beyden durch Bescheidenheit und Demuth, und bete für den letzten in seiner schweren Krankheit. Ihren Bergius umarme ich für die künftliche Freude, die er Ihnen und mir bey dem Empfang meiner Lieder gemacht. Darf ich das nicht auch in Gedanken bey Ihrer Henriette thun? Warum nicht? Ich küsse sie also aus Dankbarkeit und Freundschaft für den Antheil, den sie an meiner Arbeit nimmt, und für die Erbauung, die sie durch meine Lieder nach ihrem guten Herzen in sich erwecken läßt. Edle und gegen die Religion empfindliche Seelen durch geistliche Gesänge zu bewegen, ist auf gewisse Weise ein nothwendiges Glück, davon der Autor sich nur den kleinsten Theil zuschreiben kann, wenn er auch noch so ein guter Dichter wäre. Die Kraft der göttlichen Wahrheit und das gute Herz des Lesers thun da alles, wo der Poet auch noch so viel zu thun scheint. Er hat den Ruhm der vollbrachten Pflicht, und der Sieg ist eigentlich auf der ersten Seite. Aber doch darf sich der Dichter erfreuen, daß er seine Pflicht mit Glück ausgeübt hat. — Wieland's Empfindungen haben, als Poesie betrachtet, große Schönheiten für die Einbildung; aber mein Herz weigert sich, seine Sprache zu reden, wenn es mit Gott redet. — Ihre Aufsätze in dem Menschen würde ich schon begierig gelesen haben, wenn ich in Leipzig wäre;

aber ich schreibe dieses auf dem Lande, fünf Meilen von der Stadt, wohin ich zur Ruhe geflüchtet bin, die ich auch bey dem besten Wirth und der gefälligsten Wirthin genießen würde, wenn ich mich selbst, oder meinen Körper nicht mitgebracht, oder anders zu reden, wenn ich den Schlaf mitgebracht hätte. Bey dem Mangel desselben empfinde ich die Unnehmlichkeiten des Frühlings und die Freundschaft des Herrn von Zedwig und seiner Gemahlin nur halb, und eile alle Tage wieder in Gedanken nach meiner Einöde in der Stadt. Also soll meine Freude niemals ohne Beschwerde seyn, vermuthlich zu meiner Demüthigung. Ich habe hier mir Ihren Brief gewiß versprochen. Dieses Glück ist eingetroffen. Aber ich habe mir auch Briefe von Gramern, Gärtnern, Jerusalem, versprochen; dieses Glück ist nicht eingetroffen; vermuthlich zu meiner Demüthigung. Ob mir Ihr König meine Pension auszahlen läßt? Nein. Aber dies hat mich, Gott weiß es, noch keinen Augenblick beunruhiget. Könnte ich durch den Verlust derselben auf zeitlichs meinem Vaterlande Ruhe und Friede wiedergeben, o mit Freuden wollte ich meine hundert Thaler fahren lassen. Die Vorsehung, die das Werk der Regierung weislich und gütig führet, wird diese Stürme zur Zeit, wenn es ihr gefällt, in heitere Lage für uns und sie, für Freunde und Feinde, verwandeln; wenigstens müssen wir so hoffen, und beten, und mit Geduld uns allen Schickungen zu ergeben, arbeiten. — Rabener bekömmt eben so wenig, als ich, und er ist nicht unzufriedener, als ich. Er hat selbst einiges Vermögen. Nun habe ich Ihren langen Brief durch einen nicht kurzen beantwortet. Leben Sie wohl mit Ihrer Henriette und allen Ihren würdigen Freunden. Ich bin ewig Ihr Freund und Diener

G.

131. *)

Rabener an Gellert.

Dresden, d. 4. May 1757.

Lieber Gellert,

Machen Sie mir doch hurtig und geschwinde einen Informator nach beygehendem Recepte. Sie werden finden, daß die Bedingungen nicht zu verachten sind; und da ich die Ehre habe, den Herrn Kriegsrath wohl zu kennen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß er durch eine gute Aufführung diese Bedingungen noch mehr verbessern kann. Ich glaube nicht, daß die Fähigkeiten und die Arbeiten, die man verlangt, die menschlichen Kräfte eines S. S. Th. Candidati übersteigen. Er muß allerdings, wie Sie sehn, ein Theolog seyn, denn der Vater will, daß seine Kinder Religion haben sollen. Halten Sie dieses, so viel möglich, geheim, es möchte dem Vater an seinem Glücke und an seinem guten Namen Schaden thun, da er Kriegsrath, ein Hofrath und von Geschlechte ein B^o ist. Freuen Sie Sich nicht, lieber Gellert, daß, nebst dem Lateine, auch die reine Muttersprache gelehrt werden soll? Wie glücklich ist unser Professor C^o, daß er dergleichen Xergerniß nicht erlebt hat! Nur mit reimfreyen Versen sollen die Kinder nicht angesteckt werden; merken Sie das ja wohl. Klopstocks Messias hat den D[resdner] Hof und die ganze P[reußische] Armee wider sich: den erstern, weil ihn die Castraten nicht singen können; und die letztere, weil er der Messias ist.

Wie wird der Herr Candidat mit dem Französischen zu rechte kommen? Doch dieses wird mehr des Informators, als der Kinder, wegen verlangt, weil über Tische nichts anders gesprochen wird, als französisch. Man wird es dem deutschen Michel

*) (Rabeners Briefe herausg. v. Weiße S. 263 f.)

vergeben, wenn er dafür nur weiße Wäsche und eine gestittete Perücke hat. Ich glaube, dieses beides versteht man unter der sittlichen Lehrart, so, wie die beliebte Lehrart ihre eigene Erklärung bekommen hat.

Lassen Sie Sich, mein lieber Gellert, die Beschleunigung der Sache angelegen seyn, und antworten Sie mir bald. Wäre es nicht eine Sache für den Herrn F*** der schon hier ist, und den ich nicht wohnen weiß? Leben Sie wohl.

Rabener.

132. *)

An J. F. Freiherrn v. Cronegk.

L. d. 11. May 1757.

Liebster Cronegk,

Ich beklage mit Ihnen den Verlust Ihrer theuersten Mutter und verehere das Andenken derselben zeit lebens. Sind Sie ihr Ihr Herz und alles schuldig, was sie glücklich und schätzbar macht, so bin ich ihr einen meiner besten Freunde, meiner geistreichsten Freunde, schuldig. Gott habe sie selig! und er hat sie selig. Immer opfern Sie ihr die dankbarsten Thränen. Es ist Liebe und Pflicht. Aber sie mäßigen, diese Thränen, diese schmerzhaften Empfindungen, ist auch Liebe und Pflicht. Trost genug für Sie, daß sie werth war, zu sterben, und daß Sie werth sind, den Kummer Ihres rechtschaffenen Vaters zu lindern, und durch Ihre Sorgfalt sein Leben zu erleichtern. — Daß Sie den Codrus nach Berlin geschickt haben, ist mir sehr lieb.

*) (Aus dem Heyerschen Nachlaß. In der Sammlung von 1774 (Nr. 7) verhärtet und verändert.)

Vielleicht sind diese Herren so dankbar und beurtheilen ihn bescheiden, wenn sie ihn nicht krönen. Ich bin in der That zu ungeschickt dazu; denn ich liebe Sie, und was von Ihnen kommt, zu sehr. — Meine vermischten Schriften gefallen Ihnen; und warum? Sie lieben mich, Sie haben eine günstige Meynung von mir, die Sie zum Beyfalle zubereitet, ehe Sie mich noch lesen, und Sie vielleicht verführt, indem Sie mich lesen. Dennoch mag und kann ich Ihr Lob nicht entbehren; ja ich freue mich auf das, das Sie meinen Liedern erthellen werden, mit einer herzlichen Sehnsucht. Kunmehr werden Sie dieses Werk wohl erhalten haben. — Unsere igeige Messe ist sehr unfruchtbar; vielleicht zum Glücke des guten Geschmacks. Was macht der Kleine Herr Hirsch? Grüßen Sie beyde freundschaftlich von mir, nebst Herr Ugen. — Der Ueberbringer dieses Briefes, Hr. Volkmann (aus Hamburg), der einige Zeit hier studiret und mich gehöret hat, ein wahrer Mann, ist sehr begierig Sie kennen zu lernen, und Ihre Gewogenheit zu verdienen. Geben Sie ihm Gelegenheit dazu, wenn ich bitten darf, und schenken Sie mir ferner alle die Liebe, mit der Sie mich zeither belohnt haben. Ich bin ewig

Ihr ergebenster

Gellert.

123. (20.)

Moriz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 30. May 1757.

Mein liebster Professor,

Ich bin Ihr großer Schuldner. Auf zween Briefe bin ich Ihnen die Antwort schuldig. Werden Sie mir verzeihen, oder

vielmehr, werde ich mir selbst verzeihen? Doch jetzt will ich mich bloß mit dem Vergnügen beschäftigen, das mir Ihre Briefe verursacht haben, mit der Dankbarkeit, die ich darüber empfinde, und mit der unaussprechlichen Freude, die mir jede Bekräftigung Ihrer Liebe und Freundschaft erwecket. Ihre Oden und Lieder habe ich gelesen und bewundert. Sie sind überhaupt schön, aber einige darunter sind vortrefflich. Möchte ich Ihnen doch alle die Empfindungen ausdrücken können, die ich diesem Werke schuldig bin!

Werden Sie mir Tramer's kleine Schriften und alle andern neuen deutschen Bücher bald schicken? Sie können sich das Vergnügen nicht vorstellen, das mir jedes deutsche Buch in Paris verursacht. Es ist ohngefähr wie das Vergnügen, das man über die Ankunft eines seiner Landsleute empfindet, und Ihre Schriften unterscheiden sich bey mir von den allgemeinen Empfindungen, welche gute deutsche Schriften in mir erwecken, wie sich ein Freund von einem bloßen Landsmanne unterscheidet. Paris ist nicht fruchtbarer an guten Schriften, als Sachsen mitten unter der Last und dem Schrecken des Krieges. Man wird in einigen Tagen eine neue Tragödie aufführen, Iphigenio en Tauride, eine Handlung, zu der Racine schon den Plan entworfen hatte. Ich habe vor einigen Tagen von ungefähr mit dem Verfasser des Cleveland gegessen. Es ist ein angenehmer Mann, der nicht den Fehler der meisten vermeynten wichtigen Köpfe hat, die stets reden und niemals zuhören. Der französische Witze muß viel von seinem Glanze seit einiger Zeit verloren haben; denn nach einer wahrhaft lebenswürdigen Frau ist nichts seltner, als ein wichtiger Kopf, der nicht durch sein vieles Reden entweder beschwerlich, oder durch sein wichtig stolzes Stillschweigen unlieblich wäre. Der Geist der Philosophie, so nennt man die Trockenheit und Armuth des Verstandes, hat fast alle Anmuth und Leichtigkeit aus den Gesellschaften vertrieben. Ein

jeder will ißt untersuchen, erforschen, und die Quellen und die geheimsten Triebfedern von allem entdecken. Die Meynung, diese Königin der Welt, ist es insbesondere in dieser Stadt.

Wann werde ich Sie wieder sehn? Möchte es doch eher geschehn, als ich es hoffe und vermuthen darf. Werden Sie mir bald wieder schreiben? Verdien ich auch nach einer so späten Antwort Ihre fernere Güte? Aber wer sieht bey seinen Wünschen auf sein Verdienst zurück? Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

134. (40.)

Derselbe an denselben.

Paris, d. 4. Jul. 1757.

Liebster Professor,

Ich muß Ihnen doch billig eine Nachricht von dem Erfolge des neuen Stückes geben, von dem ich in meinem letzten Briefe geredet habe. Iphigenie in Lauris hat den größten Beyfall erhalten, den nur immer ein Stück erhalten kann. Am Ende der ersten Vorstellung war das Parterre so entzückt, daß es mit Ungeßüm den Autor zu sehen verlangte; und der gute Mann ist nicht mit Einemmale weggekommen. Bey der zwothen hat er ein ähnliches Schicksal gehabt; ein Fall, der sich noch niemals zugetragen. Ich wünschte, daß Sie dieses Stück sehen könnten. Sobald es gedruckt seyn wird, welches aber noch nicht sobald geschehen wird, werde ich es Ihnen schicken. Ich kenne den Autor. Er ist ein junger Mann von sieben und zwanzig Jahren, ein Freund der Frau von Craffigny, und sehr still und bescheiden. Die Scene der Freundschaft zwischen Drestes und

Pilades, die Erkenntlichkeit zwischen dem ersten und seiner Schwester, und die Entwicklung oder vielmehr die Catastrophe sind Meisterstücke. Ich möchte Ihnen gern einige Stellen anführen, wenn ich nicht befürchtete, meinen Brief zu sehr zu verlängern. Eine kann ich doch unmöglich vorbelassen, die als ein Exempel des Erhabnen dienen kann. Pilades ist von Iphigenien zum Opfer erwählt worden, und Drestes soll abreißen, weil sie lieber den Drestes retten will, als den Pilades. Drestes, dem seine Vorwürfe, womit ihn die Götter bestrafen, das Leben selbst beschwerlich machten, wendet alles an, seinen Freund zu bewegen, ihn an seiner Stelle sterben zu lassen. Da sich dieser gar nicht ergeben will, so spricht Drestes: „Ich will der Priesterinn „erzählen, wer ich bin, und wen ich umgebracht habe, ich will „sie zwingen, mich aus Pflicht aufzuopfern. Sollte sie aber alles „das nicht bewegen: nun gut, so magst du sterben; aber ich opfere „mich selbst meiner Wuth auf;“ und dann sagt er, indem er auf seine Hände sieht:

Si cette main balance, o terre entrouvre toi,
Et vous, qui m'entendez, o cieux, écrasez moi!

Ist dieser Gedanke nicht erhaben? Auch that er eine schreckliche Wirkung. Ich kenne kein Stück, das mehr Schrecken und Mitleid erweckt als dieses. Sie können leicht denken, daß keine Liebe darinnen ist, und dennoch interessirt es vom Anfange bis zum Ende, und immer mehr, je näher man dem Ende kömmt. Doch genug von dem Stücke. — Wann werden Sie mir doch alle neue deutsche Bücher schicken? Scheuen Sie keine Kosten für mich. Kann man sein Vergnügen wohl zu theuer bezahlen? — Vom Kriege? Nichts vom Kriege, liebster Professor. Der Himmel gebe uns bald glücklichere Zeiten! Leben Sie wohl.

Brühl.

185. (182.)

[An den Commissionrath Wagner. *)]

Bonau, d. 4. Sept. 1757.

Siebster **,

Länger kann ich nicht ausstehen, ohne zu wissen, wie Sie leben. Die letzte Nachricht, die mir 2** von Ihnen gegeben hat, ist traurig; aber eben deswegen glaube ich sie nicht, oder mag sie doch nicht eher glauben, bis ich sie von Ihnen selbst erfahren habe. Freylich werden Sie noch nicht ganz gesund seyn; aber bettlägerig, das fürchte ich auch nicht. Rein, wenigstens nicht schlechter, als da sie ins Bad giengen. Dieses ist ungefähr mein Zustand, und ich hoffe, es soll der Ihrige seyn, wenn ich nicht alles hoffen darf, was ich Ihnen wünsche. Schreiben Sie mir also bald; denn mein Exilium wird mir, entfernt von meinen Freunden, alle Lage unerträglich, und ich senkze schon nach der Stadt, die ich vor sechs Wochen nicht ungeru verließ. So widersprechend sind die Wünsche des Hypochondristen! Es fehlet mir hier auf dem Lande nichts, als daß ich nicht in meiner Ordnung, sondern vielmehr ein unnützes Geschöpf für die Welt bin. Ich bin müßig, ohne es seyn zu wollen, und lesen, denke ich, ist nicht viel besser als Müßiggang. Endlich wer kann lesen, wenn man alle Stunden mit neuen Nachrichten, falschen und wahren, erschreckt wird? Schreiben — ja auch das darf man nicht, denn wer kann schreiben, ohne zu klagen?

Sive pium vis hoc, sive hoc muliebri vocari;

Confiteor misero molle cor esse mihi.

Ich liebe Sie und bin Ihr ergebenster

G.

*) (Damals in Leipzig; kam 1764 als Geh. Cammerath nach Dresden, wo er später Geh. Finanzrath und Geh. Rath wurde.)

136. (183.)

A n d e n s e i l b e n .

Bonau, d. 21. Sept. 1757.

Wenn der Mann, dachte ich, da ich Ihren letzten Brief las, seine Beredsamkeit bey dir gelernt hätte, das wäre ein großer Lobspruch für dich; aber wenn du sein gutes Herz gebildet hättest, das wäre ein unendlich größerer. Er wünschet nicht ängstlich, gesund zu seyn, sondern nur die Krankheit mit einem christlichen Anstande und einem verständigen Muth zu tragen. Bist du auch stets so gut gefinnt? Er klaget in einem langen Briefe gar nicht, oder doch sehr verschämt; und sein Kummer ist nicht die Schwachheit seines Körpers, sondern die Mattigkeit des Geistes, den er immer zur Tugend der Gelassenheit angestrenget wissen will. Wenn er auch darinne fehlet, daß er das Uebergewichte der Geduld und des Muthes in seinen Zufällen stets lebhaft fühlen will: so ist es doch immer der Fehler eines sehr guten Herzens; mit dem er dich beschämet, indem er sich selber beschämen will. So ungefähr dachte ich, mein lieber **, als ich Ihren lieben, guten Brief las. Ich wünschte Ihnen Gesundheit, Heiterkeit des Geistes, und tausend kleine Gelegenheiten Gutes zu thun, weil Sie die größern izt nicht ergreifen können. Was kann ich Ihnen heute, da ich dieses schreibe, anders wünschen? Und was ist mein Wunsch mehr, als eine natürliche Dankbarkeit für alle die Liebe, die Sie für mich haben, und seit so vielen Jahren für mich gehabt haben? Wirklich ist das mein eigenthümliches Glück, daß so viele rechtschaffne Leute, um die ich mich nie verdient gemacht, meine Freunde sind, aber in gewissen Stunden ist eben dieses Glück für mich die größte Demüthigung; denn soll ich wohl glauben, daß ichs vor Andern verdiene, oder genug verdiene? Daß ich kein ganz mittelmäßiger Autor bin, o das gebe ich gern zu, wenn mirs die Welt vor-

Gellert V.

16

saget; aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde halten, lieber * *, o da macht mein Herz tausend Einwürfe, die aller Beyfall nicht widerlegen kann. „Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der Wille!“

Für Ihre politischen Kenigkheiten danke ich Ihnen nicht wenig. Ich habe in vierzig Jahren nicht so viel Zeitungen gelesen, als seit vier Wochen; und es ist mir etwas geringes, in die Schenke nach Weinweh zu gehn, und da zu warten, bis die Post ankömmt. Wähte doch der Tag der öffentlichen Ruhe und das Ende meines müßigen Erils nicht mehr fern seyn! Wie freue ich mich, Sie bald umarmen zu können! — Leben Sie wohl. G.

137. (184.)

U n d e n s e l b e n .

Bonau, d. 1. Nov. 1757.

An Sie kann ich wieder schreiben? *) O Gott, der Allmächtige, sey ewig gelobet, der mir das Leben von neuem geschenkt hat! Ich umarme Sie, theuerster Freund, mit zitternden freudigen Händen, mit Thränen, mit brüderlicher Liebe. Freuen Sie sich mit mir; und danken Sie Gott mit mir; und nehmen Sie auch den Dank von mir an, den Sie durch Ihren Besuch in meiner Krankheit auf zeitliches mir abverdienen haben. Gott segne Sie und Ihr Haus, und lasse mich bald einen Zeugen Ihrer Zufriedenheit seyn! — Genug für dießmal! Grüßen Sie meinen liebsten Heinen und Hehern und vorher Ihre beste Frau. Ich bin ewig Ihr G.

*) Es waren die ersten Zeilen, die er nach seiner harten Krankheit in Bonau wieder schreiben konnte. D. Herausgeber v. 1774.

Bonau, d. 2. Nov. 1757.

Liebster Bruder,

Endlich kann ich Euch meine Besserung eigenhändig melden, meine Genesung von einer sehr schweren Krankheit. Wie groß ist dieses Glück, und wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir gethan hat! Lasset Eure Freude Dank mit mir seyn und empfanget zugleich von mir, lieber Bruder! für all Euer Mittheiden und Eure Sorgfalt den brüderlichsten Dank. Saget ihn zugleich allen meinen Freunden. Meinem liebevollen Wirthinn und ihrem Gemahle bin ich tausendfache Verbindlichkeit schuldig, so wie ich ihnen tausendfache Sorge und Beschwörung gemacht habe. An einem fremden Orte habe ich nichts gefunden, was sich ein Kranker von Großmuth und Mittheiden wünschen kann, und ich wüßte keinen Ort nach Leipzig, wenn ich einen zu meiner Krankheit hätte wählen sollen, als eben Bonau; wo ich nach Gottes Willen habe krank werden müssen. Nun ist es mein Wunsch, nach Leipzig zurück zu kehren; aber meine Kräfte sind dazu noch zu schwach. Das ganze Sehtwitzische Haus grüßet Euch. Lebet wohl, lieber Bruder! Meldet unsrer Mutter meine Besserung. Ausgegangen bin ich noch nicht, und mein Kopf ist sehr schwach.

G.

*) (Gellerts Familienbriefe. — Vermuthlich an den Oberpostcommissar zu Leipzig.)

139. (185.)

[An den Commissionsrath Wagner.]

Bonau, d. 15. Nov. 1757.

Wie bekümmert sind Sie nicht um meine Gesundheit und Ruhe, und wie ängstlich werde ich, daß ich nicht eben so dankbar seyn kann, als Sie besorgt und liebevoll gegen mich sind! Ihr ganzer langer vortrefflicher Brief vom 11. November ist die Geschichte Ihrer freundschaftlichen Empfindungen gegen mich und die Fortsetzung Ihres Besuchs in meiner Krankheit. So wie mich Ihr Besuch gestärkt hat, so stärkt mich dieser Brief. Gott, was wäre das Leben der Menschen, ohne den Trost der Freundschaft; und wie viel würde mir bey meiner Zurückkunft nach Leipzig fehlen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr rechliches und großes Herz mit aller seiner Liebe und seinem Werthe auf mich wartete! Ich höre Sie noch vor meinem Bette reden (denn sehen konnte Sie mein mattes Auge wenig), und fühle noch den sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses, den ich damals für den letzten mich einsegnenden Kuß hielt. Und eben Sie, liebster **, den ich mehr zu sehen nicht hoffte, dessen Stimme ich zum letztenmale gehöret zu haben glaubte, soll ich bald, von neuem in das Leben gerufen, in Leipzig sehen, brüderlich umarmen, und über den Namen Freund, noch den Namen Svatter von Ihnen hören? Ich starb, und siehe, ich lebe noch. O sey nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes! So rede ich mich oft an, um Freude und Dankbarkeit in meinem Herzen zu erwecken und zu erhalten. Wodurch soll ich doch meines neuen Lebens würdig werden, gnädiger und allmächtiger Vater? — — Dadurch, daß ich noch besser sterben lerne. Ja, liebster Freund, Sie haben Recht; nicht sowohl die Hand meines geschickten Arztes, als der Wunsch und das Gebet meiner

Freunde, haben mir das Leben wieder gegeben; denn ich weiß, daß meine besten Freunde, Freunde Gottes sind. Welche Glückseligkeit für mich und welcher Ruhm für meine Freunde, und besonders für Sie, theuerster **! Ich mache Ihnen keinen Lobspruch; aber ich kann auch meine Empfindungen, um den Verdacht des Lobes zu vermeiden, nicht zur Hälfte nur ausdrücken. — Sie böten mir gern einen Wagen und Freunde, die mich abholen sollten, an, wenn Sie meiner Gesundheit trauen könnten? Und ich würde dieses Anerbieten, als einen Ruf der Pflicht zurück zu kommen, ansehen und ergreifen, wenn ich selbst ihr trauen könnte. In der That sammeln sich meine Kräfte. Wird die Bitterung günstig, billigt es Springsfeld und Heine, läßt es meine besorgte gnädige Wirthinn zu: so hoffe ich mit Gott bald bey Ihnen zu seyn. Möchte doch die allgemeine Ruhe, nach der wir seufzen, deren Verlust wir in dieser Gegend nur gar zu sehr empfunden haben, vor mir hergehen! Seit sechs Wochen, o da habe ich viel erfahren! Vielleicht bitte ich Sie bald um einen Wagen; denn ich fürchte hier den Mangel der Pferde, und möchte doch gern vor der Niederkunft Ihrer lieben Christiane bey Ihnen seyn; sie segne nun Ihr Haus durch eine Tochter, oder einen Sohn. Wünschen Sie ihr in meinem Namen Gesundheit und den Heldenmuth einer Gebährerin, die da weiß, daß sie Unsterbliche zeugt, für die Welt und den Himmel zugleich. — Die gnädige Frau und ihr Gemahl versichern Sie, liebster **, aller Hochachtung und Ergebenheit, nebst Ihrem ganzen Hause. Ich aber bin zeitlebens der Ihrige

G.

140. (41.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

Bonau, bey Weiffenfels, d. 18. Nov. 1757.

Liebster Graf,

Lassen Sie sich mein Schicksal klagen. Seit dem achtzehnten Julius bin ich außerhalb Leipzig. Erst gieng ich wegen einer Schlaflosigkeit und großen Trägheit des Geistes mit dem guten B[agner] ins Lauchstädter Bad. Die erste verlor sich, aber ach! die andere nicht. Nach drey Wochen verließ ich das traurige Bad, und suchte meine Zuflucht in Bonau, um da vom Bade auszuruhen, und nach etlichen Wochen wieder in mein einsames schwarzes Bret zurück zu kehren; aber diese etlichen Wochen sind nun bis auf funfzehn gestiegen. Anfangs verwehrete mich die Furcht vor den öffentlichen Unruhen den Rückweg von einem Tage zum andern, und meine Freunde in Leipzig hießen mich auf dem Lande bleiben. Endlich kam eine noch dringendere traurige Ursache, deren ich mich, so sehr bin ich Mensch, am wenigsten versehen hatte. Ich war in Gedanken nichts als Rückreise, ich schrieb schon um einen Wagen, und achtete der drohenden Unruhen nicht weiter, als ich den vierten October in Weinerweh von einem plötzlichen sanften Schauer überfallen wurde, dem mir unkenntlichen Vorboten einer gewaltfamen Krankheit. Ich aß noch mit Hunger an diesem Abende; aber kaum wat ich nach Bonau und in mein Bette: so kam Hitze, unetraglicher Kopfschmerz, und von der Stunde an eine recht tödtliche Hinfälligkeit. Hier lag ich bis an den dritten Tag ohne Arzt; denn ihm (Dr. Springsfelden aus Weiffenfels) war der Weg zu mir durch den Krieg verschlossen. Aber Gott, der gütige Vater, wollte mich erhalten. Der Doctor, der, vier und zwanzig Stunden später, vielleicht ohne Hülfe gekommen wäre, kam noch an

dem Tode, da die Ader geöffnet werden durfte. Ehe er ankam, war schon ein Barbier aus Raumburg, nicht für mich, nein, seit vielen Tagen von dem Kammerherrn von Z[edtwitz] auf einen Tag, wenn er wollte, verschrieben, zugegen. Glücklicher Umstand! Warum fiel es diesem Manne nicht ein, eher oder später zu kommen? Der Doctor konnte also das einzige, obgleich gefährliche Hülfsmittel, die Oeffnung einer Ader ohne Zeitverlust ergreifen, um einer tobenden Pleuresie zu wehren. Das Blut bewies ihm die Gewißheit der vermutheten Krankheit; ein schreckliches harziges Blut! Dieses geschah den siebenten October. Allein den 9. d. M. (oder den fünften Tag der Krankheit) ward ich so krank, daß ich mich meines Lebens begab, und mir noch in der Nacht das heilige Abendmahl reichen ließ. O liebster Moritz, was ist der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher bebender Schritt! Welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungen des Todes bey gesunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion, gleich einem Engel vom Himmel, stärkt? Ich dachte zu sterben, und siehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes. Wie werde ich dieses neugeschenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern; und wenn es noch so lange dauerte, wie bald wird es gleich dem vorigen verschwunden seyn! —

In eben dem gedachten Tage minderte sich Nachmittags die Krankheit, und ich genoß ein unverhofftes Vergnügen, das für meine Empfindungen fast zu stark war. B[agner], Dr. F[eine] und F[eyer] besuchten mich, und brachten auch Springfelsden mit aus Weiffensfels. Ich hörte diese Freunde mehr, als daß ich sie genau sehen konnte, und fühlte mich durch das Erquickende der Freundschaft so gestärkt, daß ich seit fünf Tagen das erstemal einen Bissen Brodt forderte. Auch dieser Besuch meiner Freunde war eine göttliche Wohlthat. Des Tages vor-

her war schon mein lieber Famulus angekommen, der mir sehr gebietet. Nach wenig Tagen sahe ich auch Ihren würdigen Nachfolger, den Herrn von Bosen, der sich mitten durch die Husaren zu mir gebränget hatte. Ich stand bey Dr. S[eines] Ankunft in den traurigen Gedanken, daß mir der Aderlaß schädlich gewesen; und zum Glücke war noch das Blut aufbehalten worden. Er sah es, erschrock, umarmte Springsfelden vor Freunden, und versicherte mich, daß ich ohne die Deffnung der Ader schwerlich würde haben leben können. Preisen Sie die gütige Vorsehung mit mir, liebster Moriz, der wir alles schuldig sind. Ich habe aus den Händen meiner gnädigen Wirthinn und Bersorgerinn alles erhalten, was ein Kranker wünschen kann; alles ist für mich Mitleiden und Hülfe gewesen. Gott, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest! — Ich übergehe die übrigen Tage der Krankheit, damit ich nicht ein medicinisches Verzeichniß statt eines Briefs aufsetze. Genug, liebster Graf, ich bin in der siebenten Woche nach der Krankheit so weit hergestellt, daß ich diesen langen Brief schreiben können: und wenn uns Gott Friede schenkte, hoffe ich bald in Leipzig zu seyn. Möchte Sie doch dieser Brief gesund und vollkommen zufrieden antreffen, und Ihnen Thränen der Freude abnöthigen! Möchte er mir doch bald eine Antwort von meinem so schätzbaren Freunde zuwege bringen! Gott beglücke Sie, theuerster Moriz, und bewahre Ihre Tugend, und gebe Ihnen langes Leben und allenthalben redliche Freunde, so wie mir. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin ewig der Ihrige,

G.

141.

Bonau, d. 1. Dec. 1757.

Liebe Schwester,

Euer Brief ist mir herzlich angenehm und eine unvermuthete Beruhigung auf etliche Stunden gewesen, die für mich sehr traurig waren. Er hat mich noch in Bonau gefunden, und es scheint, daß ich an diesem Orte meinen Winter werde zubringen müssen, wenn mir Gott das Leben fristet. In Bonau also und nicht in Leipzig? Ja, denn meine Freunde und meine Geschäfte rufen mich nicht nach der Stadt, die ich nunmehr zwanzig Wochen nicht gesehen habe. Welch Schicksal! Doch ich werde es auch in Geduld überstehen können. Leiden nicht tausend wackere Leute bey den gegenwärtigen Unruhen noch mehr, als ich? Ist es nicht genug, daß mir Gott das Leben und die verlorenen Kräfte wieder geschenkt hat? Also muß ich zufrieden seyn, und mir an den Umständen, die da sind, gnügen lassen, und das Beste hoffen. — Meine Verrichtungen haben zeitther meistens im Brieffschreiben bestanden. Lesen über eine Stunde auf einmal kann ich nicht wohl. Mein Kopf gleicht oft meinem Magen, was er fast oder ließt, beschweret ihn bald. Die Einsamkeit würde noch sehr erträglich werden, wenn ich wegen der Jahreszeit mehr in das Freye gehen könnte; denn gehen kann ich besser als sitzen, und mein erster Ausgang ist in die Kirche nach Weisneweh gewesen. In Bonau sieht man mich gern, Herr und Frau von Zedtwitz erzeugen mir alle Freundschaft; aber ich habe doch zu wenig lebendigen Umgang. Von Beiden habe ich an die liebe Mama und an Euch alle viele Empfehlungen. Also ist die gute Mutter zu eben der Zeit krank gewesen, da ich es war; und Gott hat ihr auch wieder geholfen. Möchte ich doch dankbar genug seyn können! Grüßet sie kindlich von mir und danket ihr für all ihr mütterliches Mitleiden und Gebet. Gott

stärkte sie in dem angetretenen acht und siebenzigsten Jahre ihres Lebens mit neuen Kräften, und an dem Ende ihrer Laufbahn mit neuem Muthe! Ich danke Euch herzlich für alles, was Ihr meinethwegen gefühlet habt, und für alle Eure Gebete um meine Erhaltung. — — Meine ehemalige Flucht nach Eisenberg ist mit Ursache an meiner Krankheit gewesen. Ich wohnte bey einem Schmidt in einer neu geweißeten Stube. Neben mir waren ein Paar alte Jungfern, die meine Schriften gelesen hatten, und die mir tausend Gefälligkeiten erwiesen. Der Hofmeister, den ich hierher empfohlen habe, hat mir in meiner Krankheit sehr viel zu liebe gethan und nebst meinem Famulo viele Nächte bey mir gewacht. Der Commissionrath Wagner aus Leipzig hat viel, sehr viel zu meiner Erquickung beygetragen. Gott vergelte es ihm. Er ist ehemals mein Zuhörer gewesen. Lebt wohl mit allen den Unsrigen und grüßt sie alle herzlich.

G.

 148. (63.)^o

Bonau, d. 5. Dec. 1757.

Lieber Herr von Bosc,

Indem ich nur etliche Zeilen von Ihnen hoffe und wünsche, erfreuen Sie mich mit einem langen Briefe, aus dem Innersten Ihres Herzens geschrieben, und deswegen für mich so schön, und für mein Vergnügen viel zu kurz. In der That verdiene ich Ihre Liebe; aber so groß, als sie ist, habe ich sie doch nicht verblenet; und dennoch nehme ich sie an, als ob sie mir gehörte, und als ob ich sicher wüßte, daß ich sie zeitlebens würde behaupten.

^o) (Vervollständigt aus einer im Heberschen Nachlaß befindlichen Abschrift des Originals.)

ten können. Fahren Sie fort, mir dieselbe in meiner Abwesenheit durch Briefe genießen zu lassen, ich bitte Sie darum. Aber auf Unkosten Ihres Fleißes will ich keine Briefe haben. Ich bin mit wenigen Zellen und mit den Augenblicken zufrieden, die Ihnen Ihre Bücher und der Umgang noch frey lassen. Mir ist mehr Zeit übrig, so kann ich auch mehr und öfter an Sie schreiben. Ja, jede Stunde, die Sie bey dem Commissionrath Wagner zubringen, soll mit einem Brief gelten. Eben dieses, daß Sie die Freundschaft dieses Mannes schätzen, vermehrt mein Vergnügen und Ihr Verdienst, und sein Umgang ist für Sie, so gesetzt Sie auch sind, und für mich, so alt ich auch bin, immer eine Schule, und eine desto nützlichere, je angenehmer sie ist. Sie wollen auf Ostern von mir ziehen! Ja, von Herzen gern. Suchen Sie sich eine bequeme Wohnung aus, wo Sie wollen. Jedes Haus wird für Sie mein Haus seyn, so sicher macht mich Ihr Herz und Ihr Fleiß und Ihr Umgang mit den rechtschaffesten Leuten. Sie werden nichts verlieren, denn sonst ließ ich Sie nicht ausziehen, und ich werde gewinnen, weil ich Sie öfter suchen und sehn werde, so bald ich weiß, daß ich Sie nicht um mich habe. Der Fürstin will ich Ihren Entschluß bey Gelegenheit melden und ihn zu dem meinigen machen. Wenn sie, wie ich denkt, so giebt sie Ihnen Ihre Einwilligung mit einem geheimen Vergnügen.

Wie bald ich nach Leipzig kommen werde, mein lieber Bosc, dieses steht auf gewisse Weise nicht mehr bey mir. Ich habe es, mich zu beruhigen, dem Rathe und dem Rufe meiner Freunde überlassen. Es ist wahr, ich lebe, weil ich mich nicht genug beschäftigen kann, zu einsam; allein genug, daß ich an einem Orte lebe, wo man mich gern sieht, und wo mich mein Schicksal hingeführt hat. Um nicht ganz unnütze zu leben, und einigermaßen dankbar zu seyn, unterrichte ich jetzt täglich die beiden jungen Bedtwege, eine Arbeit, die, wenn ich ein stolzerer Gelehrter

wäre, mir sehr geringe vorkommen würde, und die mich doch, wenn ich an den Augen denke, beruhiget. Ist man im vierzigsten Jahre wohl zu alt, um sich mit seiner Weisheit bis in das zehnte und eilfte Jahr herab zu lassen, und den Saamen derselben in die Herzen der Kinder zu streuen? Gesezt, die Umstände unsrer Akademie sollten schlechter werden als ich fürchte: so würde ich mich keinen Augenblick schämen, einen Hofmeister abzugeben. Besser ein arbeitsamer Informator, als ein müßiger Professor! Und wer kann immer Bücher schreiben? Ich am wenigsten; und die ausgestandne Krankheit hat mich auf lange Zeit zum nachsinnenden Sigen unfähig gemacht. — Leben Sie wohl, meine Schüler kommen. Ich liebe Sie, und bin zeitlebens Ihr Freund und Diener,

S.

143. (42.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Paris, d. 16. Dec. 1757.

Liebster Professor,

Ich habe zween Briefe von Ihnen. Den ersten hat mir Herr S^o nebst den Büchern, die Sie ihm für mich mitgegeben, einige Zeit nach meiner Zurückkunft aus Holland, zugestellt. Ich danke Ihnen unendlich dafür. Aber wie groß ist nicht meine Verbindlichkeit für Ihren letzten Brief! O wenn Sie mich ihn hätten lesen sehn! Welche Unruhe bey den ersten Zeilen, und welche unbeschreibliche Zufriedenheit bey den letztern! Welche Glückseligkeit für mich bey der Entwicklung dieser rührenden Scene! Niemals habe ich deutlicher wahrgenommen, wie viel

unsrer Empfindung durch eine große Bewegung unsrer Seele ge-
 wohnt. Ich wußte es, daß ich Sie liebte. Ich fühlte mein
 Glück. Aber niemals habe ich es so lebhaft, als beym Schlusse
 Ihres Briefes, empfunden. Gott! in welcher Gefahr haben Sie
 sich nicht befunden, und wie glücklich sind Sie ihr nicht entgan-
 gen! Ich habe es meiner Entfernung von Ihnen zu danken,
 daß eine Begebenheit sich für mich in das größte Vergnügen
 verwandelt hat, die außerdem, wenigstens verschiedne Tage über,
 die größte Qual für mich würde gewesen seyn. Sie sind also
 völlig wiederum hergestellt? Darf ich noch daran zweifeln, nach-
 dem Sie mir einen so langen entzückenden Brief geschrieben?
 Also hätte ich bald meinen würdigen Freund verloren? Ich
 zittere, wenn ich daran denke. Tausend glückliche Zufälle haben
 ihn der augenscheinlichsten Gefahr entrißen. O Borschung,
 welche neue Wohlthat! Erhalte ihn fernerhin zum Nutzen der
 Welt und zum Glücke seiner Freunde! Diese überstandene Krank-
 heit, liebster Professor, wird ein neuer Zuwachs für Ihre Ge-
 sundheit seyn. Bis zum neunten October habe ich bey Lesung
 Ihres Briefes nicht wenig gekittet. Aber sobald nur der einmal
 vorbey war, so wuchs meine Hoffnung und meine Freude. Ich
 habe das Vergnügen Ihrer Besserung vollkommen mit Ihnen
 getheilt. Ich sehe ich Ihr Bette, umringt von Ihren Freunden,
 und mich mitten unter Ihnen. Ihre Sprache ist zu schwach,
 sich mit uns zu unterhalten. Ihr Auge ersetzt ihre Stelle und
 zeigt uns zugleich die überwundene Gewalt der Krankheit. Ich
 war in allen diesen Augenblicken bey Ihnen, und indem ich dies
 schreiben, scheint mir Paris und Leipzig fast nur Eine Stadt
 zu seyn. — Ihr Wunsch ist erfüllet worden. Ihr Brief hat
 mich gesund angetroffen, und mir Freudenthränen abgenöthigt.
 Der Himmel gebe, daß ich niemals andere für Sie, liebster
 Freund, vergessen darf! — Hier ist also die Antwort, die Sie
 erwarten. Möchte Sie Ihnen doch nur den geringsten Theil von

den Empfindungen der Freundschaft und Zärtlichkeit ablassen können, mit denen mein Herz gegen Sie angefüllt ist. Wir sind jetzt am Ende dieses Jahres, eines merkwürdigen Jahres voll schrecklicher Begebenheiten. Ich weiß die Schicksale des künftigen nicht, aber so viel weiß ich gewiß, daß ich Sie unendlich liebe, und daß weder Zeit noch Umstände hierinne die geringste Macht über mich haben. Sie wissen, es kann kein Glück auf der Welt seyn, das ich Ihnen nicht wünschte, so wie es keins giebt, das Sie nicht verdienen. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

111. (186.)

[An den Commissionsrath Börgers.]

Bonau, d. 21. Dec. 1757.

So wenig Ihre Briefe an mich in dem bescheidenen Verstande, den Sie angeben, Ihr Beruf sind; so sehr sind sie es aus einer andern Ursache, weil sie mich ergözen und erbauen. Ich habe Ihre ganze feyerliche Morgenbetrachtung auf mich anwenden können, und ich werde sie mir noch mehr als einmal vorlesen, wenn sich mein Herz weigert, den Lob lebhaft zu denken, das erst fürchterliche und dann heilsame Bild. Die erste Seite Ihres Briefs war traurig für mich. Ein sanftes Herz, das Herz meines Freundes; und gegen dasselbe harte, rauhe, demüthigende Begegnungen! Ich las voll Mitleiden und Widerwillen fort. Nun, dachte ich auf der dritten Seite, der Mann, wenn er gleich leidet, und nach deinen Gedanken nicht leiden sollte, ist doch in der Seele glücklich und weit größer als die, die ihn erniedrigen. Ich kam auf Ihre Verse, den Schluß Ihres Briefs:

Er thut, was er gedacht — wird der, der er will seyn,
Und wie ein Frommer stirbt, so festlich schläft er ein.

Selige Prophezeihung, wenn du sie erfüllst! sprach ich zu mir selbst. Ja, wenn du sie erfüllst, o wer ist glücklicher als du? Gebe es Gott, mein lieber **, daß ich diesen Gedanken lebhaft mit in das neue Jahr nehme, und um das Glück der letzten Zeile zu erlangen, den Inhalt der ersten täglich von Herzen, so schwach auch dieses Herz seyn mag, ausübe! Dieß Glück und kein anders bitte ich von Gott in dem neuen Jahre, und was ich mir bitte, bitte ich auch Ihnen; und was dieses Glück hindert, so angenehm es uns auch seyn möchte, sey ewig fern von uns! Bleiben Sie mein Beyspiel und mein Trost. Sehn Sie muthig auf dem Pfade Ihres Lebens fort; uns schützt eine allmächtige und gnädige Hand. Was sorgen wir denn?

G.

115. (82.)

An den Hofrath **.

1757.

Ich kann den Herrn Sohn nicht von unsrer Akademie gehen lassen, ohne ihm das rühmliche Zeugniß des Fleißes und der guten Sitten, das er vor vielen Andern verdienet, zu ertheilen; und ich thue dieses mit dem größten Vergnügen, und zugleich mit der strengsten Aufrichtigkeit. Sind die ersten Monate seines akademischen Lebens nicht die glücklichsten für ihn gewesen: so hat er die übrige Zeit seines hiesigen Aufenthalts desto mehr zu seinem Glücke angewandt. Ich kenne ihn genau, ich habe ihn ganze Jahre fast alle Tage gesprochen, und bin bis zur Freundschaft mit ihm umgegangen. Ich kenne seinen Verstand, sein

Herz und seine Geschicklichkeit. Alles dreyes macht ihm Ehre, und Sie können diesen würdigen Sohn nicht ohne Freude und Segen sich entgegen eilen sehen. Er ist ein guter Wirth gewesen, und hat doch die Regeln des Wohlstandes aufs genaueste beobachtet. Er hat die schönen Wissenschaften getrieben, ohne die höhern zu verabsäumen. Er hat die besten Gesellschaften besucht, und die wackersten jungen Leute zu Freunden gehabt, ohne seinem Fleiße zu schaden; und selbst sein Fleiß ist die Ursache gewesen, daß man seinen Umgang gesucht hat. Da ich gewiß weiß, daß Sie kein Mißtrauen in mein Zeugniß setzen können: so weiß ich auch gewiß, daß es Ihnen die angenehmste Nachricht seyn muß. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein Vater wäre, und ein reblicher Mann sagte mir so viel Gutes von meinem Sohne, und zwar aus Pflicht und Ueberzeugung! Ich wünsche Ihnen also zu diesem so lieben Sohne, zu seinem glücklichen Abzuge von der Akademie, zu aller der Freude, die er Ihnen und seinem Vaterlande machen wird, von Herzen Glück, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin; und so ungern ich ihn verliere, so sehr werde ich ihn stets lieben und hochschätzen.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

S.

146.

Gellert an seine Schwester.

Bonau, d. 22. Jan. 1758.

Mein Zustand ist erleiblich, und Gott gebe, daß der Curige allerselts es auch seyn und lange bleiben mag. Ich grüße die

liebe Mama und segne sie herzlich. Gott lasse es ihr auch in diesem Jahre wohlgehen. — — Der Baron Cronagt, ein Hofrath in Anspach, ein junger Herr von etlichen zwanzig Jahren, mein Zuhörer vor einigen Jahren, und mein Freund, ein treffliches, gelehrtes, geistreiches und frommes Kind, ist an den Blattern auf einer Reise nach Nürnberg gestorben; aber mit großem christlichen Heldenmuth. Sein Tod hat mich in meiner Einsamkeit viele Thränen gekostet, und mich an den meinigen erinnert, den Gott im Himmel zu seiner Stunde mir wolle selig seyn lassen, das einzige Glück des Christen. Ein Preussischer Major von Kleist, der in Leipzig steht, und ein großer Poet ist, hat auf meinen vermeynten Tod vier Verse gemacht, die ich Euch hersetzen will:

Als Dich des Todes Pfeil, o Gellert! jüngst getroffen,
Klagt' ich und weint', und sah den Himmel plötzlich offen;
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

Ich bin bey der letzten Zeile beynah in Ohnmacht gefallen. O Gott, wer wäre ich, welcher Engel wäre ich, wenn ich diesen Lobspruch verdiente! Grüßet alle meine Freunde herzlich, und lebt wohl. Ich werde, wenn ich lebe, diesen Winter in Bonau bleiben.

G.

147. (187.)

[An den Commissionsrath Wagner.]

Bonau, d. 28. Jan. 1758.

Immer klagen Sie, ich höre es gern, und ich erbaue mich aus Ihrer Traurigkeit eben sowohl, als aus Ihrer Freudigkeit.
Gellert. V. 17

Was können wir bey dem frühen Tode der Rechtschaffnen bessers thun, als daß wir an den unsrigen denken und uns mit eben dem Geiste auf ihn zubereiten, mit dem Sie ihn christlich und selig überwunden haben? Der liebe Cronegk! Gott hat ihn der Welt entnommen. Der liebe * *! Gott giebt ihm das Leben noch, und schenkt ihn mir und der Welt. Betrost, mein Freund! Wäre unsre Tugend die Ursache unsers ewigen Glücks: so müßten wir alle verzweifeln; aber wir haben ein göttliches Verdienst, das muß unsre Herzen unter dem aufrichtigen Gefühle ihrer Unwürdigkeit stillen und trösten. Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Welche Hoheit der Religion über alle Kraft der Vernunft! Ich umarme Sie brüderlich und danke Ihnen für die Thränen, die Sie mit mir über Cronegks Tod geweinet. Ich habe eine kleine Verordnung aufgesetzt, wenn ich etwa halb sterben sollte. Sie kommen einigemal darinnen vor,

— — — — —
 Der Tod! welcher unendliche Gedanke! Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Christiane und Ihren Söhnen. — Ich bin der Ihrige

G.

148.

Gellert an seine Schwester.

Bonau, d. 25. Febr. 1758.

Ihr Brief, auf den ich lange gehofft habe, ist mir bis auf die tragische Nachricht von F. sehr angenehm gewesen. Wöchte doch der betrübte Fall dieses Verstorbenen allen, insonderheit jungen Leuten, ein Schrecken gegen alle Ausschweifungen und böse

Gewohnheiten erwecken! — — Meine Gesundheit hat seit einigen Wochen vermuthlich durch die Jahreszeit gelitten. Ich schlafe wenig, und habe wenig Athem, insonderheit gegen Abend, und alsdenn, wenn ich ins Bette komme, wo ich oft aufsitzen muß, so kurz wird er. Doch Gott thue, was ihm wohlgefällt. Das Leben ist nicht mein Wunsch; aber ein seliger Tod, der sey mein täglicher Wunsch! Ich habe gestern mit der Herrschaft meine Andacht in Küstzig gehabt; und dieser feyerliche Tag, den ich mir als einen freudigen versprach, war für mein Herz ein finsterner und kalt sinniger Tag. Gott vergebe mir, wenn die Schuld zum Theil meine Schuld gewesen. G... hat G... geschrieben, daß er ihn wieder zu sich nehmen soll. Der gute Mensch! ich bedaure ihn; aber ich bedaure es noch mehr, daß ich nichts zu seinem Besten beyzutragen weis. Leipzig, das sein Glück hätte seyn sollen, ist durch seine Schuld sein Unglück, und er meine Plage gewesen. G... hat einen Stubenburschen und, welches sehr natürlich ist, keine Lust zu G... n. Wollte Gott, ich wüßte dem armen Vater zu rathen, und müßte nicht hören, daß G... sich von seinen unglücklichen Gewohnheiten noch nicht losgerissen hat! — —

Wie lange ich noch auf dem Lande bleiben werde, kann ich nicht sagen. So viel ist leider gewiß, daß mich meine Freunde nicht nach Leipzig kommen heißen. Indessen muß ich immer beynähe 70 Thlr. Hauszins und 8 Thlr. Contribution bezahlen. Doch es wird ja Rath. Ich grüße die Mama kindlich und alle meine Freunde mit tausend Glückwünschen. Lebt wohl.

G.

149. *)

A Monsieur

Monsieur Nicolai, le cadet

p. couv.

à Berlin

In der Nicolaischen Buchhandlung abzugeben.

Bonau, bey Weiffenfels, d. 8. März 1758.

Hochedler, Hochzuehrender Herr,

Ich bin seit einem halben Jahre in so schlechten Umständen gewesen, daß ich wenig Pflichten der Geselligkeit und der Freundschaft habe beobachten können. Eben in den Tagen der Bataille bey Rossbach und kaum zwei Stunden von diesem Schauplatze des Kriegs befiel mich auf dem Landgute, wo ich von dem Gebrauche des Lauchstädter Bades ausruhen wollte, unvermuthet eine tödtliche Krankheit, mit deren Folgen ich noch täglich zu streiten habe. Sie werden also in dieser späten Antwort nichts als eine Dankfagung, keine Critik sondern nur den verdienten Beyfall Ihrer Bibliothek**), mit der Sie so rühmlich fortfahren, den guten Geschmack auszubreiten, finden. In der That würde ich, der ich nie der beste Richter bin, ißt der schlechteste seyn, so dunkel sieht es in meinem Geiste aus; und überhaupt, Hochzuehrender Herr, bin ich mehr geböhren, gute Schriften zu genieffen, als ihre kleinen Fehler zu bemerken. Sie haben Freunde und Kenner, die zuverlässiger sind, als ich; dieses ist weder stolze Demuth, noch künstliche Entschulbigung. In dem zweyten Stücke des zweyten Bandes haben mir die Betrachtungen über das Erhabne und Naive, so wenig mich auch ißt Schönheiten zu rühren pflegen, außerordentlich gefallen, und ich wünschte

*) (Aus dem Original im Besiß der Weidmannschen Buchhandlung.)

**) (Die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, die Ehr. Fr. Nicolai mit Moses Mendelssohn seit 1757 herausgab.)

im Lesen, daß Sie deren Verfasser seyn möchten. — Ihr Herr Bach hat meinen geistl. Liedern Melodien gegeben und sie mir vor einigen Tagen zugeschickt. O wie kränkte ich mich, daß ich auf dem Lande Niemanden finden kann, der mir sie singt! —

Der Graf Moriz ist noch in Paris und Ihr großer Freund. Leben Sie wohl und ruhiger, als wir. Ich verharre mit aller Hochachtung und Freundschaft

Erw. Hochehrlen

gehorsamster Diener
C. F. Gellert.

Die gnädige Frau, die mir den Aufenthalt auf ihrem Landgute seit acht Monaten gönnt, ist eine verständige Leserin Ihrer Bibliothek. †

150.

A n B o r s h w a r d.

Bonau, d. 9. März 1758.

Hier ist ein kleiner Auszug meines Lebens seit drey Vierteljahren. Ich gieng in der Mitte des Julius vorigen Jahres wegen Schlaflosigkeit in das Bad nach Sauchstädt. Hier spürte ich einige Besserung, und begab mich nach drey Wochen auf ein Landgut bey Weiffensfeld, um da vom Bade auszuruhen, und an meine Verrichtungen nach Leipzig zurück zu kehren. Allein eine Hinderniß, eine traurige Nachricht über die andere, hielten mich auf, und da ich im Begriffe stand, wider den Willen meiner Freunde, nach meinem Gatheber zu eilen, ließ mich Gott ungesücht und selbst im Spaziergehen, in eine tödtliche Krankheit sinken. Im October also mitten unter dem Tumulte der Waffen, die selbst vor meinem Zimmer tobten, lag ich in den

den Empfindungen der Freundschaft und Zärtlichkeit abhülfen können, mit denen mein Herz gegen Sie angefüllt ist. Wir sind jetzt am Ende dieses Jahres, eines merkwürdigen Jahres voll schrecklicher Begebenheiten. Ich weiß die Schicksale des künftigen nicht, aber so viel weiß ich gewiß, daß ich Sie unendlich liebe, und daß weder Zeit noch Umstände hierinne die geringste Macht über mich haben. Sie wissen, es kann kein Glück auf der Welt seyn, das ich Ihnen nicht wünschte, so wie es keins giebt, das Sie nicht verdienen. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

111. (186.)

[An den Commissionsrath Wagner.]

Bonau, d. 21. Dec. 1757.

So wenig Ihre Briefe an mich in dem bescheidenen Verstande, den Sie angeben, Ihr Beruf sind; so sehr sind sie es aus einer andern Ursache, weil sie mich ergözen und erbauen. Ich habe Ihre ganze feyerliche Morgenbetrachtung auf mich anwenden können, und ich werde sie mir noch mehr als einmal vorlesen, wenn sich mein Herz weigert, den Tod lebhaft zu denken, das erst fürchterliche und dann heilsame Bild. Die erste Seite Ihres Briefs war traurig für mich. Ein sanftes Herz, das Herz meines Freundes; und gegen dasselbe harte, rauhe, demüthigende Begegnungen! Ich las voll Mitleiden und Widerwillen fort. Nun, dachte ich auf der dritten Seite, der Mann, wenn er gleich leidet, und nach deinen Gedanken nicht leiden sollte, ist doch in der Seele glücklich und weit größer als die, die ihn erniedrigen. Ich kam auf Ihre Verse, den Schluß Ihres Briefs:

Er thut, was er gedacht — wird der, der er will seyn,
 Und wie ein Frommer stirbt, so festlich schläft er ein.

Geltige Prophezeihung, wenn du sie erfüllst! sprach ich zu mir selbst. Ja, wenn du sie erfüllst, o wer ist glücklicher als du? Gebe es Gott, mein lieber **, daß ich diesen Gedanken lebhaft mit in das neue Jahr nehme, und um das Glück der letzten Zeile zu erlangen, den Inhalt der ersten täglich von Herzen, so schwach auch dieses Herz seyn mag, ausübe! Dieß Glück und kein anders bitte ich von Gott in dem neuen Jahre, und was ich mir bitte, bitte ich auch Ihnen; und was dieses Glück hinbert, so angenehm es uns auch seyn möchte, sey ewig fern von uns! Bleiben Sie mein Beyspiel und mein Trost. Sehn Sie muthig auf dem Pfade Ihres Lebens fort; uns schützt eine allmächtige und gnädige Hand. Was sorgen wir denn?

G.

145. (82.)

An den Hofrath **.

1757.

Ich kann den Herrn Sohn nicht von unsrer Akademie gehen lassen, ohne ihm das rühmliche Zeugniß des Fleißes und der guten Sitten, das er vor vielen Andern verdienet, zu ertheilen; und ich thue dieses mit dem größten Vergnügen, und zugleich mit der strengsten Aufrichtigkeit. Sind die ersten Monate seines akademischen Lebens nicht die glücklichsten für ihn gewesen: so hat er die übrige Zeit seines hiesigen Aufenthalts desto mehr zu seinem Glücke angewandt. Ich kenne ihn genau, ich habe ihn ganze Jahre fast alle Tage gesprochen, und bin bis zur Freundschaft mit ihm umgegangen. Ich kenne seinen Verstand, sein

Herz und seine Geschicklichkeit. Alles dreyes macht ihm Ehre, und Sie können diesen würdigen Sohn nicht ohne Freude und Segen sich entgegen eilen sehen. Er ist ein guter Birth gewesen, und hat doch die Regeln des Wohlstandes aufs genaueste beobachtet. Er hat die schönen Wissenschaften getrieben, ohne die höhern zu verabsäumen. Er hat die besten Gesellschaften besucht, und die wackersten jungen Leute zu Freunden gehabt, ohne seinem Fleiße zu schaden; und selbst sein Fleiß ist die Ursache gewesen, daß man seinen Umgang gesucht hat. Da ich gewiß weiß, daß Sie kein Mißtrauen in mein Zeugniß setzen können: so weiß ich auch gewiß, daß es Ihnen die angenehmste Nachricht seyn muß. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein Vater wäre, und ein reblicher Mann sagte mir so viel Gutes von meinem Sohne, und zwar aus Pflicht und Ueberzeugung! Ich wünsche Ihnen also zu diesem so lieben Sohne, zu seinem glücklichen Abzuge von der Akademie, zu aller der Freude, die er Ihnen und seinem Vaterlande machen wird, von Herzen Glück, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin; und so ungern ich ihn verliere, so sehr werde ich ihn stets lieben und hochschätzen.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

G.

146.

Gellert an seine Schwester.

Bonau, d. 22. Jan. 1758.

Mein Zustand ist erträglich, und Gott gebe, daß der Curige allersits es auch seyn und lange bleiben mag. Ich grüße die

liebe Mama und segne sie herzlich. Gott lasse es ihr auch in diesem Jahre wohlgehen. — Der Baron Cronegk, ein Hofrath in Anspach, ein junger Herr von etlichen zwanzig Jahren, mein Zuhörer vor einigen Jahren, und mein Freund, ein treffliches, gelehrtes, geistreiches und frommes Kind, ist an den Blattern auf einer Reise nach Nürnberg gestorben; aber mit großem christlichen Heldenmuth. Sein Tod hat mich in meiner Einsamkeit viele Thränen gekostet, und mich an den meinigen erinnert, den Gott im Himmel zu seiner Stunde mir wolle selig seyn lassen, das einzige Stück des Christen. Ein Preussischer Major von Kleist, der in Leipzig steht, und ein großer Poet ist, hat auf meinen vermeynten Tod vier Verse gemacht, die ich Euch hersetzen will:

Als Dich des Todes Pfeil, o Gellert! jüngst getroffen,
Klagt' ich und weint', und sah den Himmel plötzlich offen;
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

Ich bin bey der letzten Zeile beynah in Ohnmacht gefallen. O Gott, wer wäre ich, welcher Engel wäre ich, wenn ich diesen Lobspruch verdiente! Grüßet alle meine Freunde herzlich, und lebt wohl. Ich werde, wenn ich lebe, diesen Winter in Bonau bleiben.

G.

 147. (187.)

[An den Commissionrath Wagner.]

Bonau, d. 28. Jan. 1758.

Immer klagen Sie, ich höre es gern, und ich erbaue mich aus Ihrer Traurigkeit eben sowohl, als aus Ihrer Freudigkeit.

Gellert. V.

17

Was können wir bey dem frühen Tode der Rechtschaffnen bessers thun, als daß wir an den unstrigen denken und uns mit eben dem Geiste auf ihn zubereiten, mit dem Sie ihn christlich und selig überwunden haben? Der liebe Cronegk! Gott hat ihn der Welt entnommen. Der liebe * *! Gott giebt ihm das Leben noch, und schenkt ihn mir und der Welt. Betrost, mein Freund! Wäre unsre Tugend die Ursache unsers ewigen Glücks: so müßten wir alle verzweifeln; aber wir haben ein göttliches Verdienst, das muß unsre Herzen unter dem aufrichtigen Gefühle ihrer Unwürdigkeit stillen und trösten. Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Welche Hoheit der Religion über alle Kraft der Vernunft! Ich umarme Sie brüderlich und danke Ihnen für die Thränen, die Sie mit mir über Cronegks Tod geweinet. Ich habe eine kleine Verordnung aufgesetzt, wenn ich etwa bald sterben sollte. Sie kommen einigemal darinnen vor,

— — — — —
 Der Tod! welcher unendliche Gedanke! Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Christiane und Ihren Söhnen. — Ich bin der Ihrige

G.

148.

Sellert an seine Schwester.

Bonau, d. 25. Febr. 1758.

Iuer Brief, auf den ich lange gehofft habe, ist mir bis auf die tragische Nachricht von F. sehr angenehm gewesen. Möchte doch der betrübte Fall dieses Verstorbenen allen, insonderheit jungen Leuten, ein Schrecken gegen alle Ausschweifungen und böse

Gewohnheiten erwecken! — — Meine Gesundheit hat seit einigen Wochen vermuthlich durch die Jahreszeit gelitten. Ich schlafe wenig, und habe wenig Athem, insonderheit gegen Abend, und alsdenn, wenn ich ins Bette komme, wo ich oft aufstehen muß, so kurz wird er. Doch Gott thue, was ihm wohlgefällt. Das Leben ist nicht mein Wunsch; aber ein seliger Tod, der sey mein täglicher Wunsch! Ich habe gestern mit der Herrschaft meine Andacht in Rüstzig gehabt; und dieser feyerliche Tag, den ich mir als einen freudigen versprach, war für mein Herz ein finsterrer und kalt sinniger Tag. Gott vergebe mir, wenn die Schuld zum Theil meine Schuld gewesen. G... hat G... geschrieben, daß er ihn wieder zu sich nehmen soll. Der gute Mensch! ich bedaure ihn; aber ich bedaure es noch mehr, daß ich nichts zu seinem Besten beizutragen weis. Leipzig, das sein Glück hätte seyn sollen, ist durch seine Schuld sein Unglück, und er meine Plage gewesen. G... hat einen Stubenburschen und, welches sehr natürlich ist, keine Lust zu G... in. Wollte Gott, ich wüßte dem armen Vater zu rathen, und müßte nicht hören, daß G... sich von seinen unglücklichen Gewohnheiten noch nicht losgerissen hat! — —

Wie lange ich noch auf dem Lande bleiben werde, kann ich nicht sagen. So viel ist leider gewiß, daß mich meine Freunde nicht nach Leipzig kommen heißen. Indessen muß ich immer beynähe 70 Thlr. Hauszins und 8 Thlr. Contribution bezahlen. Doch es wird ja Rath. Ich grüße die Mama kindlich und alle meine Freunde mit tausend Glückwünschen. Lebt wohl.

G.

149.°)

A Monsieur

Monsieur Nicolai, le cadet

p. couv.

à Berlin

In der Nicolaischen Buchhandlung abzugeben.

Bonau, bey Weiffenfels, d. 8. März 1758.

Hochebler, Hochzuehrender Herr,

Ich bin seit einem halben Jahre in so schlechten Umständen gewesen, daß ich wenig Pflichten der Geselligkeit und der Freundschaft habe beobachten können. Eben in den Tagen der Bataille bey Rosbach und kaum zwey Stunden von diesem Schauplatze des Kriegs besiel mich auf dem Landgute, wo ich von dem Gebrauche des Lauchstädter Bades ausruhen wollte, unvermuthet eine tödtliche Krankheit, mit deren Folgen ich noch täglich zu streiten habe. Sie werden also in dieser späten Antwort nichts als eine Dankfagung, keine Critik sondern nur den verdienten Beyfall Ihrer Bibliothek**), mit der Sie so rühmlich fortfahren, den guten Geschmack auszubreiten, finden. In der That würde ich, der ich nie der beste Richter bin, ißt der schlechteste seyn, so dunkel sieht es in meinem Geiste aus; und überhaupt, Hochzuehrender Herr, bin ich mehr geböhren, gute Schriften zu genießen, als ihre kleinen Fehler zu bemerken. Sie haben Freunde und Kenner, die zuverlässiger sind, als ich; dieses ist weder stolze Demuth, noch künstliche Entschuldigung. In dem zweyten Stücke des zweyten Bandes haben mir die Betrachtungen über das Erhabne und Naive, so wenig mich auch ißt Schönheiten zu rühren pflegen, außerordentlich gefallen, und ich wünschte

*) (Aus dem Original im Besiß der Weidmannschen Buchhandlung.)

**) (Die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, die Ehr. Fr. Nicolai mit Moses Wendelssohn seit 1757 herausgab.)

im Lesen, daß Sie deren Verfasser seyn möchten. — Ihr Herr Bach hat meinen geistl. Liedern Melodien gegeben und sie mir vor einigen Tagen zugeschickt. O wie kränkte ich mich, daß ich auf dem Lande Niemanden finden kann, der mir sie singt! —

Der Graf Moriz ist noch in Paris und Ihr großer Freund. Leben Sie wohl und ruhiger, als wir. Ich verharre mit aller Hochachtung und Freundschaft

Erw. Hochedlen

gehorsamster Diener
C. F. Sclert.

Die gnädige Frau, die mir den Aufenthalt auf ihrem Landgute seit acht Monaten gönnt, ist eine verständige Leserin Ihrer Bibliothek. *

150.

A n D o r c h w a r d.

Bonau, d. 9. März 1758.

Hier ist ein kleiner Auszug meines Lebens seit drey Vierteljahren. Ich gieng in der Mitte des Julius vorigen Jahres wegen Schlaflosigkeit in das Bad nach Sauchstädt. Hier spürte ich einige Besserung, und begab mich nach drey Wochen auf ein Landgut bey Weiffensels, um da vom Bade auszuruhen, und an meine Verrichtungen nach Leipzig zurück zu kehren. Allein eine Hinderniß, eine traurige Nachricht über die andere, hielten mich auf, und da ich im Begriffe stand, wider den Willen meiner Freunde, nach meinem Gatheber zu eilen, ließ mich Gott ungesücht und selbst im Spaziergehen, in eine tödtliche Krankheit sinken. Im October also mitten unter dem Tumulte der Waffen, die selbst vor meinem Zimmer tobten, lag ich in den

Banden des Lobes, fern von meinem Arzte, dem der Zutritt in den ersten Tagen meiner Krankheit zu mir verschlossen war, weil Weiffensfels gesperrt gehalten wurde. Aber unter allen diesen traurigen und schrecklichen Ausfichten hat mich die Borschung Mitleiden, Pflege, Wartung, und endlich den Arzt, finden lassen, der durch einen gewagten Aderlaß eine tödtliche Pleuresie aufzuhalten suchte. Er kam den fünften Tag der Krankheit an, und wußte vielleicht, vor dem Anblicke des Bluts, den Namen derselben nicht, vielleicht auch das Mittel nicht, wenn es ihm nicht durch einen besondern Umstand wäre eingegeben worden. Der Herr von Zedwig, bey dem ich damals lebte, und noch igt bin, hat die Gewohnheit alle Herbste sich die Ader öffnen zu lassen, und sein Barbier in Raumburg, war ohne Verordnung, an dem gedachten Tage in dieser Absicht angekommen. Diesen fand der Medicus, und ließ ihn, ob ich gleich dawider zu seyn schien, mir unverweilt die Ader schlagen. Zwey Tage darauf kam mein Medicus nebst etlichen Freunden aus Leipzig an, fand das harzige schreckliche Blut noch auf vier Tellern stehen, und umarmte den auch angekommenen Medicum aus Weiffensfels, Hofrath Springsfelden, bey dem Anblicke des Blutes mit dankbarer Seele. Er hat mir nachher schriftlich gestanden, daß, wenn ich in Leipzig unter seinen und seiner Freunde Händen gewesen wäre, si: aus großer Liebe und Behutsamkeit die gefährliche und doch verterrische Ader nicht würden gewagt haben. — Aber kein Tageregister meiner Krankheit! Genug, ich lebe und bin viel zu geringe der Treue und Barmherzigkeit, die Gott an mir gethan hat; und ich zittere oft bey den Spuren seiner wunderbaren Borschung, aus Erstaunen, wie sich der Allmächtige bis zum Staube mit seiner regierenden Hand herablassen kann. Preisen Sie ihn, frommer Freund, mit mir und wünschen Sie mir, daß ich mein zweites Leben nach seiner Absicht nutzen mag. — Noch ein rühmlicher Umstand für einen Ihrer Generale, dessen

Namen ich nicht weiß. Er hatte durch Springsfelden meine Krankheit erfahren, und Ordre gegeben, daß die Boten, die von mir kämen, ungehindert, unaufgehalten und zu aller Zeit, aus- und eingelassen werden sollten. Dank sey es dem reblichen Manne, nach dessen Namen ich mich erkundigen will! Er hat aber nicht lange in Weiffensfels gestanden. —

Die Bataille bey Rossbach, o ja, liebster Freund, die habe ich, kaum anderthalb Stunden, vielleicht nicht eine Stunde von ihr entfernt, erlebt, und von der Krankheit entseelt, von dem Krachen des Geschüzes mit dem ganzen Gebäude erschüttert, mit leuchtender Brust, mit bebenden Händen, unter Gebeten für die Sterbenden, nein nur unter Seufzern (denn ich konnte nicht besten, nicht weinen), so habe ich sie vier Stunden nach einander gehört, oder vielmehr zu sehn geglaubt, schon den Tag vorher gehört, schon lange vorher an dem Rasseln der Stücke, die durch den Hof, hart vor meinem Lager gezogen wurden, gehört. Genug! der Herr regiret die Welt, und lebt! —

Wegen der Freude über meine componirten Lieder verweise ich Sie auf den Brief an den trefflichen Bach, Ihren Freund. Ich schmachte nach einem geschickten Manne, der mir sie vorspielt, jetzt noch vergebens auf dem Lande. Aber vielleicht ist der Period meiner Rückkehr nach Leipzig näher, als ich denke. Möchte uns doch Gott allen Friede und Ruhe schenken! —

Aus Dankbarkeit gegen das Haus, wo ich so viel Sorgfalt genossen, gebe ich jetzt, in dem vierzigsten Jahre, einen Hofmeister über ein Paar junge Herren von zehn und elf Jahren ab, die aber noch ihren besondern Aufseher haben.

Ich umarme Sie und Ihre Freundin, und bin der Ihrige

♣.

151. (43.)

An den Grafen Moriz v. Brühl.

Bonau, d. 22. März 1758.

Liebster Graf,

Ich habe viel Materie zu einem langen Briefe an Sie, wenn nur meine Brust auch Obem genug für den Schreiber hätte. Doch ich will nicht mit Klagen, ich will mit Dankfagungen anfangen. Welche Freude haben Sie mir durch Ihren letzten Brief gemacht! Er ist die getreueste und feinste Copie Ihres ganzen guten vortrefflichen Herzens, und ich weiß Niemanden von meinen jungen Freunden, der so schön schreibt, wie Sie. Sonst hatte ich zu Ihnen noch einen Cronegk, aber — — ja, guter Moriz, erfahren Sie es nur, denn mein Herz kann es nicht länger verbergen. Es blutet! Cronegk ist nicht mehr, unser Cronegk ist den ersten Tag in diesem Jahre, in der ersten Stunde dieses Jahres, uns entzogen worden; mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief gebeugt. Ich warf mich bey der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich wenig Wochen vorher meinen eignen Tod erwartete, und weinte. Der selige Jüngling! Die Blattern sind sein Tod gewesen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat sein Ende voraus gesehen, und seinen Tod standhaft erwartet. Wenige Tage vor seinem Ende hat er auf seinem Todbette noch an verschiedne seiner Freunde in Anspach geschrieben, und zugleich selbst eine Verordnung aufgesetzt, in der ich seinen Geist mehr bewundre als in seinen besten Gedichten. Nach dieser Verordnung wird seine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilet. Einen erhält sein erster Hofmeister, der Hofcaplan Kabe; den andern uß, der Dichter, und der dritte Theil soll

einige Hausarme erquiden. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler sein Glück zu machen. Mir hat er sein Portrait und seinen Ring zum Andenken hinterlassen. Dieses Bild eines geistreichen und frommen Freundes hängt ist vor meinen Augen, und vertritt oft bey mir die Stelle einer lehrreichen und anmuthsvollen Schrift. Seine letzten Worte waren: **Tob, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ!** Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der Liebe und der Anbetung seines Gottes. Wir, theuerster Graf, wir sehn ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf welche er so rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Ich hätte gern, als Dichter, ihn beweinet; aber in meinen igtigen Umständen ist dieses eine unmögliche Pflicht.

Der Major Kleist hat auf meinen vermeynten Lob ein Sinngedichte verfertiget, das für mich unendlich rühmlich ist, und über das hinaus nichts Großes mehr gedacht werden kann. Aber ach, ich Unwürdiger! ich verdiene nicht die Hälfte davon; das sagt mir mein Herz laut.

Als jüngst des Lobes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
 Klagt ich und weint und sah den Himmel plötzlich offen,
 Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich;
 Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

Als ich die erste Hälfte der letzten Zeile las, so erschrock ich schon nicht wenig; aber Gott! wie zitterte ich, als ich weiter las: der Himmel freute sich! Ich weinte, daß ich dieses Glücks nicht würdig war, und fühlte den göttlichen Reiz der Tugend und mein Nichts in Einem Augenblicke. Sie, liebster Graf, können sich diesen Lobspruch ganz verdienen, und nach meiner Liebe gönne ich Ihnen denselben. Die Erde weinete! ein großes Glück, ich gestehe es; aber doch ein ungewisses und zweifelhaftes

Glück, das großen Seelen im Tode nicht allezeit folgt. Der Himmel freute sich! Welch Glück, das keine Erklärung leidet, das nur gefühlt werden will, und das doch jeder edlen Seele gewisses Glück und heilige Ehrbegierde ist! Ihr Glück, Ihr Ruhm, mein Graf, und einst Ihr ganzer Lebenslauf! —

Kleist steht seit dem Anfange des Kriegs in Leipzig bey der Garnison, und ist auch den Sitten nach ein liebenswürdiger Mann. —

Bach, der Kammermusikus in Berlin, hat, wie ich höre, alle meine geistlichen Lieder componirt, und sie sollen für die Kenner vortreflich gesehet seyn. —

Der Kodrus des seligen Cronegks hat nach seinem Tode den in der kritischen Bibliothek aufgestellten Preis erhalten. Im versiegelten Zettel hatte sein Name nicht gestanden, sondern nur dieses: Wenn Kodrus den Preis erhält, so können ihn die Kunstheiler zum Besten Anderer anwenden.

Ich bin noch hinfällig und habe wenig Odem. Aber Gott wird helfen. Er beglücke Sie immerdar! Leben Sie wohl.

G.

152.

Gellert an seine Schwester.

Bonau, d. 25. März 1756.

Ich danke Euch herzlich für Euren langen Brief und Eure guten Rathschläge. Thue ich, was ich kann, so darf ich das Uebrige Gott getrost überlassen, so schwer mir auch oft mein Schicksal werden will. Meine Stirne, o meine Stirne, die leidet nun seit vielen Jahren, und jetzt fast täglich. Ich fühle in der Mitte derselben in einem Umkreise, etwa eines Groschens

groß, ein Ragen oder Spannen, das ich frühe aus dem Bette mit in den Tag, und aus dem Tag mit in die Nacht bringe, das mir das Denken sauer und das Vergnügen oft zur Traurigkeit macht. Aber

Ein starkes Herz steht in der Noth noch feste,
Hoffe das Beste.

Bach, ein Cammermusicus in Berlin, hat alle meine Lieder componirt und mir unlängst ein Exemplar überschielt; der Herr Cammerherr von Zedtwitz und der Herr Cammerherr von Schönberg spielen zuweilen etliche, und die gnädige Frau singt sie. Sie sind schön, aber zu schön für einen Sänger, der nicht musikalisch ist. So erfahre ich auch von Berlin aus, daß man mich daselbst nach einem Gemälde, das Professor Sulzer von mir hat, in Kupfer sticht; eine Ehre, darüber ich eben keine Freude habe.

— — Ich habe unlängst eine kleine Verordnung aufgesetzt, wie es nach meinem Tode mit meinen Meubeln und Büchern gehalten werden soll. Ich habe keine Schätze und auch keine Schulden, und ein seliger Tod sey mein unendlicher Reichthum, den wird uns Gott geben. Ich grüße die liebe Mama kindlich und alle herzlich.

•

153.

U n d i e s e l b e.

Bonau, d. 21. April 1758.

Ich bin noch in Bonau und kämpfe mit dem Entschlusse, nach Leipzig zurück zu kehren. Vor der Pfingstwoche, wenn es

noch geschieht, dürfte es wohl nicht geschehen. Hart an meinem Kammerfenster in Leipzig ist ein Hospital für Blessirte und Kranke errichtet, und ich kann sie aus meinem Fenster klagen hören und leiden sehen. Ein trauriger Umstand für mich! Nun ich will mich nicht in voraus ängstigen. Die Pfingstwoche ist noch nicht da. — Habt Ihr etwas von meinen ersten Poesien, Briefen und Predigten, so packet es zusammen und schicket es nach Leipzig an Göbcken. Ich setze einige kleine Nachrichten, die mein Leben und Studiren betreffen, auf; und dazu brauche ich noch so etwas. Ihr sollt alles ohne Ausnahme wieder haben. Lebt wohl. Der Anfang des Frühlings thut keine gute Wirkung bey mir; doch Gott wird alles auch für mich einrichten, wie es mir gut ist, auch wenn es mir nicht gut scheint. Lebt wohl. Ich grüße alle herzlich.

G.

154.

A n d i e s e l b e.

Bonau, d. 6. Mai 1758.

Mein Brief würde meistens Klage seyn, wenn ich Euch nicht Nachricht zu geben hätte von einem Präsent, das mir von einer Dame aus Liefland gemacht worden ist. Die Frau von Campenhausen in Riga, die ich ehemals im Carlsbade und auch in Leipzig kennen lernte, wo sie sich ein halbes Jahr der Gesundheit wegen aufhielt, und deren Sohn mein Zuhörer gewesen, jetzt aber Sächsischer Gesandter am Dänischen Hofe ist, diese Dame, der ich vor einem Jahre schrieb und meine Lieder schickte, hat mir den 3. May einen Bechsel von 300 Thln. zugesandt, der mir bereits in Leipzig ausgezahlt worden ist. Von diesen

300 Thln. sind zweyhundert mein und einhundert war für den Bruder, den sie auch kennt, bestimmt. — Da mich oft die wichtigsten Gegenstände nicht rühren, so könnt Ihr leicht denken, daß mich dieses Geld, so sehr ichs auch nöthig habe, wenn ich wieder in Leipzig leben will, ebenfalls nicht gerührt hat. Darüber habe ich mich freylich gekränkt, daß ich der Vorsehung für diese Wohlthat nicht herzlich genug danken und ihre Güte fühlen kann. Gott vergebe mirs, und mein Dank sey unvergessen. — Der Bruder hat eine große Freude gehabt. Ich schickte ihnen den Wechsel durch einen Expressen; und mein Famulus Gödicke, auch der ist von Vergnügen so gerührt gewesen, wie er mir schreibt, daß er auf seine Knie niedergefallen und Gott laut gedanket hat. Es ist ein guter Mensch. Zu Ende der Pfingstwoche, wenn es Gott gefällt, denke ich in Leipzig zu seyn, so haufällig meine Gesundheit auch ist. Ich leide an meiner Brust noch oft, aber warum will ich klagen? Gott giebt uns nichts als was uns gut ist, so schwer es auch zu tragen sey; und er ist noch mächtig in dem Schwachen, wenn wir unser Vertrauen auf ihn nicht wegwerfen. Er stärke die liebe Mama in ihrem Alter, und gebe Euch und allen meinen Verwandten Gesundheit des Geistes und des Leibes.

G.

155.

U n d i e s e l b e.

L. d. 29. Mai 1758.

Ich habe seit einigen Tagen heftige Zahnschmerzen gehabt. Heute Morgen spürte ich einige Linderung. Wollte Gott, daß ich doch keinen dürfte heraus reißen lassen; ein Mittel, davor ich

mich so schrecklich fürchte. — Die Besserung der lieben Mama hat mich sehr erfreut, und ich wünsche ihr Stärke und Kraft nach Gottes Willen. — Ich lese wieder Collegia, und habe in dem Publico viel Zuhörer. Ich bin nunmehr eils Tage wieder in Leipzig. Gott stärke mich und alle meine Freunde, die ich alle herzlich grüsse, auch den Bruder in Freyberg. Lebt wohl und getrost.

G.

156.

A n d i e s e l b e.

L. d. 4. Juni 1758.

Ich würde heute nicht an Euch schreiben, wenn ich Euch nicht meine Freude über die Befreyung von meinen Zahnschmerzen mittheilen wollte. Mittwochs zur Nacht waren sie bis um drey Uhr beynabe unerträglich, und Donnerstags früh schien ich zum Herausreißen entschlossen zu seyn, obgleich der Backen sehr geschwollen war; allein Dr. Lilling hatte keine Lust dazu und meynte, ich sollte erst Breyern, unsern besten Chirurgen, kommen und den Zahn von ihm untersuchen lassen. Der Doctor gieng und ich schickte nach Breyern. Er besah den Zahn. Sie haben ein Geschwür, sieng er ganz gelassen an, das wollen wir gleich öffnen, und so werden Sie Ihrer Schmerzen auf einmal los. Schon griff er nach den Instrumenten, gab mir den Stuhl und sagte: Blinzen Sie nur einen Augenblick zu, Herr Professor; und das that ich, ohne mich zu bedenken. Er schnitt also, und der Schnitt, einen Nagel lang, that, so lange er währte, freylich schrecklich wehe; aber kaum lief die Materie und das Blut heraus, so hörten die Schmerzen des Zahnes sogleich auf.

Seit dieser Stunde bin ich also frey; o wie habe ich am Donnerstag vor Freuden geweint, und wie soll ich Gott genug auch für diese Wohlthat danken! Breyer kommt noch alle Tage zu mir, um die Wunde offen zu halten; aber ich denke nicht, daß es weitere Folgen haben soll. Indessen habe ich diese Woche nicht lesen können, und zu Hause mich halten müssen. Breyer hofft den Zahn zu erhalten. Was sind Zahnschmerzen für Uebel! ein Uebel, das ich beynah in zwanzig Jahren nicht, oder doch nur wenig erfahren habe. Was macht die liebe Mama! Gott gebe ihr eine gute Woche mit diesem Sonntag. — Auch hat gestern der Auszahler meiner Pension wieder an mich geschrieben, und mir einen Termin von Ostern vorigen Jahres angeboten. Ich weiß nicht, wie ich zu diesem Glücke komme, und ich wollte, daß mich mehr rührte. Gott sorgt sehr wunderbar für mich. Dank und Preis sey seiner Güte; Lebt wohl mit allen meinen Freunden.

G.

157. (22.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Paris, d. 6. Juni 1758.

Mein liebster Professor,

Wie groß ist nicht das Vergnügen, das mir Ihr Brief verursacht! Wenn ich ihn so oft beantwortet hätte, als ich ihn gelesen: o wie viel Antworten würden Sie nicht schon erhalten haben! Sie sind stets der edle, geistreiche, vortreffliche Freund, der Sie jederzeit gewesen. Ich wundere mich nicht über diese Unveränderlichkeit, wenn ich anders so reden darf; aber ich freue

mich darüber, mehr als ich Ihnen sagen kann. Wenn ich bisweilen bedenke, wie viel vortreffliche Eigenschaften des Herzens und des Verstandes Sie in Ihrer Person vereinigen, so erstaune ich weniger über die große Anzahl mittelmäßiger Geschöpfe. Die Natur ist nicht verschwenderisch mit ihren Gaben. Welch Glück, Ihre Freundschaft zu besitzen, und wie großmüthig ist es nicht von Ihnen gehandelt, sie auch an Personen zu schenken, deren größtes Verdienst darinnen besteht, daß sie Sie unaussprechlich lieben! Dieses Verdienstes bin ich vorzüglich gewiß, und Sie lieben mich zu sehr, als daß Sie mir es absprechen sollten. Wie vortheilhaft überhaupt zeigt mich Ihnen Ihre Freundschaft nicht! Welch ein gütiger Beurtheiler, Welch ein gelinder Richter! Wie viel gewinne ich nicht dabey, aus diesem Gesichtspunkte von Ihnen betrachtet zu werden! Ich bereuete noch immer den lieben Cronegk, und seufzte zugleich über das entsetzliche Uebel, das mir schon die meisten meiner Bekannten entrißen hat. Ich habe Sie ersuchet, mir bey Gelegenheit seine gedruckten Werke zu übersenden. Wenn sich eine ereignen sollte, so würde ich Ihnen unendlich für diese Gefälligkeit verbunden seyn.

Es erscheinen ißt wenig wichtige Schriften in diesem Lande. Der Geist der Zwietracht und des Gewinnstes beschäftigt den größten Theil der Nation. Das zweyte Stück der Frau von Craffigny hat nicht so viel Beyfall gefunden, als Genie. Verschiedene Umstände sind an dem Falle desselben Schuld; besonders aber die vielen Veränderungen, die sie aus zu großer Untermüthigkeit gegen die Urtheile verschiedener ihrer Freunde gemacht hat. Sie werden es in einiger Zeit gedruckt, und so wie ich es vor zwey Jahren gelesen, hergestellt sehen. Die ungewzwungne Gleichgültigkeit, mit der sie diesen kleinen Unfall aufgenommen, ist vollkommen ihrer Denkungsart gemäß, und würde meine Hochachtung gegen diese verehrungswürdige Frau vermehren, wenn sie anders zunehmen könnte.

Herr P[ajon] ist seit vierzehn Tagen hier, und noch immer sehr schwach. Er hat mir die kleinen Stücke von Herr Weissen *) mitgebracht, worunter in der That die größte Anzahl sehr artig ist. Sie ist, meiner Meynung nach, eine der besten Sammlungen, die wir in dieser Gattung haben.

Der Baron von Bernsdorf meldet mir, daß Cramer ein Wochenblatt, wie der Zuschauer, schreibt. Ist es Ihnen bekannt? Ich werde mir es kommen lassen. — O Könnten Sie mir denn nicht die Melodien Ihrer Lieder von Bachen schicken? Ich wünsche recht sehnlich, sie zu sehen. Aber bin ich nicht zu begehrllich? Das Sinngedichte von Kleist hat mich entzückt. Ich sehe es als eine Prophezeihung an, deren Erfüllung unfehlbar ist. Ihren Verlust, mein liebster Professor, werden die Klagen der Welt und die Freude des Himmels begleiten. Können Sie wohl daran zweifeln? Doch dieser Augenblick sey noch lange entfernt.

Ich lese igt die Uebersetzung des Homers von Pope. Was für ein Genie wird nicht zu einem solchen Werke erfordert! Der alte Homer wird stets für diejenigen neu bleiben, die Empfindung und keinen verderbten Geschmack haben. Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

*) (Die scherzhaften Lieder von G. F. Weiße sind gemeint. — Pajon aus Paris, war zu Anfange des siebenjährigen Krieges Prediger der reform. Gemeinde zu Leipzig; gieng 1758 nach Paris zurück; starb 1800 in Berlin als Prediger bey der franzöf. Kirche und Consistorialrath. G. G. F. Weißens Selbstbiographie. Lpzg. 1806. S. 65.)

158.

Gellert an seine Schwester.

E. d. 21. Juni 1758.

Ich will nur ein Paar Zeilen schreiben, Euer Verlangen zu stillen, und Euch sagen, daß meine Umstände, Gott sey Dank, leidlich sind. Den 15. und 16. dieses Monats bin ich in Rauchstädt gewesen, der Herzoginn von Curland, die das Bad gebraucht und meinen Besuch befohlen hatte, aufzuwarten. Sie hatte viel Zufriedenheit über meine Gegenwart, die ich vorher der Zahnschmerzen wegen schon abgeschrieben hatte. Die Reise war glücklich, aber ich selbst in Rauchstädt nicht wohl, weil ich beidemale mit bey der Tafel bleiben mußte. Dr. Heine, mein Medicus, wird vermuthlich des Amtmann Riedners in Rauchstädt Schwester heirathen. Ich habe diese Heirath mit stiften helfen. G^o lebt zu meiner Freude noch ordentlich, wie er angefangen hat. — Aus London habe ich von einem Vater, dessen Sohn vor drey Jahren hier studiret hat, und an mich empfohlen gewesen, und nunmehr von Reisen wieder zurück gekommen ist, einen Wechsel von hundert Thalern zur Belohnung erhalten. Gott sey dafür gedankt! Also kann ich der Mama ausbelfen, wenn auch ihre Pension in diesem Jahre nicht käme. Weil das Johannisfest auf den Sonnabend fällt, so kann es kommen, daß ich auf ein Paar Tage nach Bonau reise und meinen wohlthätigen Wirth und Wirthinn besuche. Vielleicht auch nicht. Lebt wohl, und grüßet alle herzlich.

G.

159.

A n d i e s e l b e .

L. d. 9. Juli 1758.

Die Nachricht von Cures Sohnes Krankheit hat mich sehr beunruhigt, so wie mich seine Besserung erfreuet. Ich wünsche, daß er zu der Zeit, da Ihr dieses leset, vollkommen wieder hergestellt, und der Zustand der lieben Mama und Cuer aller der beste seyn möge. Gott gebe es! Ich habe seit einiger Zeit einen bösen Hals gehabt, und es liegt mir immer noch auf der Brust. Ob ich gleich in der That nicht wohl bin: so hab ich doch meine Collegia noch nicht außsetzen dürfen. Meinen Geburtstag, den 4. July, habe ich auf der Stube sehr einsam begangen. Ich ließ mir um eilf Uhr vier Thomasschüler kommen und etliche von meinen Liebern singen; dieses ist die ganze Feyerlichkeit gewesen. Also bin ich nunmehr drey und vierzig Jahre alt? Gott sey Dank! Die übrigen Jahre oder Tage wird er auch übersehen helfen, wenn es auch die wären, von denen wir sagen: Sie gefallen uns nicht.

③***l führt sich recht gut auf. — — Die liebe Mama soll sich nichts abgehen lassen. Lebt wohl, grüßet alle herzlich.

③.

160.

A n d i e s e l b e .

L. d. 29. Juli 1758.

Meine Gesundheitsumstände, ja die sind nicht die besten, aber doch erträglich. Ich seufze sehr nach Michaelis, um etwa etliche Wochen aufs Land reisen zu können. Ich schicke Euch meine

18*

componirten Fieber, wenn vielleicht der Herr Cantor oder der Herr Rector sich etliche Compositionen abschreiben wollen. Vier Wochen könnt Ihr sie behalten. G^oo^l ist in guter Ordnung.

Wisset Ihr ein Paar Kinder in Hagnichen oder auf den Dörfern, welche von den Eltern oder Anverwandten aus Armuth nicht zur Schule gehalten werden: so meldet mir, was jährlich das Schulgeld für zwei Kinder beträgt; ich will es allezeit auf ein halbes Jahr voraus schicken, und auch die Schulbücher auf mich nehmen.

Grüßt den Herrn Bruder. Ich freue mich sehr über das Vermächtniß. Gott gebe, daß es G^oo^l zu seinem Glücke verstudiret, und bis ißt hoffe ichs noch. — Der Herr Bruder soll so gut seyn, und G^oo^l von den 100 Thalern zwey Thaler zu einem freywilligen Geschenke geben. Er verdienet es an G^oo^len und thut weit mehr, als ich thun kann. Ich grüße Euch herzlich. Gott sey mit Euch allen!

G.

161.

An dieselbe.

L. d. 3. Oct. 1758.

Meine Umstände sind, Gott sey Dank, leidlich, wenn gleich nicht die, die wir uns zu wünschen pflegen. Vor Michaelis war ich zehn Tage in Welle bey dem General Bigthum. Man erwies mir außerordentlich viel Ehre; denn die Frau Gräfinn kann mich auswendig. Aber alle diese Ehre verhinderte nicht, daß ich nicht etliche Tage an einem Flussfieber gelitten hätte; es war rauhes Wetter. Die Gräfinn ist eine gebörne von Fullen aus Störnthal, bey der die Frau Magist. Lechla

ehebem gewesen ist. Diese Dame, die ich seit wenig Monaten kenne, hat mir, ohne daß ich mit ihr bekannt war, folgende Gelegenheit zu einem Briefwechsel gegeben. Sie schrieb vor etlichen Monaten an mich, sie hätte erfahren, daß ich meine Pension bey den jetzigen Unruhen nicht ausbezahlt bekäme; sie hätte sich also, um sich um mich verdient zu machen, ohne meine Erlaubniß durch ihren Gemahl an die Churprinzessin gewendet, und es dahin gebracht, daß ich von derselben gegen die gewöhnliche Quittung zweyhundert Thaler auf meine Pension, unter der Bedingung des Stillschweigens, ausgezahlt bekommen sollte. Ich hatte nicht mehr als drey Termine zu fordern, der Weg zu meiner Bezahlung schien mir zu außerordentlich; ich wußte, daß andere wackere Leute längere Zeit hatten zurückstehen müssen, kurz, ich schlug die Gnade aus, und sagte, daß ich die allgemeine Last auch mittragen, und eine Prinzessin, die so großmüthig gesinnt wäre, nicht zu einer Zeit beschweren wollte, da ihr eigener Hof litte. Diese unerwartete Uneigennützigkeit hat man am Hofe sehr wohl aufgenommen, und seit dieser Zeit habe ich der Gräfinn einmal in Störnthal und leztthin in Welke aufgewartet. Wenn sie künftig nach Lichtwalde zur Frau Gräfinn reiset, so will sie den Ort sehen, wo ich geboren bin, ich, der ich so vielen Leuten merkwürdig bin, und mir, wie Gott weis, oft sehr geringe und armselig bey allem meinen Ruhm vorkomme. Lebt wohl, grüßet alle unsre Freunde herzlich. Und der lieben Mama wünsche ich von Gott Kraft und Stärke.

G.

168. (67.)

z. b. 14. Oct. 1758.

Gnädige Frau,

So wenig Sie auch meine Dankfagungen für Ihre Gnade verlangen, so bleibt es doch meine Pflicht, sie Ihnen abzustatten;

und wer unterläßt gern eine angenehme Pflicht, auch wenn sie nicht verlangt wird? — So weit, gnädige Frau, war ich in meinem Dankfagungsschreiben gekommen, als ich durch eine Begebenheit unterbrochen wurde, die ich Ihnen nicht verschweigen kann.

Mein Famulus trat herein, übergab mir einen Brief nebst einem Päckchen und sagte: „Eine Frau, die ich nicht kenne, brachte diese Sachen.“ Ich erbreche den Brief; aber es steht kein Wort darinne. Ich erbreche das Packet, finde ein Schächtelchen, ein Arzneyschächtelchen, dessen Titel ein Lebenspulver versprach, das für alle mögliche Krankheiten helfen soll. Nun, dachte ich, das muß eine sehr mitleidige Seele seyn, die dich ungebeten curiren will, und öffne das Siegel. Ich fand keine Arznei, aber das ganze Schächtelchen voll Louisdore, und bey diesem Gelde war wieder keine Zeile. Ich sehe nach dem Siegel; aber das Siegel war ein Kopf, der allen Menschen ähnlich sah. Ich rufe meinen Famulus: — Wo ist die Frau hingewesen, die Ihnen diesen Brief gegeben hat? — Das weiß ich nicht. Sie sagte, der Herr Professor wüßte schon, von wem der Brief käme. — Also war ich berichtet. Vergeben Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihnen diese kleine Geschichte so sorgfältig erzähle, als ob sie für Sie selbst merkwürdig wäre. Wenigstens würden Sie mir eine große Gnade erweisen, wenn Sie mir einen Rath ertheilen wollten, was ich mit diesem mir ziemlich verdächtigen Gelde anfangen soll. Es ist mir Niemand etwas schuldig, und die Schuldner verschweigen auch ihren Namen nicht. Geld in einer Arzneyschachtel? Könnte das Geld, oder der Brief, oder die Schachtel wohl gar vergiftet seyn? Aber ich bin ja kein großer Herr, und ich habe auch in meinen Schriften Niemanden beleidiget, einige übereilte Stellen wider das Frauenzimmer ausgenommen; doch diese Stellen stehen in den Fabeln, und sind auch Fabeln. Wie soll ich mich also vorfichtig genug bey diesem Gelde verhal-

ten? Soll ichs in meine Chatouille legen, so könnte es vielleicht ungerechtes Gut seyn, und mir ein Unsegen werden? Es soll auf Ihren Ausspruch ankommen, ob ichs behalten, oder lieber den Armen, oder Ihrer Königl. Maj. in P[reußen] geben soll. Vielleicht ist es selbst eine Wohlthat von diesem Herrn, wenn er etwan durch die dritte Hand erfahren hat, daß ich mich in * * antausen will. — Mir wird Angst, gnädige Frau, ich weiß nicht warum; und ich werde, ohne Ihren Rath abzuwarten, mich mit der Schachtel auf einen Wagen setzen, und das Geld bey Ihnen gerichtlich deponiren, bis ich mehr Licht erhalte. In diesem Falle darf ich auch meine angefangene Dankfagung nicht fortsetzen; denn Sie erzeugen mir doch wieder neue Gnade, wenn ich mit meinem Deposito ankomme. Den Herrn Gemahl habe ich gestern bey meiner Ankunft aufgesucht; aber vor der Wahlzeit war er nicht zugegen, und um fünf Uhr war er abgereiset. Eine neue Ursache zur Reise nach * *! Ich bitte also unterthänig, daß Sie mir auf diesen Brief keine schriftliche Antwort ertheilen. Ich bin zc.

G.

163.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 10. Nov. 1758.

Der Bruder in Freyberg wird Euch mündlich von mir Nachricht geben, und also will ich Euch weiter nichts sagen, als daß meine Umstände leidlich sind; denn der böse Hals, den ich einige Tage gehabt habe, ist nur ein kleines Uebel gewesen. Der hiesige Bruder hatte Lust, wenn der Bruder in Freyberg einen vierfüßigen Wagen gehabt hätte, mit ihm die Mama zu besuchen,

und ich würde ungeachtet der Jahreszeit die Reise gerne mit gethan haben, wenn es mit dieser Gelegenheit hätte geschehen können; denn es ist sehr lange, daß ich die gute Mama nicht gesehen habe. Aber mein Wunsch wird wohl bis auf künftiges Jahr unerfüllt bleiben. Gott erhalte nur die liebe Mutter bey leiblicher Gesundheit in ihrem Alter, und lasse mich von Euch allen immer frohe Nachricht hören; dieser Wunsch erstreckt sich insonderheit auf den armen Stadtschreiber; denn nach des Bruders Beschreibung ist er sehr schwach. Ich grüße ihn herzlich, und wünsche ihm zu wiederholtenmalen von Gott alles, was ihm und uns allen heilsam ist.

G.

164.

A n d i e s e l b e.

L. d. 12. Dec. 1758.

Der Baron Crausen hat mir unlängst geschrieben, daß er seine Schuld schon zu seiner Zeit abtragen würde. Ich will seinen Brief beylegen und Ihr werdet ihn bald wieder zurück schicken. Ich schreibe diesen Brief im voraus, weil ich nicht weiß, wenn eine Gelegenheit ankommen, und ob ich nicht in der Woche vor dem Feste nach Bohau reisen möchte. Die Frau von Zedtz wig hat mich sehr inständig eingeladen; ich will ihren Brief auch mit beylegen. Meine Gesundheit ist bey der jetzigen Jahreszeit leiblich, indessen habe ich doch keine große Lust zum Reisen. Ich komme aus meiner gewohnten Ordnung und gemeiniglich kränker zurück, als ich ausreise. Und so bin ich auch gegen das, was Bergnügen heißt, überhaupt sehr unempfindlich geworden, leider schon seit vielen Jahren. Die liebe Mama möchte

ich freylich herzlich gerne sehen, wenn es bloß auf mein Wünschen ankäme. Dr. Bach, ein guter Freund von mir, den Ihr bey mir müßt gesehen haben, starb vorige Woche an einer Auszehrung und ich habe ihn zu seinem Grabe begleitet. Er ist jünger, als ich. So geht einer nach dem andern hin und lehrt uns sterben. Ich bin vorgestern bey der Herzoginn zur Tafel gewesen. Sie fragte nach der Mama, und sagte, daß sie den Bruder aus Freyberg mit dem Ältesten auf der Gasse gehen gesehen habe. Er möchte wohl gesünder seyn als ich. Wer ist denn der Beste von Ihnen Dreyen? fuhr sie fort. Ihre Durchlaucht, sagte ich, jeder denkt, er sey's, und der Älteste macht sich kein Gewissen, es zu sagen. — Letzthin waren zwölf Preussische Officiers vom Corps des Grafen Dohna bey mir im Collegio, und unter ihnen der junge Graf Dohna, Adjutant seines Waters, ein lieber frommer und geschickter Soldat. — Ein Husarenleutenant vom Regiment Maltovsky [Malachowsky] besuchte mich vor einigen Wochen, und wollte mir von seiner Beute bey Jorndorf erst etliche Rubel, und hernach Gewehr aus großer Liebe für meine Schriften aufbringen. Ich dankte ihm für Beides. Es war auch ein guter Mann, schon bey Jahren.

Ich danke Euch herzlich für Euern langen Brief, und preise Gott mit Euch allen, daß er uns bis hieher gebracht hat. — Wöchte doch Gott der Allmächtige den armen, kranken Stadtschreiber stärken, an Geist und Leibe stärken, darum will ich herzlich beten, mit ihm in Gedanken beten. Wöchte ich ihn doch sehen und trösten können. Ich weiß keine Erquickung für ihn, so gern ich ihm eine schicke. — Nunmehr reife ich die Feiertage nicht weg; ich will den ersten meine Andacht haben. Ich grüße die liebe Mama, und den armen Stadtschreiber von Herzen. Lebt wohl. Ich erhalte eben jetzt einen Brief von der Tochter der Gräfinn Wigtum, und werde eingeladen, diese Feiertage nach Wette zu kommen; aber nein, weder nach Wette,

noch nach Bonau: ich will in Leipzig in die Kirche gehen. Gott erhalte Euch alle bey Leben, Gesundheit und Ruhe.

G.

165.*)

[An Fräulein von Schönfeld.]

[L. im Dec. 1758.]

Gnädiges Fräulein!

Ihr zweyter Leib-Medicus, Herr Kadelbach, hat mir versichert, daß Sie wieder in den Umständen wären, einen Brief von mir zu lesen, und dieses ist mir schon genug einen zu schreiben. Aber, womit werde ich Sie unterhalten, gnädiges Fräulein? mit Ihrer ausgestandenen Krankheit? Das wäre sehr grausam! mit meinen Collegiis? das wäre noch grausamer! Nein, mein Brief soll ein kleines Krieger-Diarium aus dem schwarzen Brete enthalten: denn ich weiß doch, daß Sie gütig genug sind an meinem Schicksale Theil zu nehmen.

Den achtzehnten November ließ sich ein Husaren-Lieutenant, von dem Gefolge des General Malachowsky, sehr ungestüm bey mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann Niemand widerstehen, fasse dich und nimm den Besuch an, es begegne dir auch was da will.

Sogleich trat ein hagerer schwarzer Mann mit brohenden Augen, kothigten Stiefeln und blutigen Sporen hastig auf mich zu; sein gelbes Haar war in einen großen Knoten, und sein Bart in etliche kleine geknüpft, mit der linken Hand hielt er

*) (Sechs Briefe von Gellert und Rabener. Berlin 1770. No. 1, Vgl. die Anm. zu No. 123. Daß dieser Brief an Fräul. v. Schönfeld gerichtet war, geht aus No. 282 hervor.)

einen fürchterlichen Säbel, und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Stock, ein paar Pistolen, die Mütze und eine Karbatsche mit Drath durchflochten. Was ist zu Ihrem Befehl, Herr Lieutenant? fragte ich mit Bittern an; haben Sie Ordre mich zu arretiren? ich bin unschuldig. Nein mein Herr, sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Sclert? Ja, ich bin Sclert. Nun, es freuet mich, Sie zu sehen und zu umarmen! (O wie zitterte ich bey dieser Umarmung!) Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften, sie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienste gethan, und ich komme Ihnen zu danken, und Sie meiner Freundschaft zu versichern. Das ist zuviel Ehre für mich, Herr Lieutenant, mehr konnte ich vor Schrecken noch nicht aus mir hervor bringen, haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder. Ja, das will ich gerne thun, sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, daß Sie so viel schöne Bücher schreiben können? Ob meine Bücher schön sind, Herr Lieutenant, das weiß ich nicht; aber wie ich es mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen. Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so dachte ich ein wenig nach, was ich schreiben wollte. Alsbenn setzte ich mich hin, vergaß alles andre, dachte nur an meine Materie, und schrieb was diese mir eingab, so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten, und was sie zu erinnern hätten? Sagten sie, es wäre gut, ich sollte es hin und wieder verbessern und alsdann drucken lassen; so besserte ichs und ließ es drucken. Dieses, Herr Lieutenant, ist die Geburt meiner Schriften, die das Glück haben, Ihnen zu gefallen. Nun das will ich mir merken, versetzte er: ich habe Lust und Zeit zu schreiben, und sobald die verteuftelten Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach Ihrer Weise machen, ist aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Chatouille, Herr Professor? Lesen Sie sich

also einen aus, diese hier sind von einem Cosacken-Obristen, den ich bey Jorndorf vom Pferde hieb: und diese da, von der Frau eines Russischen Officiers, die in der Flucht mit dem Pferde stürzte.

Es lief mir bey dieser Erzählung und bey dem Präsente, eiskalt über den Leib: Das sey ferne, daß ich Ihnen ein Theil Ihrer Beute entziehen sollte! Mein lieber Herr Lieutenant, behalten Sie Ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselben anbieten. Aber Sie müssen ein Andenken von mir nehmen. Herr Professor gefallen Ihnen diese Pistolen, es sind Sieberische, und diese Peitsche, das ist eine Knuthe, beydes ist zu Ihren Diensten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, Türkisches und Tartarisches, es stehet bey Gullenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen schicken. Ein Wort ein Mann, der Soldat hat nichts Kostbarers, als Beute mit seinem Blute erworben: Warum gefallen Ihnen die Pistolen nicht? Es ist auserlesenes Gewehr; hier nahm ich ihn bey der Hand, und führte ihn an meine Bücherschränke, dieses ist mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum; denn einen Theil verstehe ich nicht, den andern brauche ich selten, und den dritten könnte ich zur Noth entbehren; aber um gelehrt zu scheinen, muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen? Ja! Geben Sie mir Ihre gelehrten Trostgründe wider ein sicheres Leben; wenn ich etwa noch von den Russen blessirt würde; denn ach! die Russen, das ist ein schreckliches Volk, sie stehen wie die Berge so feste, und man arbeitet sich müde und todt, ehe man sie zum Weichen bringt. Nunmehr wollte er mir die letzte Bataille erzählen; aber zu meinem Glücke schlug es, meine Zuhörer kamen haufenweise, und ich sagte dem Herrn Husaren-Lieutenant daß ich ein Collegium hätte, er bot mir nochmals sein Gewehr an, umarmte mich herzlich und war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, befahle meinen Gatheber, wünschte mir viel

Gutes, und gieng mit seinen Pistolen und seiner Knuthpeitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe nebst etlichen andern Cameraden besetzt hielt, abnahm. Peter, rief der Lieutenant, das ist der Herr, der die Schwedische Gräfinn geschrieben hat! Peter sahe mich starr an, griff ehrerbietig an die Mütze, und lächelte mir seinen milden Beyfall zu: die andern Husaren bückten sich auch sehr tief, und unter diesen Umständen begleitete ich den Lieutenant die Treppe hinunter. Kann ich Ihnen, war sein letztes Wort, noch bey dem General Malachowsky auf irgend eine Weise dienen? Im geringsten nicht. Oder auch bey dem General Dohna, oder auch bey dem Könige? Nein, Herr Lieutenant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen zufälligst, und schnell entflohe ich dem Husaren.

Den neun und zwanzigsten Nov. An diesem Tage ließ sich der junge Graf Dohna, Adjutant bey seinem Vater, dem General, melden, ich erschraack wieder, aber ohne Ursache. Nein, gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von neunzehn Jahren, mit einer sanften frommen Miene, wie die Ihrige, der alle meine Schriften, und selbst den Grandison, auswendig wußte, der mich versicherte, daß der wahre Heldenmuth im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sey, daß die Freygeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe wären, und daß er mich insonderheit wegen meiner Lieder sehr lieb hätte, aber fuhr er fort, ich habe eine Bitte an Sie; werden Sie mir solche wohl abschlagen? Was verlangen Sie? Daß ich dann und wann an Sie schreiben darf. Von Herzen gerne Herr Graf! Ein so junger Lieber Officier wie Sie, kann Alles von mir bitten. Nun, rief er, so möchte ich Sie wohl um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfin, oder Lottchen in den zärtlichen Schwestern ist: Sie müssen doch solche Personen kennen, die sie so gut abgekölibert haben. Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein, Sie ist jetzt krank, und so lange nicht Friede ist, sage

ich Ihnen ihren Namen nicht. So weit waren wir, als ein Corporal herein trat; die sämmtlichen Oberofficiers, sieng er an, von dem Beverschen Regimente sind vor der Thüre, und wollen Sie, Herr Professor, lesen hören. Wer? rief ich, und schon traten zwölf und mehr Officiers nebst einem Feldprediger herein (es war Mittwoch um elf Uhr), und ich mußte also vor der halben Armee lesen.

So kriegerisch, gnädiges Fräulein, geht es im schwarzen Brete zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten, ich flüchte entweder nach Bülke, oder wie ich schon versprochen habe, nach Bonau. Wie viel könnte ich Ihnen nicht noch erzählen, wenn ich mich nicht schämete, den dritten Bogen zu nehmen. Vergessen Sie mir meine Schwaghastigkeit und leben Sie wohl, und sagen Sie es der gnädigen Mama nicht, daß ich so oft an Sie schreibe &c. &c.

Gellert.

166. (68.) *

L. d. 20. Dec. 1758.

Thuerste Freundin,

Sie haben Ihr böses Fieber wieder bekommen, und zwar bald nach meinem letzten Briefe? Das ist traurig. Bald dürften Sie denken, daß ich Ihnen das Fieber ancorrespondirte; und wer weiß, ob Sie es nicht schon gedacht haben? Aber ich armer Mensch, ich bin wohl unschuldig; und warum sollten meine Briefe, meine treuherzigen Briefe, eine so böse Wirkung thun? Nein, ich wage es getrost, mitten in Ihrem Fieber an Sie zu schreiben. Hat doch ein Poet ehemals durch sein Trauerspiel ein Gespenst vertrieben; wer weiß, ob ich durch meine Prosa nicht

*) (Wohl an dieselbe Freundin, an welche der vorige Brief gerichtet war.)

auch ein Fieber wegschreiben kann? — „Aber das Trauerspiel „war schlecht.“ — Nun, bedwegen machen Sie sich keinen Kummer. Ich bin seit dem dritten Fevertage so hypochondrisch, daß ich mir zutraue, es mit jedem Menschen in schlechten Briefen und Gedichten aufzunehmen, und, um wichtig zu reden, mich selbst zu übertreffen. Ich wollte nach Bonau reisen, und machte alle Anstalt, und blieb da. Ich wollte nach Bölkau mit meinem Bruder reisen, und schickte nach dem Wagen, und blieb da. Ich wollte meinen Gönnern zum neuen Jahre Glück wünschen, ich setzte mich nieder und schrieb an keine Gönner, ich schrieb an meine Freundin, die das Fieber hat. So zweydeutig sieht es heute und gestern in meinem Herzen aus; und ich sollte keinen Brief zuwege bringen können, vor dem sich das Fieber fürchten müßte? — Aber, werden Sie fragen, warum sind Sie denn so hypochondrisch? Ja, liebe Freundin, dieses kann ich Ihnen nicht so genau sagen. Die Bücher — o hüten Sie sich vor den Büchern! Die Civil- und Militärbesuche; o wenn doch keine nach * * kämen! Die vielen Briefe, in denen nichts steht, als daß ich antworten soll, und auf die ich nichts zu antworten weiß; o hüten Sie sich vor den Briefen, auch vor den meinigen, wenn Sie können! Ich las unlängst, daß der Poet Campistron zugleich Secretair des Herzogs von Vendome, und nicht gar zu sorgfältig in Beantwortung der Briefe gewesen, und ich gewann den Mann heimlich lieb. Ich las fort, und fand, daß er bey dem Beschlusse eines alten Jahres mit vieler Mühe ein großes Packet Briefe verbrannt, und daß der Herzog, der ihm zusehen, gesagt habe: le voilà tout occupé, à faire ses réponses! Dieser Gedanke, oder vielleicht die Sache selbst, gefiel mir unendlich, und wer weiß, ob ich morgen zum letzten Tage im Jahre meine unbeantworteten Briefe nicht größtentheils auch so geistreich beantworte? — Und ich, Herr Professor, die Ihrigen vielleicht auch so — Von Herzen gern, nur diesen nicht, wenn

er etwan für das Fieber gut seyn sollte. — Hier ganzer Seiten zu beschreiben, und das mit Nichts? Ja wohl, liebste Freundin, das kann Niemand so leicht, wenn er nicht sehr hypochondrisch ist. Mein Herz sagt mir, daß Sie das Fieber ist verläßt, ich kann also mit Ehren schließen. Leben Sie wohl.

S.

167. (69. *)

An den Freiherrn von Crauffen.

L. d. 25. Jan. 1759.

So wie ich Niemanden weiß, der sich um meine Mutter verdienter gemacht, als Sie, großmüthiger Freund, so haben Sie auch unter allen meinen Freunden das Recht, ihren Tod zuerst zu erfahren. Vor wenig Stunden erhielt ich die Nachricht davon, und kaum habe ich die ersten Regungen der Liebe und des Schmerzes durch kindliche Thränen befriediget: so schreibe ich an Sie; das Wichtigste, was heute mein gerührtes Herz thun kann und will. Der Tod meiner Mutter ist am 23ten dieses Monats erfolgt; und sie ist gestorben, wie sie gelebet hat, sanft und fromm. Ich bin zwar nicht bey ihrem Ende gewesen; aber ich weiß es sicher, daß ihr letzter Segen mich und Sie zum Gegenstande gehabt hat. Im Namen dieser Seligen also danke ich Ihnen, theuerster Gönner und Freund, hiermit für die liebevolle Wohlthat, mit der Sie dieselbe so viele Jahre erfreut, und in ihrem Alter gestärket haben. Gott belohne Sie mit den Jahren meiner Mutter: sie hat achtzig Jahre gelebet; und mit ihrem Ende: sie ist freudig und sanft eingeschlafen, und ihr letztes Wort ist Dank und Preis Gottes gewesen. Es ist meiner seligen

*) (Dieser Brief steht nicht in der bei No. 14 angeführten Sammlung.)

Mutter unbegreiflich vorgekommen, wie ein Fremder ihr eine so große und langwierige Gutthat erweisen könnte, die sie nicht verdienst hätte, und ihr Sohn eben so wenig; wird es der Nachwelt nicht eben so unglaublich vorkommen, wenn sie vielleicht erfähret, daß ein gelehrter Herr und Kenner der Wissenschaften, außerhalb meinem Vaterlande, mir, ohne daß ich vorher seinen Namen gekannt, eine jährliche Pension auf die großmüthigste und verborgenste Art angeboten, und, da ich sie verbotem, sie meiner Mutter, die er aus meinen Briefen gekannt, bestimmt hat? Ich habe meine Mutter außerordentlich geliebet, und so werde ich ihren Wohlthäter auch bis an mein Ende außerordentlich lieben und verehren, und wie das erste meine Schuldigkeit war, so thue ich auch im andern Falle noch nichts als Schuldigkeit. Ja, theuerster Freund, so erkenntlich ich im Herzen bin; so bleibe ich doch stets ein Schuldner, der nicht weiß, wie er in der That dankbar seyn kann. Mit dieser Empfindung bin ich zeitlebend

G.

168.

Gellert an seine Schwester.

L. den 27. Jan. 1759.

Also ist unsere liebe Mutter nun auch in die Ewigkeit eingegangen? Ich weine und danke Gott, der sie durch einen so sanften und seligen Tod von der Welt genommen hat. Er lasse mein Ende seyn, wie das ihrige! Ihr Tod kränkt mich nicht so sehr, als daß ich sie nicht vor ihrem Ende noch einmal habe sehen können; und dieses Vergnügen hoffte ich künftige Ostern. So hoffen wir Menschen. Die Kosten ihres Begräbnisses wird

Gellert V.

19

wohl der Mittelste ausgeleget haben; so wird er sie auch unter uns drey Brüder vertheilen. Dem Herrn von Crausen habe ich den Tod unserer Mutter bereits gemeldet und ihm gedanket; allein ich habe ihm nicht geschrieben, daß ich die Pension vom vorigen Jahre ausgeleget habe, dieses wäre so begehrtlich gewesen. Er schicke sie nun oder nicht: so bin ich vollkommen zufrieden. Und weil Ihr, liebe Schwester, mit untrer Mutter doch einige Vortheile verlieret: so will ich Euch jährlich, so lange ich lebe, 8 Thaler zu einem kleinen Zuschusse aussetzen. Kann ich mehr zu Euerm Besten thun: so versteht es sich, daß ichs gern thun werde. Mein Kopf beunruhiget mich seit einigen Tagen sehr. Ein beständiges Spannen in demselben macht mich träge, verdrossen, und zur Arbeit, die nur einiges Nachdenken erfordert, ungeschickt. Aber warum bist du so unruhig in mir, meine Seele? Hatte auf Gott! — Das erbauliche Ende des sel. Stadtschreibers hat mich sehr gerührt. Gott sey Preis und Dank dafür! — Trauern werde ich um die sel. Mutter nicht. Warum sollte ich bey den igtigen Zeiten vierzig bis funfzig Thaler zu einer Ceremonie anwenden, die nicht nothwendig ist. Ich werde Sonntags und etwa, wenn ich Besuche gebe, schwarz gehen; mehr werde ich nicht thun. — Lebt wohl! Grüßet den Herrn Bruder und den Herrn Diaconum ergebenst. Ich danke dem Letzten herzlich für die umständliche Nachricht von dem Tode der Seligen. Ich bin der Euerige

G.

169.

A u d i e s e l b e.

E. d. 16. Febr. 1750.

Ich weiß Euch nichts zu schreiben, als daß ich vier Wochen in Störmthal gewesen bin, und morgen auf einige Tage nach

Bonau reifen muß, weil die Frau von Zedtwig mir sonst alle Freundschaft aussagen will. In Rippach will sie mich nebst ihrem Gemahl und dem Herrn Cammerherrn von Schönberg abholen. Aber was macht der gute Herr Bruder? Gott stärke ihn am Leibe und Geiste, und friste ihm, wenn es ihm gefällt, das Leben noch lange zum Besten seines Hauses. G...l geht auf seinem guten Wege fort, Gott gebe, beständig.

— Der Bruder aus Freyberg ist noch hier bis künftige Woche. Wie lebt Ihr seit dem Tode unserer seligen Mutter? Traurig? Von mir weiß ich Euch nicht viel zu sagen; ich müßte über meinen Kopf Klagen und das will ich nicht thun, damit ich mich nicht verfühle. Geduld und Hoffnung soll unsre tägliche Tugend seyn. — Grüßt den Herrn Bruder und alle, die noch von uns übrig sind, und lebt wohl.

G.

170. (45.)

Moriq v. Brühl an Sellert.

Paris, d. 17. März 1750.

Liebster Professor,

Ich schreibe Ihnen jetzt, da ich im Begriffe bin, eine große unruhige Stadt zu verlassen, überhäuft mit verdrüsslichen Vorbereitungen zu einer weiten Reise, die mir nicht so weit vorkommen würde, wenn ich sie zu Ihnen thun sollte. O wenn wird mir doch ein günstiges Schicksal erlauben, Sie, mein verehrungswürdiger Freund, zu umarmen! Wie lange werde ich noch herumitren müssen, ehe ich dem Umgange meiner Freunde, entfernt von dem Getümmel der Höfe und der unruhigen Gewinnsucht der Städte, auf einem stillen Landgute die Ruhe und die Zu-

friedlichkeit werde finden können, nach der die meisten so fruchtlos streben! Adann werden Sie fortfahren, mir Lehren der Weisheit zu geben, womit Sie schon in dem Anfange meiner Jugend den Grund zu meinem Stürke gelegt haben. Adann erst werde ich Ihnen meine Dankbarkeit für so ausnehmende Wohlthaten beweisen können, indem ich die Frucht davon mit vollen Händen einsammeln werde. Ich erinnere Sie igt an Ihr ehemaliges Versprechen. Möchte ich doch bald die Erfüllung davon sehen!

Darf ich hoffen, daß Sie mich in Warschau bisweilen mit einigen Zeilen von Ihnen beglücken werden? Wie viel deutsche Bücher sind nicht seit meiner Abwesenheit erschienen, die mir alle unbekannt sind! Sollte sich denn keine Gelegenheit finden, mir selbige nach Warschau zu schicken? Ich bitte Sie darum, mein liebster Professor, auf das inständigste. Herr P[ajon] hat seit einem Monate den Messias zu übersetzen angefangen. Der Chevalier d'Arc, der ihn zu dieser Arbeit veranlaßt, hatte anfänglich Lust, nach dem Gebrauche seiner Landsteute viel Veränderungen darinnen zu machen. Ich habe es aber doch dahin gebracht, daß das Original genau nach den Worten übersehet wird. Es wird schwer seyn, den Nachdruck und die Stärke des Originals in der französischen Uebersetzung bezubehalten; wenigstens wird sie aber doch getreu seyn; und dieß ist, beucht mich, eine nothwendige Eigenschaft einer jeden Uebersetzung.

Igt nehme ich Abschied von Ihnen, mein liebster Professor, auf beynähe zween Monate. Schreiben Sie mir nicht eher als bis ich Ihnen meine Ankunft in Warschau werde gemeldet haben. Leben Sie wohl.

Brühl.

171. (188.)

[An den Commissionrath Wagner.]

Bonau, d. 20. May 1759.

Ich schreibe heute an Sie, und zwar aus derselben Stube, wo Sie mich vor zwey Jahren auch an einem Sonntage in einer sehr elenden Gestalt angetroffen und mit Ihrem Besuche erquicket haben. Ich möchte gern zu der Empfindung des Vorzugs kommen, den ich iht vor der damaligen Verfassung genieße; aber ob ich gleich nicht auf dem Bette seuffzen darf, ob ich gleich, indem ich dieses schreibe, die Alee, den Berg mit seinem Getraide, den Himmel mit seiner Sonne ganz offen vor mir sehe: so freue ich mich doch viel zu wenig über mein Glück; und daß ich dieses mir nicht leugnen kann, ist für mich schon Ursache genug zur Unzufriedenheit. Nach diesem mich demüthigenden Eingange will ich so wenig mehr von mir selber reden, als es möglich seyn wird. Was machen Sie also, mein Ueber *? — — — —

An den armen Thomã denke ich oft; aber ich fürchte, er wird nicht mehr leben, wenn ich nach Leipzig komme; eben der Mann, der viel gesünder und stärker war, als ich und tausend Andere. Doch ist denn ein guter Tod nicht das größte Glück? Warum denke ich ihn so wenig von dieser Seite? Bete für deine sterbenden Freunde, und stirb täglich in Gedanken, und sey fromm und fröhlich. — — — —

Die Frau von Sedwitz] und Ihr Gemahl wünschen, daß Sie sie von Raachstädt aus besuchen möchten; und ich dünkte, Sie thäten es und brächten Ihre Frau mit. Sie haben mich nebst dem Kammerherrn Schönberg] feyerlich in Rippach eingeholet, und derselbe Abend war für mich wirklich angenehm. In der That fehlet mir nichts in Bonau zu meiner Freude, als ich mir selber und etwas mehr Gesundheit. — — — —

Leben Sie wohl. Ich küsse Sie und die Ihrige, und bin
Ihr ergebenster

G.

172. (189.)

N u b e n f e l b e n .

[2. Juni 1759.]

Der Lob Ihrer selbigen Großmutter hat mich nicht erschreckt, aber desto mehr Ihre Hinsälligkeit bis zum Bettlägrigwerden. Wollte doch Gott Ihnen das geben, was ich in der Pfingstwoche so oft für mich erbeten habe, Kraft zur Gelassenheit und zu einer muthigen Ergebung in alle seine Schickungen! Ich habe den andern und dritten Fevertag in Bonau das ausgestanden, was ich in meinem Leben nicht gefühlet und was ich Ihnen nicht beschreiben kann. Trösten Sie sich mit mir, guter * *. Gott sorgt für uns; darum lassen Sie uns weniger sorgen. Was kann mir wiederfahren, wenn Gott mich will bewahren? Und er mein Gott bewahret mich, und wird geben, daß alles zu unserm wahren Besten diene. Diesen Trost tief in meine Seele zu drücken, ist meine Arbeit, auch wenn ich fühle, daß ichs nicht vermag. Gott ist die Liebe und unser Erlöser unsre Kraft und Stärke und Seligkeit. Vielleicht findet Sie dieser Brief gebessert; und ich habe weit mehr Vertrauen zu Ihrer Gesundheit, als zu der meinigen, die mich kaum diesen Brief — — — — — ohne Bedängstigung schreiben läßt. — — — — — Ich bin gestern wieder in Leipzig angekommen und weine, daß Sie nicht da sind; denn alles ist für mich öde und leer. Aber Muth und Geduld. Ohne Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse ist keine wahre Ruhe der Seelen. Er weiß allein, was uns dienet, und ist mit seiner Kraft in dem Schwächsten

noch mächtig, der sie suchet und wähet. Nun, guter °°, kommen Sie gestärkt, und wenn es möglich ist, bald wieder zu uns. Ich grüße Ihre liebe Frau und Ihr ganzes Haus herzlichst und ergebenst.

G.

173. (46.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Warschau, d. 21. Jun. 1759.

Mein liebster Professor,

Schon seit drey Wochen bin ich hier, und ich habe Ihnen noch nicht geschrieben! Das ist freylich kein geringer Vorwurf für mich. Aber wenn Sie wüßten, was das wäre, so zu reden in eine neue Welt versetzt zu werden, und zwar in eine solche neue Welt, die gewiß nicht unter allen möglichen die beste ist: vielleicht würden Sie mich nicht nur entschuldigen, Sie würden mich sogar beklagen, und empfinden, daß man nicht verdient, an Sie zu schreiben, wenn man von Paris hieher kömmt. Ich bin eben nicht auf eine lächerliche Art in Paris verliebt. Sie wissen, mein liebster Professor, daß Freunde und Freyheit jeden Ort für mich in ein Paris verwandeln können; und daß Haynchen für mich eben so viel Reizendes haben würde, als die Hauptstädte der Engländer und Franzosen, wenn ich das Glück hätte, Sie dort anzutreffen. Welch ein Trost für mich, daß ich endlich mein Herz gegen Sie ausschütten kann? Ich fühle schon kaum noch halb die Last, unter der ich beynahе versunken wäre. Sie müssen mir noch einige Klagen erlauben. Die Zuversicht, mit der ich Ihnen klage, ist ein Balsam für mein Herz. Schon ist es ruhiger, als es bey'm Anfange dieses Briefs war; schon sängt es

er etwan für das Fieber gut seyn sollte. — Hier ganzer Seiten zu beschreiben, und das mit Nichts? Ja wohl, liebste Freundinn, das kann Niemand so leicht, wenn er nicht sehr hypochondrisch ist. Mein Herz sagt mirs, daß Sie das Fieber ist verläßt, ich kann also mit Ehren schließen. Leben Sie wohl.

S.

167. (69.) *

An den Freiherren von Crauffen.

L. d. 25. Jan. 1759.

So wie ich Niemanden weiß, der sich um meine Mutter verdienter gemacht, als Sie, großmüthiger Freund, so haben Sie auch unter allen meinen Freunden das Recht, ihren Tod zuerst zu erfahren. Vor wenig Stunden erhielt ich die Nachricht davon, und kaum habe ich die ersten Regungen der Liebe und des Schmerzes durch kindliche Thränen befriediget: so schreibe ich an Sie; das Wichtigste, was heute mein gerührtes Herz thun kann und will. Der Tod meiner Mutter ist am 23ten dieses Monats erfolgt; und sie ist gestorben, wie sie gelebet hat, sanft und fromm. Ich bin zwar nicht bey ihrem Ende gewesen; aber ich weiß es sicher, daß ihr letzter Segen mich und Sie zum Segensstande gehabt hat. Im Namen dieser Seligen also danke ich Ihnen, theuerster Gönner und Freund, hiermit für die liebevolle Wohlthat, mit der Sie dieselbe so viele Jahre erfreut, und in ihrem Alter gestärket haben. Gott belohne Sie mit den Jahren meiner Mutter: sie hat achtzig Jahre gelebet; und mit ihrem Ende: sie ist freudig und sanft eingeschlafen, und ihr letztes Wort ist Dank und Preis Gottes gewesen. Es ist meiner seligen

*) (Dieser Brief steht nicht in der bei No. 14 angeführten Sammlung.)

Mutter unbegreiflich vorgekommen, wie ein Fremder ihr eine so große und langwierige Gutthat erweisen könnte, die sie nicht verdienst hätte, und ihr Sohn eben so wenig; wird es der Nachwelt nicht eben so unglaublich vorkommen, wenn sie vielleicht erfährt, daß ein gelehrter Herr und Kenner der Wissenschaften, außerhalb meinem Vaterlande, mir, ohne daß ich vorher seinen Namen gekannt, eine jährliche Pension auf die großmüthigste und verborgenste Art angeboten, und, da ich sie verbot, sie meiner Mutter, die er aus meinen Briefen gekannt, bestimmt hat? Ich habe meine Mutter außerordentlich geliebet, und so werde ich ihren Wohlthäter auch bis an mein Ende außerordentlich lieben und verehren, und wie das erste meine Schuldigkeit war, so thue ich auch im andern Falle noch nichts als Schuldigkeit. Ja, theuerster Freund, so erkenntlich ich im Herzen bin; so bleibe ich doch stets ein Schulbner, der nicht weiß, wie er in der That dankbar seyn kann. Mit dieser Empfindung bin ich zeitlebens

G.

168.

Gellert an seine Schwester.

L. den 27. Jan. 1759.

Also ist unsere liebe Mutter nun auch in die Ewigkeit eingegangen? Ich weine und danke Gott, der sie durch einen so sanften und seligen Tod von der Welt genommen hat. Er lasse mein Ende seyn, wie das ihrige! Ihr Tod kränkt mich nicht so sehr, als daß ich sie nicht vor ihrem Ende noch einmal habe sehen können; und dieses Vergnügen hoffte ich künftige Ostern. So hoffen wir Menschen. Die Kosten ihres Begräbnisses wird

Gellert V.

19

wohl der Mittelſte ausgeleget haben; ſo wird er ſie auch unter uns drey Brüder vertheilen. Dem Herrn von Crauſen habe ich den Tod unſerer Mutter bereits gemeldet und ihm gedanket; allein ich habe ihm nicht geſchrieben, daß ich die Penſion vom vorigen Jahre ausgelegt habe, dieſes wäre ſo begehrtlich geweſen. Er ſchicke ſie nun oder nicht: ſo bin ich vollkommen zufrieden. Und weil Ihr, liebe Schweſter, mit unſrer Mutter doch einige Vortheile verlieret: ſo will ich Euch jährlich, ſo lange ich lebe, 8 Thaler zu einem kleinen Zuſchuſſe ausſetzen. Kann ich mehr zu Euerm Beſten thun: ſo verſteht es ſich, daß ichs gern thun werde. Mein Kopf beunruhiget mich ſeit einigen Tagen ſehr. Ein beſtändiges Spannen in demſelben macht mich träge, verbroſſen, und zur Arbeit, die nur einiges Nachdenken erfordert, ungeſchickt. Aber warum biſt du ſo unruhig in mir, meine Seele? Harre auf Gott! — Das erbauliche Ende des ſel. Stadtschreibers hat mich ſehr gerührt. Gott ſey Preis und Dank dafür! — Trauern werde ich um die ſel. Mutter nicht. Warum ſollte ich bey den ihligen Zeiten vierzig bis funfzig Thaler zu einer Ceremonie anwenden, die nicht nothwendig iſt. Ich werde Sonntags und etwa, wenn ich Beſuche gebe, ſchwarz gehen; mehr werde ich nicht thun. — Lebt wohl! Grüſſet den Herrn Bruder und den Herrn Diaconum ergebentſt. Ich danke dem Lezten herzlich für die umſtändliche Nachricht von dem Tode der Seligen. Ich bin der Euerige

G.

169.

A n d i e ſ e l b e .

E. d. 16. Febr. 1750.

Ich weiß Euch nichts zu ſchreiben, als daß ich vier Wochen in Störnthal geweſen bin, und morgen auf einige Tage nach

Donau reifen muß, weil die Frau von Ledt wig mir sonst alle Freundschaft aussagen will. In Rippach will sie mich nebst ihrem Gemahl und dem Herrn Cammerherrn von Schönberg abholen. Aber was macht der gute Herr Bruder? Gott stärke ihn am Leibe und Geiste, und friste ihm, wenn es ihm gefällt, das Leben noch lange zum Besten seines Hauses. G...l geht auf seinem guten Wege fort, Gott gebe, beständig.

— Der Bruder aus Freyberg ist noch hier bis künftige Woche. Wie lebt Ihr seit dem Tode unserer seligen Mutter? Traurig? Von mir weiß ich Euch nicht viel zu sagen; ich müßte über meinen Kopf Klagen und das will ich nicht thun, damit ich mich nicht verfühle. Geduld und Hoffnung soll unsre tägliche Tugend seyn. — Grüßt den Herrn Bruder und alle, die noch von uns übrig sind, und lebt wohl.

G.

170. (45.)

Morig v. Brühl an Sellert.

Paris, d. 17. März 1759.

Liebster Professor,

Ich schreibe Ihnen jetzt, da ich im Begriffe bin, eine große unruhige Stadt zu verlassen, überhäuft mit verdrüsslichen Vorbereitungen zu einer weiten Reise, die mir nicht so weit vorkommen würde, wenn ich sie zu Ihnen thun sollte. O wenn wird mir doch ein günstiges Schicksal erlauben, Sie, mein verehrungswürdiger Freund, zu umarmen! Wie lange werde ich noch herumirren müssen, ehe ich dem Umgange meiner Freunde, entfernt von dem Getümmel der Höfe und der unruhigen Gewinnsucht der Städte, auf einem stillen Landgute die Ruhe und die Zu-

19

friedlichkeit werde finden können, nach der die meisten so fruchtlos streben! Alsdann werden Sie fortfahren, mir Lehren der Weisheit zu geben, womit Sie schon in dem Anfange meiner Jugend den Grund zu meinem Stücke gelegt haben. Alsdann erst werde ich Ihnen meine Dankbarkeit für so ausnehmende Wohlthaten beweisen können, indem ich die Frucht davon mit vollen Händen einsammeln werde. Ich erinnere Sie igt an Ihr ehemaliges Versprechen. Möchte ich doch bald die Erfüllung davon sehen!

Darf ich hoffen, daß Sie mich in Warschau bisweilen mit einigen Zeilen von Ihnen beglücken werden? Wie viel deutsche Bücher sind nicht seit meiner Abwesenheit erschienen, die mir alle unbekannt sind! Sollte sich denn keine Gelegenheit finden, mir selbige nach Warschau zu schicken? Ich bitte Sie darum, mein liebster Professor, auf das inständigste. Herr P[ajon] hat seit einem Monate den Messias zu übersehen angefangen. Der Chevalier d'Arc, der ihn zu dieser Arbeit veranlaßt, hatte anfänglich Lust, nach dem Gebrauche seiner Landsleute viel Veränderungen darinnen zu machen. Ich habe es aber doch dahin gebracht, daß das Original genau nach den Worten übersehet wird. Es wird schwer seyn, den Nachdruck und die Stärke des Originals in der französischen Uebersetzung beyzubehalten; wenigstens wird sie aber doch getreu seyn; und dieß ist, beucht mich, eine nothwendige Eigenschaft einer jeden Uebersetzung.

Igt nehme ich Abschied von Ihnen, mein liebster Professor, auf beynähe zween Monate. Schreiben Sie mir nicht eher als bis ich Ihnen meine Ankunft in Warschau werde gemeldet haben. Leben Sie wohl.

Brühl.

171. (188.)

[An den Commissionrath Wagner.]

Bonau, d. 20. May 1759.

Ich schreibe heute an Sie, und zwar aus derselben Stube, wo Sie mich vor zwey Jahren auch an einem Sonntage in einer sehr elenden Gestalt angetroffen und mit Ihrem Besuche erquicket haben. Ich möchte gern zu der Empfindung des Vorzugs kommen, den ich iht vor der damaligen Verfassung genieße; aber ob ich gleich nicht auf dem Bette seuffzen darf, ob ich gleich, indem ich dieses schreibe, die Alee, den Berg mit seinem Getraide, den Himmel mit seiner Sonne ganz offen vor mir sehe: so freue ich mich doch viel zu wenig über mein Glück; und daß ich dieses mir nicht leugnen kann, ist für mich schon Ursache genug zur Unzufriedenheit. Nach diesem mich demüthigenden Eingange will ich so wenig mehr von mir selber reden, als es möglich seyn wird. Was machen Sie also, mein lieber **? — — — —

An den armen Thomä denke ich oft; aber ich fürchte, er wird nicht mehr leben, wenn ich nach Leipzig komme; eben der Mann, der viel gesünder und stärker war, als ich und tausend Andere. Doch ist denn ein guter Tod nicht das größte Glück? Warum denke ich ihn so wenig von dieser Seite? Bete für deine sterbenden Freunde, und stirb täglich in Gedanken, und sey fromm und fröhlich. — — — —

Die Frau von S[ledwitz] und Ihr Gemahl wünschen, daß Sie sie von Saachstädt aus besuchen möchten; und ich dünkte, Sie thäten es und brächten Ihre Frau mit. Sie haben mich nebst dem Kammerherrn S[chönberg] feyerlich in Rippach eingeholet, und derselbe Abend war für mich wirklich angenehm. In der That fehlet mir nichts in Bonau zu meiner Freude, als ich mir selber und etwas mehr Gesundheit. — — — —

Leben Sie wohl. Ich küsse Sie und die Ihrige, und bin
Ihr ergebenster

G.

172. (189.)

A n d e n f e l b e n .

[E. Juni 1759.]

Der Tod Ihrer seligen Großmutter hat mich nicht erschreckt, aber desto mehr Ihre Hinsälligkeit bis zum Bettlägrigwerden. Wollte doch Gott Ihnen das geben, was ich in der Pfingstwoche so oft für mich erbeten habe, Kraft zur Gelassenheit und zu einer muthigen Ergebung in alle seine Schickungen! Ich habe den andern und dritten Fevertag in Bonau das ausgestanden, was ich in meinem Leben nicht geföhlet und was ich Ihnen nicht beschreiben kann. Trösten Sie sich mit mir, guter °°. Gott sorgt für uns; darum lassen Sie uns weniger sorgen. Was kann mir wiederfahren, wenn Gott mich will bewahren? Und er mein Gott bewahret mich, und wird geben, daß alles zu unserm wahren Besten diene. Diesen Trost tief in meine Seele zu drücken, ist meine Arbeit, auch wenn ich fühle, daß ichs nicht vermag. Gott ist die Liebe und unser Erlöser unsre Kraft und Stärke und Seligkeit. Vielleicht findet Sie dieser Brief gebessert; und ich habe weit mehr Vertrauen zu Ihrer Gesundheit, als zu der meinigen, die mich kaum diesen Brief — — — — — ohne Beängstigung schreiben läßt. — — — — — Ich bin gestern wieder in Leipzig angekommen und weine, daß Sie nicht da sind; denn alles ist für mich öde und leer. Aber Muth und Geduld. Ohne Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse ist keine wahre Ruhe der Seelen. Er weis allein, was uns dienet, und ist mit seiner Kraft in dem Schwächsten

noch mächtig, der sie suchet und wähet. Nun, guter °°, kommen Sie gestärkt, und wenn es möglich ist, bald wieder zu uns. Ich grüße Ihre liebe Frau und Ihr ganzes Haus herzlichst und ergebenst.

G.

173. (46.)

Moriz v. Brühl an Sellert.

Warschau, d. 21. Jun. 1759.

Mein liebster Professor,

Schon seit drey Wochen bin ich hier, und ich habe Ihnen noch nicht geschrieben! Das ist freylich kein geringer Vorwurf für mich. Aber wenn Sie wüßten, was das wäre, so zu reden in eine neue Welt versetzt zu werden, und zwar in eine solche neue Welt, die gewiß nicht unter allen möglichen die beste ist: vielleicht würden Sie mich nicht nur entschuldigen, Sie würden mich sogar beklagen, und empfinden, daß man nicht verdient, an Sie zu schreiben, wenn man von Paris hieher kömmt. Ich bin eben nicht auf eine lächerliche Art in Paris verlehrt. Sie wissen, mein liebster Professor, daß Freunde und Freyheit jeden Ort für mich in ein Paris verwandeln können, und daß Haynchen für mich eben so viel Reizendes haben würde, als die Hauptstädte der Engländer und Franzosen, wenn ich das Glück hätte, Sie dort anzutreffen. Welch ein Trost für mich, daß ich endlich mein Herz gegen Sie ausschütten kann? Ich fühle schon kaum noch halb die Last, unter der ich beynähe versunken wäre. Sie müssen mir noch einige Klagen erlauben. Die Zuversicht, mit der ich Ihnen Klage, ist ein Balsam für mein Herz. Schon ist es ruhiger, als es bey dem Anfange dieses Briefs war; schon sängt es

an, mit den beglückenden Empfindungen erfüllt zu werden, die ich so oft in Ihrer Gesellschaft gefühlt, und die ewig denen unbekannt bleiben müssen, die weder Geschmack noch Tugend lieben, und beständig genöthigt sind, so zu reden sich selbst und Andere zu fliehen. Wie groß ist nicht hier die Anzahl dieser unglücklichen Geschöpfe! Doch ich will nicht weiter klagen. Ich darf nicht vergessen, daß die Mäßigung in allen Stücken eine Grundregel ist, von der man nicht abweichen soll. Wenn mir auch gleich Ihre Freundschaft langweilige Klagen verziehe, so würde ich mir sie doch selbst nicht verzeihen können. Aber, liebster Professor, sind Sie denn noch unverändert derselbe gegen mich? Haben nicht Zeit und Abwesenheit auch über Ihr Herz ihre gewöhnliche Herrschaft ausgeübt? Glauben Sie nicht, daß ich diesen Gedanken nähere. Er ist viel zu beunruhigend für mich, um ihn jemals für wahr halten zu können. Zürnen Sie mit mir, daß ich seiner nur Erwähnung gethan habe, und zeigen Sie mir in Ihrem ersten Briefe, daß ich Ihre Freundschaft zu verlernen verdiente, wenn ich im Stande wäre, an derselben zu zweifeln. Leben Sie wohl. Ich bin ewig
Ihr

Brühl.

Meinen Bruder, der jetzt in Leipzig ist, und vermuthlich auch das Glück hat, Sie zu kennen, bitte ich Sie, vielfach in meinem Namen zu grüßen. Mein Gruß wird in Ihrem Munde einen neuen Werth für ihn bekommen, und ich liebe meinen Bruder zu sehr, um ihm nicht meine Erinnerung so angenehm zu machen, als es mir nur immer möglich ist.

174.

Sellert an seine Schwester.

L. d. 23. Juni 1759.

Ich habe seit dem andern Pfingstfeyertage viel traurige Stunden und beynahelauter Franke Lage gehabt. An diesem Tage ward ich in Bonau früh beym Aufstehen, auf eine mir vorher unbekante Art, die ich Euch nicht beschreiben kann, krank, zwey Tage krank, ohne bettlägerig zu seyn, und doch konnte und mochte ich weder sitzen, noch stehen und gehen, noch essen, noch lesen, noch liegen. Donnerstags darauf reiste ich nach Leipzig zurück, und heute, da ich dieses schreibe, bin ich leidlich, wenigstens fühle ich keine Angst, wenn gleich keine Heiterkeit. Ich trinke auf den Montag eine Bouteille Bitterwasser. Meine Nerven scheinen sehr geschwächt und mein Magen kraftlos zu seyn. Aber nicht geklagt, ich habe viel Ursache, Gott zu danken, daß die Last noch nicht über Vermögen gewesen ist. Er thut und läßt zu, was uns gut und selig ist, wenn es uns auch noch so bitter wäre; wir sollen unser Vertrauen und unsre Geduld üben, und hoffen, wo wir nicht sehen. — Der Advokat Thomá, sonst ein gesunder und fester Mann, fiel vor etlichen Wochen in eine Krankheit, ohne das Bette zu hüten, und starb die Woche vor Pfingsten an einer verhärteten Leber. Wieber einer von meinen Freunden vor mir hin, der mich durch sein Bepspiel sichtbar lehret, daß der Gesunde und Franke in der Hand des Herrn mit seinen Tagen steht. Nütze dein Leben und stirb täglich in dem Herrn, so wird dich der Tod nicht erschrecken, er komme, wenn er wolle. Unser Erlöser hat ihn überwunden und ihn uns selig gemacht. Der gute Herr Bruder, wie ich höre, ist auch noch schwach. Ich bete für ihn. — — Lebt wohl und betet für mich.

G.

175.

An dieselbe.

L. d. 2. Juli 1750.

Beunruhiget Euch nicht! So beschwerlich mir auch meine Umstände vielleicht mit Recht zu gewissen Stunden vorkommen: so sind sie doch in andern Stunden wieder erträglich, und dieses muß mich in der Geduld und dem Vertrauen auf die Hülfe Gottes stärken. In zweymal vier und zwanzig Stunden habe ich vier und vierzig Jahre erlebt, und er hat mir aus so mancher Noth gnädig und wunderbar geholfen; und so wird er es auch in den Tagen thun, die mir noch zum Leben übrig sind. Diese Lage wohl anzuwenden, um getrost zu sterben, dieses sey mein ganzer Kummer; das Uebrige alles sey Gott heimgestellt. — Begehrt meinen Geburtstag mit Gebet und guten Wünschen, so wie ich ihn zu begehen denke. Vermuthlich werde ich den Nachmittag bey dem Commissionrath Wagner zubringen. Vormittags will ich meine Stunden lesen. Ich sollte am Sonnabende mit nach Reinharz zum Erbmarschall Löser fahren; er schickte Pferde, ich hatte es versprochen; aber es war mir zu übel, als daß ich eine Reise von sechs Meilen hätte thun können, ich ließ also den Bruder allein reisen. — Gödicke ist krank; und vermuthlich wird ein Fieber kommen. Nun getrost! Lebt wohl. Ich grüße alle herzlich. G.

176. (190.)

[An den Commissionrath Wagner.]

Störmthal, d. 16. Sept. 1750.

Ich denke so oft an Sie, ja ich bete selten für mich, ohne zugleich für Sie zu beten; warum sollte ich also nicht auch oft

an Sie schreiben, da ich Zeit genug übrig habe? Es ist wahr, daß sich mein Unvermögen auch bis auf die Briefe erstreckt; aber um diesem Unvermögen nicht nachzugeben, will ich lieber schreiben, und Ihnen, wo nicht durch den Brief, doch durch meine Ueberwindung ein Vergnügen machen. Meine Umstände sind fast eben diejenigen, in denen Sie mich leztens verlassen haben, und ohne Klagen zu wollen, sage ich Ihnen, daß ich viel leide; viel, das weiß Gott. Aber ich suche mich mit dem Troste seines Wortes zu beruhigen, mich zu stärken, wenn ich schwach werde, und zu hoffen, wo nichts zu hoffen scheint. Niemals habe ich vielleicht so sehr empfunden, wie wenig der Mensch ohne den beständigen Einfluß der göttlichen Gnade vermag, als in diesem Jahre, und ich lerne Davids Bekenntniß verstehen: Wenn dein Wort nicht wäre mein Trost gewesen, so wäre ich vergangen in meinem Elende. Ich lerne die Worte, Röm. 9. verstehen: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“ Er muß uns Kraft geben, unser Elend und Verderben lebendig zu erkennen und zu fühlen, und Kraft, seine freye Gnade in Christo zu glauben, und ohne alle unsre Würdigkeit und vielmehr als die Unwürdigsten, uns zuzueignen, unser Gewissen dadurch zu beruhigen und im Glauben an diese seine Gnade, an die Vergebung aller unsrer Sünden um Jesu Christi willen, uns mit Liebe und Vertrauen zu ihm, mit der Hoffnung des ewigen Lebens und mit Lust und Kraft zum Guten und einem heiligen Abscheu vor allem Bösen zu erfüllen. O liebster **, wie sehr sollte ich Gott bloß für die Wohlthaten danken, daß ich einen Freund an Ihnen habe, mit dem ich so christlich reden und durch dessen Beyspiel ich mich erwecken und trösten kann! Ja, des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding. Wenn Gott es demüthiget, und zur besondern Kenntniß sein selbst, seiner Sünden, seiner bösen Neigungen und seines Unvermögens, sich selbst zu heiligen, bringen

will: so flieht dieß Herz zu seinen eignen Bemühungen, sich zu helfen, und sich von seiner Angst durch Thränen und Gebete, durch Lesen und Studieren, durch gute Werke, durch mühsame Einsamkeit zu befreien, und Gott zu bewegen, ihm das Verdienst des Erlösers deswegen zu Gute kommen zu lassen. Luther sagt an einem Orte: „Wenn der Glaube rein und ungefärbt bleibt, fußet und gründet er sich nicht auf mich selbst, noch mein Thun, daß mit Gott darum sollte gnädig seyn, wie der falsche Heuchelglaube thut, welcher menget in einander Gottes Gnade und mein Verdienst, ob er auch wohl die Worte behält von Christo, aber doch des Herzens Zuversicht sezet heimlich auf sich selbst, also daß es nur eine angestrichene Farbe ist — Das hebe an und versuche es, wer da will, so wird er sehen und erfahren, wie trefflich schwer es sey, und wie sauer es wird, daß ein Mensch, der sein Lebetage in seiner Werkheiligkeit gesteket, sich herauschlinge und mit ganzem Herzen erhebe durch den Glauben in diesem einzigen Mittler. Ich habe es nun selbst schier zwanzig Jahre geprediget, daß ich sollte herauskommen seyn; noch fühle ich immerdar den alten anklebischen Unflat, daß ich gern mit Gott so handeln wollte, und etwas mitbringen, daß er mit seine Gnade für meine Heiligkeit müste geben, und will mit nicht ein, daß ich mich so gar soll ergeben auf die bloße Gnade, und muß doch nicht anders seyn.“ — — Wie bewundre ich den seligen Luther in seiner biblischen Weisheit, in seiner freymüthigen Aufrichtigkeit und großen Demuth; und wie sehr fürchte ich, daß Gott oft ein erwecktes Herz, das sich aber selbst helfen will, nicht anders von seinem Irrthume und heimlichen Unglauben heilen und zur Erkenntniß seines großen Stands bringen will, als wenn er es einige Zeit durch Entziehung seiner Gnadenkräfte sich selbst, seiner Weisheit und Stärke, das ist, seiner Thorbheit und Schwachheit überläßt. Aldann fühlen wir, wie viel Bbtes noch in uns wohnet; und wie selbst die Leidenschaf-

ten und Neigungen, die wir am gewiſſeſten und ſeit vielen Jahren beſiegt zu haben glaubten, noch in uns da ſind, und nach der Herrſchaft ſtreben. Alsdann fühlen wir bey den Anklagen unſers Gewiſſens, wie wenig wir ſeine Unruhen ſtillen können, und wie nicht unſre Lebensbesserung, ſondern das göttliche und unendliche Verdienſt unſers Erlösers der Grund unſrer Gnade bey Gott allein, ganz allein ſeyn, und wie uns Gottes Geiſt durch den Glauben umbilden, heiligen und getroſt machen muß. — Diebſter* *) ich habe viel geſchrieben, möchte ich doch etwas Gutes für mich geſchrieben haben! —

Und wie leben Sie denn? Mein Herz ſagt mirs, daß Sie glücklicher leben als tauſend andre Menſchen. Ich bitte Gott darum, bitte, daß er mich dieſen Tag, ſo ſchwer er auch ſeyn mag, geduldig und voll Hoffnung wolle zubringen, und nicht ſo Kleinmüthig ſeyn laſſen. Wer einen Gott zum Erlöſer und Heiler hat, ſagte Cramer einſtens zu mir, der ſoll nicht traurig ſeyn, wenigſtens es nicht bleiben. Ich grüße Ihre liebe, fromme, vortreffliche Frau, das Glück Ihres Lebens, und bin ic.

G.

177.

Gellert an ſeine Schweſter.

L. d. 2. Oct. 1759.

Der 23. September hat, Gott ſey gepreiset! nichts weiter bedeutet, als daß er mich nachdrücklicher an meinen Tod erinnerte*). Und wenn er dieſe Wirkung auf mich gethan, ſo iſt

*) Dieſer Brief war die Antwort auf eine Zuſchrift ſeiner Schweſter, in welcher die Rede von einem Traume geweſen war, der ſie in Abſicht auf den geliebten Bruder ſehr beunruhigt hatte. Lencke.

es eine große Wohlthat für mich. Gott sey gelobet, der mir bisher aus so mancher Gefahr und Kümmeriß geholfen hat; er wird ferner mit seiner Gnade mir und uns allen nahe seyn. Unfern Freund wird also sein Vater bald wieder erhalten. Das Examen ist zwar noch nicht vorbey; allein es ist mir auch nicht bange, und ich bin sehr ruhig. Er hat mir versprechen müssen, den Sonntag stets feyerlich und mit Uebung der Religion zu begehen, und ohne die höchste Noth keine Berufsarbeit an demselben zu verrichten, noch sich solche Vergnügungen zu erlauben, die dem Herzen schädlich sind. Gesezt, Gott rief seinen lieben Vater zu sich, ehe er ihn versorgt hätte, so weiß ich doch, er wird sein Fortkommen in der Welt finden, wenn er nur Gott fürchtet und Fleiß anwendet.

— — Ich verreise diese Messe nicht, weil ich mir nicht trauen darf und weil mein Uebel fast stets anhält, oder doch, ehe ichs denke, wieder kommt. Lebt wohl. Ich grüße Euch alle herzlich.

S.

178.

A n d i e s e l b e .

L. d. 21. Dec. 1759.

Herr Buschmann wird Euch sein Glück erzählen. Ich danke Euch für Euren langen Brief und wünsche durch diesen Euch und unserm ganzen Hause Leben, Gesundheit und Zufriedenheit zum neuen Jahre. Gott stärke insonderheit den lieben Herrn Bruder. Ich habe ein Geschenk aus Warschau durch einen mir unbekanntem Gönner erhalten, der mir sogar eine beständige Pension ungenannt geben will. Ich kann Euch daher

deſto eher ein Vierteljahr von Eurer Penſion auf das künftige Jahr bezahlen. Hier ſind 2 Thaler, und zugleich 8 Groschen für Arme. Danket Gott, der ſo gnädig und mehr als gnädig für uns und beſonders für mich ſorgt. Lebet wohl. Ich grüße alle herzlich.

G.

179. (70.)

An die Frau Gräfinn von *.

1759.

In dieſem Augenblicke erinnere ich mich, daß morgen ein ſehr feyerlicher Tag für Sie einfällt. Möchte ich doch mit meiner Freude und mit meinem Glückwunſche der erſte ſeyn! Ja, theuerſte Gräfinn,

Noch oft wird dieſer Tag ein Feſt des Dankens ſeyn,
 Noch oft des Grafen Herz erfreun,
 Noch oft der Kinder Wuſch erneun,
 Noch oft der Enkel Bollkuſt ſeyn:
 Da wirſt Du, Gräfinn, noch in langen langen Jahren
 Des Lebens größtes Glück erfahren,
 Das Glück der Lieb und Zärtlichkeit,
 Der Tugend und Zufriedenheit,
 Das Glück, mit Kindern edler Gaben,
 Die Welt und dich erfreut zu haben,
 Das Glück, mit den verliehnen Gaben,
 Die Menſchen gern beglückt zu haben,
 Das Glück der oft vollbrachten Pflicht;
 Mehr Glück hat dieſes Leben nicht.

G.

An den Grafen Moriz v. Brühl.

L. d. 10. Jan. 1760.

Sie haben mir durch meinen Bruder sagen lassen, daß ich Sie nicht vergessen soll; das heißt, wie mir mein Herz sagt, daß ich bald an Sie schreiben soll; und was thue ich lieber, als daß ich an Sie denke, an Sie schreibe, und von Ihnen rede? Aber warum schreibe ich gleichwohl nicht öfter? Liebster Graf, warum? Weil ich igt fast nichts als Collegium, und nach den Collegiis nichts als Hinfälligkeit bin. Auch ein Brief, der mir sonst Freude war, wird mir igt nicht selten eine große Arbeit. O wie wenig bin ich der Borige, und wie alt muß ich seyn, da ich so gern klage! Doch heute will ich nicht klagen, ich will mich freuen, daß ich noch an Sie schreiben, und wieder in einem neuen Jahre Sie aller meiner Liebe und Hochachtung, die Sie vor tausend Andern verdienen und haben, versichern kann. Immerdar müsse es dem Grafen Moriz wohl gehen, und sein Glück und sein Verdienst müsse das Glück vieler Tausende und die Freude aller Rechtschaffenen werden! Ja, theuerster Graf, Gott, den Sie von Jugend auf vor Augen gehabt, wird Sie mit einem reichen Maaße von Weisheit und Tugend, und also auch von Zufriedenheit und Glückseligkeit segnen, und Sie, wie ich sicher hoffe, das höchste und freudigste Alter erreichen und dereinst sterben lassen, wie Sie gelebt haben. Alle gute Menschen, die von Ihnen reden, reden nichts als Rühmlisches von Ihnen; beynah nichts anders, als was ich in meinem Gedichte zu Ihrem vierzehnten Geburtstage, nicht von der Poesie, sondern von Ihrem Charakter begeistert, vorher verkündigt habe. O welche Zufriedenheit wird mir das noch in der Ewigkeit geben, daß ich auf Erden mit zu der Pflicht bestimmt war, die ersten Empfindungen Ihres edlen Herzens zu bemerken und zu bilden!

Wächte doch der Graf Heinrich seinem würdigen Bruder volls
kommen ähnlich werden! Er zeigt, so jung er ist, schon viel
Anlage dazu.

Eine kleine Entdeckung muß ich Ihnen noch machen. Ich
habe vor wenig Wochen die Versicherung aus Warschau erhalten,
daß mir ein unbekannter Gönner daselbst eine jährliche Pension
von 150 Thalern (denke ich) ausgesetzt hätte, und zugleich
wurde mir von Herrn D ** die Hälfte ausgezahlt. Ein son-
derbares, unerwartetes und unverdientes Glück! Wer ist der
Großmüthige, der mir Gutes thun will, ohne mich den Wohl-
thäter kennen zu lassen? Ich verweise Sie, bester Graf, auf
einen Brief an den Herrn von E **, in der Hoffnung, daß Sie
mir einiges Licht über mein Glück geben werden, wenn Sie
können, und wenn mirs gut ist. Ich umarme Sie und bin bis
an mein Ende der Ihrige,

G.

181. *)

An Friedrich Nicolai.

E. d. 24. Jan. 1760.

Hochedler,

Hochzuehrender Herr,

Sie verlangen in Ihrem letzten Briefe einige Nachrichten
von meinem Leben; und wie gern wollte ich Ihnen solche erthei-
len! Aber auf der einen Seite ist mein Leben nicht sehr merk-
würdig, und auf der andern Seite, wo es etwas Besonderes
hat, da darf ich Ihnen, lieber Herr Nicolai und der Welt

*) (Aus dem Original, im Besiz des Hrn. Benoni Friedländer
zu Berlin.)

nicht selbst-zelgen, um nicht wider die Bescheidenheit oder Klugheit zu sündigen. Nach meinem Tode wird man verschiedene kleine Anekdoten finden, die theils nützlich theils dem Publico angenehm seyn können. Ist mir Ihr Verlangen bloß mit einigen historischen Umständen zufrieden stellen; und diese sollen Sie zu Ende des Briefs finden. Uebrigens wünsche ich Ihnen zu dem gefaßten Entschlusse, die Leben der deutschen Poeten, nach Art des Tubbers zu beschreiben, Glück, Geduld und Zeit; denn soviel Sie auch Beruf zum Autor haben, so haben Sie doch noch einen dabey, den Sie nach meinem Wunsche nie aufgeben sollen. Von den Briefen über die neueste Litteratur habe ich gestern das Ende des 4ten und den Anfang des 5ten Theils durch Herr Reichen erhalten; wofür ich Ihnen ergebenst danke, und zugleich für das erste Stück des 4ten Bandes von der Sammlung Verm. Schriften. Ich glaube, daß diese Uebersetzungen allerdings für viele Leser angenehm und lehrreich sind. Könnten Sie nicht dann und wann ein kleines Stück aus einem griechischen Autor mit übersetzen lassen? — Herr Weise, wie Sie vielleicht schon wissen werden, ist jetzt mit seinem Grafen in Paris und wenig mit seinem Aufenthalte daselbst zufrieden.

So bald ich eine bequeme Gelegenheit finde, will ich ihm des sel. Kleists Leben, das noch bey mir liegt, zuschicken. Endlich bitte ich um Vergebung, daß ich Ihren letzten Brief so lange unbeantwortet gelassen. Ich leide theils in Ansehung meiner Gesundheitsumstände, und theils in Ansehung der allgemeinen Last viel, wenigstens in meinen Freunden, und ich bin daher oft auch zu den angenehmen Pflichten ungeschickt. Leben Sie allezeit wohl. Ich bin beständig mit einer wahren und großen Hochachtung und Freundschaft

Ewr. Hochedeln

ganz ergebenster Diener
C. F. Sellert.

N. S. Lassen Sie in dem beygelegten Leben weg, was Sie wollen, mir kömmt alles klein und eitel vor, was ich von mir selber sagen soll. — Die Jahrzahlen zu den Schriften weis ich selbst nicht so genau. — Die Uebersetzungen habe ich fast alle.

[Beilage.]*)

Christian Fürchtegott Sellert

geboren 1715 den 4. Julius zu Haynichen, einem Städtchen im Erzgebürge, zwischen Freyberg und Chemnitz gelegen und dem Herrn von Schönberg gehörig. Hier war sein Vater Christian Sellert, länger als funfzig Jahre, Diaconus und nachher Oberpfarrer und starb 1746 in einem Alter von 76 Jahren, nachdem er dreyzehn Kinder von sich gesehen und größten Theils erzogen hatte. Herr Prof. Sellert genoß den ersten Unterricht in der öffentlichen Schule seines Geburtsorts und wurde nachher einige Jahre durch Privatunterweisung geschickt gemacht, daß er in seinem dreyzehnten Jahre die Fürstenschule Meissen beziehen konnte. Hier errichtete er die vertraute Freundschaft mit dem igtigen Herrn Professor Gärtner in Braunschweig und dem Herrn Obersteuersekretair Rabener. Nachdem er in Meissen fünf Jahre die Humaniora erlernt und ein Jahr für sich in dem Hause seines Vaters sich zur Academie vorzubereiten gesucht: so gieng er im Jahre 1734 nach Leipzig und trieb daselbst die Philosophie und Theologie nebst der Litteratur**). Nach vier Jahren rief ihn sein Vater nach Hause zurück. Bald darauf

*) (Die Beilage ist nicht von Sellert geschrieben, aber von ihm selbst durchorrigirt.)

***) (Durchschriften: Er härte daselbst die Philosophie bei Dr. Adolph Friedrich Hofmann, die Theologie bey Dr. Klaußingen und Dr. Weifen, und die Historie und Litteratur bey Löchern, Christen und Rappen.)

bekam er auf dem Lande die Aufsicht über einen jungen Herrn von Rüttichau*), und nachher unterwies er ein Jahr lang zu Hause einen Schweftersohn, welchen er 1741 auf die Academie nach Leipzig begleitete. Er hörte hier zum zweytenmale die Philosophie bey Dr. Hofmann, den er sehr hoch hielt, führte die Aufsicht über die Studien seines Vettters und gab etlichen jungen von Adel einen Privatunterricht im deutschen Style. Um diese Zeit studirte der sel. Johann Elias Schlegel, nachheriger Professor zu Soroe, in Leipzig, mit welchem Herr Gellert, durch gleiche Neigungen und Liebe zu den schönen Wissenschaften vereint, einen genauen und täglichen Umgang gepflogen. Im Jahre 1743 ward er in Leipzig Magister der Philosophie und das Jahr darauf erwarb er sich auf dem philosophischen Catheder durch eine Disputation de Poesi Apologorum eorumque scriptoribus das Recht, Collegia zu lesen. Der berühmte Herr Hofprediger Cramer disputirte damals unter ihm. Von dieser Zeit an las er über die Poesie und Beredsamkeit, schrieb verschiedene seiner Schriften nieder**) und gab darauf 1746 den ersten Theil seiner Fabeln und Erzählungen, 1747 den ersten Theil der Schwedischen Gräfinn, 1748 den zweyten Theil der Fabeln und Erzählungen, und die Trostgründe wieder ein sieches Leben (*), ferner 174 — die Lustspiele; 1751 die Briefe; 1754 die Lehrges-

*) (Durchstrichen: über ein Paar junge von Adel.)

**) (Hier ist durchstr.: J. E. die Betschwester und den ersten Theil der Schwedischen Gräfinn.)

(*) Der Verfasser derselben ist schon seit zwanzig Jahren mit hypochondrischen Zufällen beschwert, von welchen ihn weder Brunnen nach Bäder haben befreyn wollen, auch drey tödtliche Krankheiten nicht, die ihn seit zwölf Jahren befallen und davon er die letzte, eine Pleuresie, auf dem Lande ohnweit Rossbach eben zur Zeit der Rossbacher Battalie überstanden. (Anmerkung von Gellerts eigener Hand.)

dichte: 1756 die Sammlung vermischter Schriften und 1757 die geistlichen Lieder heraus. Verschiedene dieser Schriften sind in das Französische, Englische, Holländische, Dänische und Pöhlische, profaisch und poetisch, aber nicht alle mit gleichem Glücke übersehet. Herr Sellert erhielt das Amt eines Professoris philosophiae extraordinarii 1751 und trat es mit einer Rede von dem Einflusse der schönen Wissenschaften in das Herz und die Sitten, an, die in der Sammlung vermischter Schriften, übersetzt von Herr Mag. Heyern zu finden ist, und lud zu dieser Rede durch ein Programm de Comoedia commovente, ein, das Hr. M. Lessing in seiner theatralischen Bibliothek übersetzt hat.

Er hat noch zween ältere Brüder, mit denen er zugleich in Weissen und Leipzig studiret hat; der erste ist Oberpostcommissar in Leipzig und der andere Bergcommissionsrath in Freyberg und Mitglied der Academie zu Petersburg.*) — Seine Mutter, eine gebohrne Schütznin, die Herr Prof. Sellert außerordentlich geliebt hat, ist 1759 in Haynichen in einem fast achtzigjährigen Alter verstorben. Sie hat sich an diesem Orte durch ihren frommen und sanften Character und durch ihren sehr erbaulichen Wandel unsterblich gemacht.

*) (Durchstrichen: bey der er zehn Jahre Professor Adjunctus gewesen.)

Kabener an Sellert.

Bülau, d. 25. Jan. 1760.

Ich habe vergessen, Ihnen, liebster Kleiner, da ich in Leipzig war, meine Autornoth zu klagen. Meine Schriften werden in der Schweiz nachgedruckt. Desto mehr Ehre für Sie, mein Herr College, werden Sie sprechen — Aber sprechen Sie das im Ernste? Unmöglich! Ein verpfuschter Nachdruck, wie dieser seyn soll, muß mich eher demüthig als stolz machen. Mein ehrlicher Verleger dauert mich zu sehr, als daß ich mich über den prächtigsten Nachdruck freuen sollte: Denn, ob ich gleich ein Steuersekretär bin, so habe ich doch, Gott verzeih mir, so viel Menschenliebe, daß ich mich über den Verlust meines Verlegers von ganzem Herzen kränke. Das Schlimmste aber ist dieses, daß der schelmische Corsar in der Schweiz durch die Schaffhauser Zeitung hat bekannt machen lassen: er gäbe meine Schriften vermehrt heraus. Unter uns gesprochen; ich bin darüber sehr verlegen. Ich kann mir nicht ausdenken, durch was für Stücken sie könnten vermehrt seyn? Durch einige, aus den Belustigungen, die ich, als unechte und ungerathene Kinder, vorlängst verstoßen habe? das will ich nicht wünschen. Und doch wünsche ich das noch eher, als wenn diese angedrohte Vermehrung durch einige Briefe geschehen sollte, die ich, zum Theil vor vielen Jahren; an B[odmer] und andere Schweizer geschrieben habe. Und wäre das, wie ich es beynahе befürchten muß, was soll ich thun? Rathen Sie mir, mein lieber Sellert. Ich glaube wohl, daß einige Ausdrücke in diesen Briefen seyn mögen, die ich würde gemäßigt haben, wenn ich mir hätte vorstellen können, daß jemand meine Correspondenz auf diese Art mißbrauchen

*) (Kabeners Briefe, herausgeg. von Weiße S. 264 ff.)

wärde: Aber doch getraue ich mir alles zu verantworten, was darinne steht. Soll ich an das Publikum appelliren und protestiren? soll ich die Briefe, so viel ich deren etwan noch in Händen habe, selbst bekannt machen, ohne zu erwarten, daß sie der Nachdrucker der Welt, vielleicht verflümmelt mittheilt? oder soll ich das alles erwarten, und mich alsdann erst bey der Welt entschuldigen, oder durch einen Freund mich entschuldigen lassen? Wehe dem Nachdrucker, wenn er es so weit kommen läßt! Kurz, lieber Gellert, geben Sie mir einen guten Rath. Ich bin ganz unschlüssig dabey, so unschlüssig, daß ich noch nicht einmal recht weiß, ob ich bey der Schelmeren dieses Buben mich ärgern, oder gleichgültig seyn soll. Läßt er sie drucken; so erfährt die Welt einige vortheilhafte Urtheile, die ich von meinen Freunden gefällt habe, und welche desto unpartheyischer seyn müssen, da sie niemals in der Absicht geschrieben waren, der Welt solche bekannt zu machen. Und sind auch etwan hier und da lächerliche Züge von andern Personen darinnen, so ist das nicht eine Beleidigung von mir, sondern von dem, der sie wider meinen Willen hat drucken lassen. Und doch werde ich mich ärgern, gewiß werde ich mich ärgern, ich mag mich auch ich noch so philosophisch dabey anstellen; wer weiß, ob ich nicht durch diese philosophische Gelassenheit mich selbst zu betrügen suche. Ihren Rath, bester Freund, erwarte ich mit Ungebuld; und er wird desto gründlicher seyn, da sie gewissermaßen Selbst in den Umständen sind, nur mit dem Unterschiede, daß Ihr Brief Ihnen gewiß Ehre macht, wenn er auch, welches ich noch nicht glaube, durch den Druck bekannt werden sollte; meine Briefe aber — o, das war gar zu bescheiden, Schande sollen mir diese Briefe auch nicht machen; ich will doch sehn, wer das Herz hat, mir so etwas nachzusagen? Aber darinne ist ein großer Unterschied: in dreyen von meinen Briefen wird etwan von Einer Person ein wenig Gutes gesprochen; und Sie haben in

Einem Briefe von dreyen Personen auf einmal so viel Gutes gesagt; und sind auch einige scherzhafte Züge mit darinnen, so sind diese für das Original immer noch vorthellhaft, denn ich glaube, ein preussischer Husar, wie sie ihn geschildert haben, wird sich dabey immer noch sehr geschmeichelt finden, anstatt, daß er sich hätte müssen für beleidigt halten, wenn Sie ihm hätten eine süße lispelnde Sprache, eine Beutelperücke, glazirte Handschuhe, und weiße seidene Strümpfe gegeben. Aber, ich weiß nicht, warum ich mich bey Ihrem Briefe *) aufhalte, da ich selbst so viel Noth wegen der meinigen habe.

Mit einem Worte, ich bitte mir Ihren freundschaftlichen Rath aus, und darauf schwöre ich Ihnen bey der wildesten von meinen Satiren, Ihr Secundant in allen dergleichen Fällen zu seyn. Leben Sie wohl, mein lieber Kreuzbruder!

Kabener.

183.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 25. Febr. 1760.

Mein Kopf, o, der ist immer noch mein Feind. Ich dulde viel daran, das weiß Gott; aber der weiß auch zu helfen, daran soll uns gnügen. Von den Liebern will ich binnen acht Tagen noch drey Exemplare in kleinem Formate schicken, eins für den Herrn Pastor Lechla, eins für den Herrn Bruder, und eins nach Reichenhahn. Gott gebe, daß diese Arbeit diejenige werde, auf die ich mit dem meisten Vergnügen zurück sehen mag. Ich wollte dem Publico zum Besten anfangs von dem Verleger gar nichts nehmen; allein da meine Pension jetzt wegfällt, da mir die Reinenigen näher sind, als das Publicum, so habe ich

*) (Vermuthlich der unter No. 165. abgedruckte Brief.)

125 Thaler gefordert und 150 erhalten. So viel. Lebt wohl und betet um Frieden — —

G.

184. *)

E. d. 22. März 1760.

Lieber Better,

Ich danke ihm sehr für den guten Brief, den er mir geschrieben hat, und erfreue mich zugleich über die Nachricht von seiner leidlichen Gesundheit, seinem Fleiße und der hinlänglichen Arbeit seines Berufs. Fahre er fort, mein lieber Sohn, und er wird ein Beweis seyn, daß Gebet und Arbeit Niemanden verläßt. Es ist schon ein großes Glück für ihn, daß ihm Gott seine Mutter so lange erhält, und daß er diese Wohlthat durch so viel Liebe und Gehorsam zu verdienen sucht. Kann ich ihn in seiner Handthierung durch einen Vorschuß an Gelde oder Büchern unterstützen: so melde er mirs, ich wills gern thun. So viel, mein lieber Better. Lebe er wohl; und wer nach Gottes Willen lebt, der lebt allezeit, auch im Unglücke, noch wohl. Ich grüße seine liebe Mutter und bin zeitlebens sein ergebenster Better

G.

*) (An den Sohn von Gellerts Schwester, Friedrich Biehle, der 1806 in Hainichen als Buchbindermeister starb. — Gellerts Familienbriefe.)

Liebster Häfeler, *)

Als ich heute, am grünen Donnerstage, in dem Gedanken der feyerlichsten Handlung der Religion, die ich eben verrichtet hatte, nach Großbosens Garten gieng, kam mir vor demselben ein Briefträger mit dem Briefe an den seligen Sch mehr entgegen. Ich erbrach ihn mitten auf dem Wege, las, erschrad, las ihn noch einmal, sah gen Himmel, und konnte weder beten noch weinen. Aber ich gieng zurück in mein Haus; und nun habe ich das erste, und ich denke, auch das andre gethan. Also stehen Sie, mein theuerster Freund, nahe an den Pforten der Ewigkeit? Gott, der barmherzige Gott, stärke Ihre fromme Seele im Glauben zum ewigen Leben, und lasse die Tage, oder Stunden, die er Ihnen noch auf der Erde bestimmt, zu Stunden der Standhaftigkeit im Leiden, zu Stunden des Trostes und der Freude in Gott, Ihrem Heilande, und für die, die um Sie sind, zu lehrreichen Stunden werden! O wie glücklich, wie übergücklich sind Sie, bester Freund, daß Sie freudig und selig zu sterben durch die Religion gelernt haben! Ihr Brief, den ich iht vor mir habe, Ihr Brief voll Christenthum und Ergebung in den göttlichen Willen ist Ihre größte und rühmlichste That auf Erden, und er soll nicht von mir kommen. Sie thun noch, indem Sie sterben, einem Manne Gutes, der schon vor Ihnen zu Gott gegangen ist, und da für seinen Wohlthäter betet. Sagen Sie ihm in der Ewigkeit dereinst, daß Ihre letzte Wohlthat, die ihn nicht mehr gefunden, durch meine Hände andre Arme erquicket hätte. Ach, liebster Häfeler, ich weine und umarme Sie im Geiste, und segne Sie mit Wünschen der Liebe, und erbaue mich aus Ihrem Briefe, aus Ihrer Gelassenheit und Ihrem Glauben. Ja, es gehört zu den Wohlthaten

*) (Vgl. No. 189.)

des heutigen Tages, daß ich Ihren Brief erhalten. Ich soll an meinen Tod denken, indem ich den Ihrigen fühle; ich soll für Sie beten, und mich, zum Beweise der Liebe der Religion, über Ihre Seligkeit erfreuen, an dem Gedächtnistage der Leiden des Sohnes Gottes erfreuen, der die Auferstehung und das Leben, der ewig unsre Gerechtigkeit, und im Tode allein unser Trost und unsre Stärke ist. Vor wenig Tagen las ich in einem gedruckten Schreiben des D. Young eine Nachricht von dem Tode des großen Addison, die mich ganz entzückt und zugleich gedemüthigt hat. Als er auf seinem letzten Lager die Aerzte aufgegeben, und sich allein zu Gott seinem Erlöser gewandt, befahl er, daß man einen seiner jungen Anverwandten rufen sollte. Er kam, Addison lag ruhig und schwieg. Ich komme, sagte der Jüngling, Ihre letzten Befehle zu hören, die ich heilig erfüllen werde. Was haben Sie mir zu befehlen? Nichts, versetzte Addison, Sie sollen sehen, in welchem Frieden ein Christ sterben kann. — Und bald darauf starb er. Ihr Ende, wenn es Gott beschlossen hat, gleiche dem Ende dieses frommen Mannes, und meines sey selig in Christo, wie das Ihrige!

**Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt,
 (So laß mich noch im Tode denken)
 Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
 Mit ihm nicht alles schenken!**

Was hätte ich an meinem Communiontage bessers thun können, als an meinen sterbenden Häseler schreiben? Aber ich bin sehr bewegt, ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll; ich möchte Sie wohl in dieser Welt noch sehen! In der seligen sehe ich Sie; das hoffe ich zur Gnade Gottes. Diese sey mit Ihnen und mir! Also leben Sie wohl, und also sterben Sie, wenn Ihre Stunde kommt, christlich groß. Ich bin ewig Ihr Freund,

G.

186. (64.)

An Herrn von Bofe.

Störmthal, d. 10. Apr. 1760.

Ich halte es allerdings für eine besondre Vorsehung, daß Ihnen ein Antrag, wie der C^o ist, und noch dazu in dem Augenblicke geschieht, da Sie Leipzig verlassen müssen, und eine nähere Bestimmung Ihres Schicksals erwarten. Gehen Sie nach C^o, das verlange ich von Ihnen als Ihr Freund und ehemaliger Führer; ich hoffe sicher, Sie gehen Ihrem Glücke entgegen. Aber wollen Sie erst die Antwort von P^o erwarten? Ich dachte nicht, sondern ich erwartete sie in dem Hause des Herrn von B^o, nicht als Regierungsrath, sondern als ein Fremder, der sich bey Hofe bekannt machen will. Was ist das für ein Herr von B^o? Kenne ich ihn? Es muß ein wackerer, ein vortrefflicher Mann seyn, wie ich aus seinem ganzen Briefe sehe, der mit so vieler Einsicht, Freundschaft und Geschmac geschrieben ist. Empfehlen Sie mich seiner Gewogenheit nachdrücklichst. — Lieber Bofe, gehn Sie getroßt. Gott, den Sie fürchten, wird Sie allezeit wohl führen, gesetzt, daß auch dieser Weg der nicht wäre, den Sie zu Ihrem künftigen Glücke gehen sollen. Er gefällt mir unendlich besser, als der Weg der Reise in fremde Länder. Sie können nügen, ohne zu reisen, und haben Lebensart, ohne sie in fremden Ländern zu suchen. — — — Leben Sie wohl, und bleiben Sie stets der, der Sie zeither gewesen sind, so werden Sie in allen Umständen des Lebens glücklich seyn, wenn Sie auch das Glück der großen Welt nicht machen. Ich umarme Sie, segne Sie im Herzen, und bin ewig Ihr Freund.

S.

187. (191.)

[An den Commissionrath Wagner.]

Störmthal, d. 13. Apr. 1760.

Sie wollen mich auf den Freytag abholen? Das ist viel Freude für mich, wenn mir anders die Freude nicht unmöglich geworden ist. — — — Ich für meine Person kann alle Stunden fort; denn das Land hat so wenig Reiz für mich, als die Stadt, und ich weiß nicht, welcher traurige Geist sich meiner bemächtigt hat, daß gar keine Freude in mein Herz kömmt. Mein Kopf, mein armer Kopf, ach der ist gespannt, gebunden, und alle Gedanken liegen an Fesseln, nur die beschwerlichen nicht. Lieber Gott, wie nichts, wie gar nichts ist der Mensch! Aber vielleicht soll ich dieß besser lernen, weil ichs noch nicht genug weiß oder wissen will. — Die Frau von [ledtwich] erwartet mich, und heimlich bebaure ich sie, daß sie mich erwartet. Gleichwohl ist es Pflicht, daß ich eine Dame besuche, die so viel Vertrauen und Freundschaft für mich hat, daß sie sich von meinem Besuche viel Vortheil verspricht. Vermuthlich werde ich also künftige Woche nach Bonau gehen, an einen Ort, wo ich durch zwei Krankheiten unendlich an meinem Charakter gelitten habe. Aber so viel habe ich doch nicht gelitten, daß ich nothwendig klagen und ungeduldig seuffzen muß. Nein, wenn auch das Glend unsre Schuld nicht wäre: so ist doch der Mangel der Gelassenheit und Geduld im Glende gewiß stets unsre Schuld. Wen beschäme ich also, wenn ich klage, als mein eigen Herz? Und also hätte ich weiser gehandelt, wenn ich von mir selbst geschwiegen hätte. Aber ich dachte, weil ich mit Ihnen redte, so dürfte ich einmal klagen, das heißt, fehlen.

Ich bin der Ihrige

G.

L. d. 2. Mai 1760.

Hochwohlgeborner,

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Sie erweisen meinen Fabeln durch Ihre Uebersetzung viel Ehre, und geben zugleich einen Beweis, wie glücklich der Officier ist, der ausser seiner Hauptwissenschaft sich mit den schönen Wissenschaften zu unterhalten gelernt hat. Möchten doch viele von Ihrem Stande das Vergnügen des Lesens und des Studirens in den Winterquartieren kennen, und dadurch ihr Herz auf diejenige Zeit stärken, wo sie vor den Waffen nicht mehr lesen können. Von der Uebersetzung selbst, kann ich, Hochzuehrender Herr Hauptmann, als ein Deutscher, nicht zuverlässig urtheilen. Mein nach meiner Empfindung sind die überschickten Fabeln größtentheils schön, und weit richtiger, als die Strasburger Uebersetzung. Der Herr von Riveri in Paris hat auch viele von meinen Fabeln übersetzt; und ich weiß nicht, ob Ihnen dieses Werk bekannt seyn wird. Es führet den Titel: *Fables et Contes*. Paris, 1754. in 12mo. Uebrigens danke ich Ihnen außerordentlich für die Mittheilung Ihrer Poesien, versichere Sie meiner Hochachtung auf die vollkommenste Art, und wünsche Ihnen von Herzen in dem bevorstehenden Feldzuge Gesundheit, und in allen Gefah-

*) (Aus: Freundschaftliche Briefe von Gellert. Leipzig, 1770. Die in dieser Sammlung enthaltenen, an einen preussischen Hauptmann, nachher Major, v. G. (nach C. H. Schmid, Nekrológ. 1785. St. 2, S. 530 Hrn. v. Grabosky) gerichteten elf Briefe bilden auch, mit dem oben unter No. 52. abgedruckten, den Inhalt der Sammlung, die unter dem Titel: Siebenter bis Achtzehnter Brief von Gellert. Berlin, 1770 erschien.)

ren den Schutz Gottes. Ich verharre Zeit Lebens mit aller Ergebenheit und Freundschaft

Ewr. Hochwohlgebohren

gehorsamster
C. F. Sellert.

189. (48.)

An den Grafen Moriz von Brühl.

E. d. 2. Mai 1760.

Ich weiß Ihnen außer meiner Liebe und unserm Unglücke wenig zu erzählen. Das letzte ist weltkundig, und die erste ist Ihnen schon seit Ihrem vierzehnten Jahre bekannt. Indessen gehört es zu meiner Ruhe, daß ich Ihnen in jedem Briefe sage, wie sehr ich Sie liebe und verehere. Ich fange also auch den heutigen in dieser Sprache des Herzens an, mein liebster Graf. Denn das sind Sie; Sie sind einer meiner liebsten Freunde, und Sie werden es mir bis an mein Ende bleiben. — — — —
Der Herr von Läubern hat Youngs Brief über die Originalwerke übersetzt. Dieser Brief ist zu schön, als daß ich Ihnen solchen nicht mitschicken sollte. Wie ist es möglich, daß ein Greis von achtzig Jahren noch so lebhaft und doch so richtig denken kann? Lesen Sie nur, liebster Graf. Ein Perle von Young hat mehr Leben, als mein ganzer Brief nicht haben wird. Wie sehr wird Sie die christliche Anekdote von Addison erfreuen! Ich habe sie wohl zwanzigmal gelesen; sie ist ganz Original, Originalgröße. — Von Cronqsts Schriften ist der erste Theil fertig. Ich habe ihn noch nicht gesehen, allein wenn ich ihn fortbringen kann, so erhalten Sie ihn mit diesem Briefe. — Daß

der Herr von Rivery an den Blättern gestorben ist, werden Sie wohl aus des Freron Année Littéraire gesehen haben. Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn ich den Verlust eines Mannes, der mir so viel Achtung bewiesen, nicht bedauern sollte.

So habe ich auch vor wenig Tagen einen lieben Freund an dem jungen Herrn von Häfeler verloren, der in der Osterwoche in Halle an einer Auszehrung gestorben ist. Er hat mir noch auf seinem Sterbebette einen Brief geschrieben, der mehr Ruhm für ihn ist, als ein ganzes Buch. Sein Herz war vortrefflich, und seine Geschicklichkeit groß. Er ist lange mein Zuhörer gewesen, und sein Brief schließt sich mit der Stelle:

Da will ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionenmalen
Noch segnen, daß er mir ihn wies.

Welche Belohnung ist so ein Dank, mein liebster Graf! — Gramers Aufseher, Sie haben Recht, ist wirklich sehr ernsthaft; allein er soll es auch nach seiner Absicht und den gewählten Materien seyn. — — — — —
Leben Sie wohl, liebster Graf.

G.

190. (74.)

Bonau, d. 12. Mai 1760.

Theuerste Freundin,

Ich bin in Bonau, und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben: so fühle ich doch, daß es auch ohne Versprechung meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefs mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. May gieng ich mit Quasi-Postpferden, nachdem ich

von halb fünf Uhr bis um sieben auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Famulus und noch eines Studenten, herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr neblig, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz froz ich, und im Pelze wollte ich verschmachten. Meine drey Pferde, ein weißes, schwarzes, und braunes, schliefen im Gehen, und der Postkillion versicherte mich, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde, und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sey. Ich trug alles dies mit einer mürrischen Geduld, als vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir sehr bitter schmeckte, und kam endlich in Markranstädt an, wo die Pferde getränkt und ein Schmidt und ein Wagner herbey gerufen wurden, um eine Besichtigung an meinem Wagen, der dem Grafen S** gehörte, anzustellen. Der Postkillion behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde gewinnen; und der Schmidt sagte, wenn er nicht drey bis vier neue Schrauben von seiner Arbeit an diesen Wagen ansetzte, so würde er auf immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein, denn er sagte, der Mann, der diesen Wagen gebaut, müßte gar keinen Menschenverstand, und der ihn gekauft hätte, viel Geld übrig und nicht viel Verstand mehr als der Messer gehabt haben; kurz, ich war in der Gewalt des Schmidts, der eine Schraube nach der andern abriß und neu machte, und sie ansetzte, und mich einmal über das andre anfuhr, daß ich mit einer solchen Chaise zu fahren mit kein Gewissen machte. Indem ich also hielt, kam die Frau von *** mit ihrer Familie, sieben Personen in Einem Wagen. Ich mußte nothwendig aus dem meinigen aussteigen und sie becomplimentiren — Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor? — Nach Bonau, gnädige Frau. — Wo liegt das Bonau? — Bey Weissenfels, Raumburg und Zeitz — Es kann doch nicht bey allen drey

Orten liegen? — Ach ja; es liegt bey allen dreyen: ich kann es nicht ändern. — Was wollen Sie denn in Bonau? — Nichts, auf der Welt nichts, gnädige Frau. — Ich schickte gestern in Leipzig nach Ihnen, Herr Professor: da ließ man mir sagen, Sie wären in * * bey * *. Sie reisen ja recht herum — Leider! und Sie sind nicht sicher, daß ich nicht zu Ihnen komme, wenn der Krieg noch länger dauert. — Herr Professor, sieng eine von den Fräulein an, Sie stehen ja mit Damen in Briefwechsel? — Ich? mit Damen? — Ja, sehen Sie — ein allertliebster Brief — Ich mochte gern nicht sehen noch wissen, was sie für einen Brief meynte, oder wie sie dazu gekommen wäre: genug, dieß Compliment und das Hämmern des Schmitzts brachten mich vollends um alle meine Gelassenheit. Ich konnte auch der gnädigen Frau auf alle Fragen nichts weiter antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieses hatte die Wirkung, daß sie den Postillion fortfahren und mich glücklich nachkommen ließ. Es geschah auch. Ich erreichte Rippach um zwölf Uhr. Aber zu meinem Schrecken erblickte ich mich hier unter lauter Freyhusaren und Freybeutern. Ich bat den Postmeister innständig, daß er mich bald fortzuschaffen und mir eine Stube allein geben sollte. Kommen Sie, sagte er, in meine Schlafkammer, sonst ist kein Winkel mehr leer. Ich gieng hinein, befeuzte mein Schicksal, daß ich nichts zu essen bekommen und doch auch keine Pferde haben konnte. Hier saß ich also, und nun traten sechs Officiere unangemeldet in mein Zimmer. Ich stehe auf und bückte mich. — Lassen Sie sich nicht stören, Herr Professor, sieng der erste an. Dieß hier ist der Rittmeister R * *, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General S * *. Wo gedenken Sie hin? — Nach Bonau, Herr General, komme ich Ihnen etwan verdächtig vor? — Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau seyn? Um Vergebung, wie hat Ihnen das bekannt werden können? Eben so, Herr Professor, wie mirs

bekannt ist, daß Sie oft in ** sind, und oft Besuche von solchen Leuten haben, wie der Rittmeister R** ist. — Nunmehr trat der Rittmeister näher auf mich zu, mit einem sehr freundlichen Gesichte, und sagte mir, daß er mich sehr lieb habe, und mich gern läse. — Herr Professor, fuhr der General fort, ich bitte Sie, daß Sie diesen Mittag mit mir speisen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reifen lassen. — Nun, dachte ich, das wird eine schöne Mahlzeit werden. Aber was hilft's? — Gehe mit, ehe man Gewalt braucht. Ich speiste also mit diesen Herren im Garten. Das Essen war sehr gut, und der Rittmeister und der General begegneten mir mit vieler Freundschaft; ich aber konnte nicht essen und nicht trinken, so sehr sie mir auch zuredeten. Immer dachte ich, ich würde die ganze Nacht hier reffibiren müssen, und diese Furcht gab mir, wie ich vermuthete, ein so märrisches Ansehen, daß sie sich wohl sehr über den menschenfreundlichen Professor wundern mochten; denn sie sahen mich immer einer um den andern aufmerksam an. Zu meinem Glück blies in der Hälfte der Mahlzeit ein Postillion. Halten Sie mich zu Gnaden, Herr General, sieng ich an, der Postillion ruft mich; und sogleich stund ich auf, und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, theuerste Freundinn; der General ließ mich sehr gütig von sich, und ich muß es rühmen, daß ich an seiner Tafel kein unanständiges Wort gehöret habe. Ich lief geschwind durch den Garten, sprang in den Wagen, und sagte zum Postillion: Fahrt zu, ich gebe euch doppelte Trankgeld. Alle Vorposten wollten mich aufhalten. — Wo kommen Sie her? — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals. — Sind Sie der Herr Professor Gellert? — Ja wohl. — Nun so fahren Sie ruhig, wir haben Ordre, Sie nicht aufzuhalten. Fahrt zu, Postillion! Fahrt zu, rief ich aufs neue, indem ich voll Dank meinen Hut gegen die guten Husaren abzog. Der Postillion fuhr, was er konnte, und hörte gar nicht mehr, die Vor-

posten mochten rufen, wie sie wollten. Ich kam also wie im Trunke nach Bonau. Hier fand ich die gnädige Frau krank, und zwar krank über das Schrecken, das ihr den 8. May zwey Husaren von demselben Corps gemacht hatten. Einer hatte sie erschiesen, der andere erstechen wollen, und sie selbst war von allen ihren Leuten, die von den Husaren durch Prügel waren verschreckt worden, verlassen, die Kammerjungfer ausgenommen. Ich erzählte dieser armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntschaften, und sie sah meine Ankunft für ein Glück an. Kurz, ich nützte mein Ansehn und schrieb (an wen dächten Sie?) an den Rittmeister K. . . , und bat, daß er keine solchen tyrannischen Husaren mehr nach Bonau schicken sollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffe von diesem Briefe gute Wirkung. Vielleicht kann auch einmal ein demüthiger und friedfertiger Autor eine Dame beschützen, die alle Landstände vor solchen Anfällen nicht würden schützen können. Sie hat sich, da sie nicht mehr in Furcht ist, größtentheils erholt, und mir selbst befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr sie zethier beynahe seit vier Wochen gewesen: Dies habe ich nun, deucht mich, sehr treulich gethan. — Ich will ich also spazieren gehen, und wünschen, daß keine Husaren wieder kommen. — Leben Sie wohl.

G.

191. (75.)

An dieselbe.

Bonau, d. 20. Mai 1760.

Ich liege noch immer zur Bedeckung in Bonau, und in der That ist zwischen mir und einem Husaren ist eben kein großer Unterschied. Gest hatte ich meinen Quartierstand in [Störms

thal), alsdann in [Leipzig], und nun stehe ich in Bonau; und alles, wessen ich mich bey meiner Freybeuterey rühmen kann, ist, daß ich den Leuten nichts mit Gewalt nehme. Gleichwohl zehre ich auf Kosten meiner Wirths, und bringe sie über dieses um die Zeit, ja ich bin in einer gewissen Betrachtung noch schlechter, als ein Husar; denn anstatt daß dieser Tag und Nacht in Bewegung seyn muß, so bin ich Tag und Nacht im Müßiggange. Bey dieser Lebensart kann unmöglich viel Segen seyn, und daher mag auch wohl die heimliche Unruhe kommen, die ich auf meiner Stube, im Garten und überall fühle. Ich sehe die Baumblüthe vor mir, und sie lacht mich nicht an. Ich höre die Nachtigallen, und bleibe immer kaltfinnig. Ich gehe nach Meinelshausen in das Fasanenholz, und es ist, als ob mir jeder Baum etwas vorzuwerfen hätte. Aber, werden Sie sagen, wenn Sie alles das fühlen und einsehen, warum gehen Sie nicht zurück nach Leipzig, wo sie hingehören? Warum ich nicht zurückgehe? — Die Frau von [Jedtwitz] will mich nicht fortlassen. Sie spricht, ich würde vor den Feyer Tagen nichts in Leipzig thun; und ich, ich will dennoch fort, so sehr die gute Dame das Gegentheil will. Welcher Wille wird gelten? Heute ist Dienstag; nun muß sich bald ausweisen. Leben Sie wohl.

G.

H. S. Hier schicke ich Ihnen die Antwort des Herrn Rittmeisters von R°. So lange ich hier bin, haben wir Ruhe gehabt.

199. (87.) *

An Herrn von Rochow.

L. d. 10. Juni 1760.

Liebster Herr von Rochow,

Sie machen mir wegen meines Charakters einen großen Lob-
 spruch in Ihrem Briefe, und wie glücklich würde ich seyn, wenn
 mir mein Herz sagte, daß ich das wäre, was ich nach Ihrer
 Meynung bin! Allein mein Herz sagt oft nein. Indessen ist es
 mein Wunsch, der Mann zu seyn, der ich seyn soll, ja es ist
 auch mein Bestreben. Dieses ist es alles, was ich mir mit Wahr-
 heit nachsagen kann; und wenn ich endlich besser wäre, als ich
 nicht glaube, wem hätte ich mein Gutes zu ver danken? Gewiß
 nicht mir. So aufrichtig also auch Ihr Lobspruch ist, mein lie-
 ber Herr von Rochow, so hat er mich doch weit mehr gede-
 müthiget, als erfreut; aber dennoch muß ich Ihnen dafür danken,
 und ich thue es mit dem freundschaftlichsten Herzen. Zugleich
 versichre ich Sie, daß ich Sie, nachdem ich Sie persönlich habe
 kennen lernen, noch weit mehr liebe, als vorher durch alle gün-
 stige Beschreibungen, die mir, der Herr von Bose von Ihnen
 gemacht; denn ich kenne Sie nunmehr selbst als einen Freund
 der Wissenschaften und Verehrer der Religion und als den ange-
 nehmiesten Gesellschafter. Gott lasse Sie lange zum Besten Ihrer
 Freunde, und zum Glück Ihrer Unterthanen, und zum Troste
 Ihrer Gemahlinn leben, und tausendfaches Gutes stiften! Ein
 solches Leben ist eigentlich ein wahres Leben.

Mein Aufenthalt in Bonau, der drey Wochen gedauert hat,
 ist für mich zwar nicht der ruhigste gewesen, aber ich würde un-

*) (Dervollständigt aus einer im Heyerschen Nachlaß befindlichen
 Abschrift des Originals.)

dankbar seyn, wenn ich die frohen Stunden vergessen wollte, die ich auch an diesem Orte genossen. Ich habe wenigstens das Vergnügen gehabt, die Frau von Zedtwitz durch meinen Namen von den Ausschweifungen der Freyhufaren zu befreien. Kaum war ich wieder in Leipzig, so überfielen mich die Beschwerden, die ich gemeinlich im Frühlinge dulden muß, auf das heftigste, und die Woche vom 1. bis zum 7ten Junius ist eine der schrecklichsten meines Lebens gewesen. Aber ich hoffe zu Gott, das Meiste überstanden zu haben, und preise seine Güte, daß es überstanden ist. Er gebe mir nur Vertrauen und wahre Geduld in den bösen Tagen. Unser lieber Bosc scheint seiner Versorgung nahe zu seyn; und warum sollte auch ein junger Herr mit so vielen guten Eigenschaften des Verstandes und Herzens sein Glück nicht früher finden als andre und zwar an einem wohl-eingerichteten Hofe? Ich habe es oft gesagt, daß er einer der besten Männer seines Standes und ein Beyspiel wahrer Verdienste werden und daß ihn Gott zum Segen vieler Menschen segnen würde; und ich habe dieses, da ich ihn, seinen Fleiß, sein Genie und sein frommes Herz so lange und so genau gekannt, mit Zuversicht wissen können. Daß er seine Wohlthäterinn verlohren hat, beunruhiget mich wenig. Sie hat ein gutes Werk an ihm gethan und ist dadurch belohnet; und er ist dankbar genug, daß er ihre Vorforge zu seinem und anderer Glück angewandt und stets anwenden wird. Ich will heute noch an ihn schreiben, und wenn er wegen des erfolgten Todesfalls sein Geld nicht bekommen sollte, ihm hundert Thaler anbieten, die ich iht nicht nothwendig brauche, und die ich, ohne zu wissen von wem, vorige Woche mit der Preussischen Post nebst drey französischen Zeilen voll großer Liebe und Ergebenheit, erhalten habe. Nach der Postkarte ist das Geld in Bieser oder Biegeser, unweit Magdeburg auf die Post gegeben worden. Gott weiß, wer dieser mein Gönner ist, der mich durch seine eble Freygebigkeit mehr betrübt

als erfreut hat! Ich bin unruhig, daß ich nicht weiß, und ich erzähle Ihnen diese Geschichte mit Fleiß, ob Sie mir vielleicht einiges Licht geben können. . . . Leben Sie wohl, liebster Freund.

G.

193.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 12. Juni 1760.

Liebe Schwester,

Ich habe mein jährliches Uebel schon seit Ostern gefühlt; aber unterbrochen. Doch seit dem ersten Junius bis zum siebenten ist es so außerordentlich heftig geworden, daß ich zittere, wenn ich daran gedenke. O wie viel läßt mich Gott erfahren; aber seine Wege sind doch gerecht und gütig! Er will mich Geduld und Vertrauen zu ihm lehren; denn Geduld ist euch noth, daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfalet. Seit dem 8ten Junius habe ich einige Erleichterung. Ich kann wieder schlafen und die Tage sind weit schlimmer für mich, als die Nacht.

In eben diesen traurigen Tagen, da ich um Gesundheit des Leibes und des Geistes bete, läßt mich Gott andere Beweise seiner Fürsorge sehen. Mittwoch den 4. Jun. erhielt ich hundert Thaler mit der Preussischen Post, über Magdeburg ohne Namen und Ort. In dem Couverte war nichts als ein Französisches sehr verbindliches Compliment enthalten. Ich hatte leider wenig Freude darüber, ja das Geschenk betrübete mich vielmehr. Aber

warum erkenne ich nicht mit Dank? Das ist traurig, so un-
föhlbar zu werden.

— — Der gute alte Herr Bruder mag wohl seinem Ende
sehr nahe seyn; doch sind wirs nicht alle täglich? Gott stärke
ihn in seiner Schwachheit und thue auch in seinem Tode wohl
an ihm nach seiner Gnade. Auch wünsche ich den beiden Ver-
lobten allen Segen von Gott. Wäre die Hochzeit in der Nähe,
so würde ich gern dabey zugegen seyn; aber acht Meilen, die
schweren Reisekosten und mein jetziger Zustand — Nein, ich
komme nicht.

Grüßet alle herzlich, und lebt wohl.

G.

194. (71.)

[E. d. 11. Juni] 1760.

Ueuerste Freunbinn,

Was soll das bedeuten? Heute, Mittwochs, vor acht Tagen
erhielt ich mit der Preussischen Post hundert Thaler: und eben
ist erhalte ich wieder hundert Thaler: unter eben dem Siegel
und von eben der Hand. Ich bin erschrocken, daß ich zittre;
und ich erschrecke noch mehr darüber, daß ich weder Freude noch
Dankbarkeit genug bey meinem Geschenke empfinde. Wer will
mich wider mein Wünschen reich machen? Und wie werde ich
die Wohlthaten anwenden, die mich Gott so unverdient, durch
unbekannte Hände empfangen läßt? Ich seufze um Gesundheit
und Geduld, um Lust und Kraft zur Arbeit; und ich bekomme
einmal über das andre Geld. Ich gäbe gern alles, was ich
habe, darum, wenn ich das Uebel, das mich diesen Frühling wie-
der und weit heftiger befallen hat, von mir entfernen könnte.
Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Gesundheit keinen

Werth für das Herz des Menschen hat; und daß Gelassenheit und Geduld unendlich größere Güter sind, als Reichthum und Ehre? Ach, theuerste Freundin, die erhaltenen Wohlthaten sind wohl Prüfungen für mich; aber auch, wenn sie dieses sind, muß ich sie mit Dank annehmen. Ich will gegen Andre gutthätig zu seyn suchen, wie es Andre gegen mich sind, ohne Geräusche und stets aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott, unsern höchsten Wohlthäter. Dieses will ich thun und nicht weiter forschen, woher und warum ich so viel Geld erhalte. Ich schicke Ihnen das Billet mit, das bey dem Geschenke lag; vielleicht lesen Sie es lieber, als diesen meinen Brief.

G.

195.

Gellert an seine Schwester.

E. d. 7. Juli 1760.

Der Montag und Donnerstag voriger Woche sind wieder zwey schwere, ach schwere Tage für mich gewesen; aber genug, sie sind durch Gott überstanden. Mein Geburtstag war kraftlos aber doch erträglich. Ich bin mit Büchern und Silberwerke beschenkt worden, und nichts rühret mich. — Und die Friederichsche Hochzeit, diese wird, wie ich hoffe, glücklich vollzogen seyn. Aber der Abschied wird Mutchen freylich sauer werden. Getrost: Gott wohnet überall. Ich grüße die beiden Verheiratheten herzlich, und wünsche ihnen Glück auf ihr ganzes Leben. Auch den Herrn Bruder grüße ich mit tausend guten Wünschen; und so grüße ich alle. Lebt wohl.

G.

196.

An dieselbe.

L. d. 21. Juli 1760.

Obgleich mein Uebel noch gegenwärtig ist, so habe ich doch seit dem 4. Juli keinen heftigen Anfall gehabt; eine Wohlthat, dafür ich Gott stündlich danken sollte. Auf den Donnerstag gehe ich nach Störnthal, um nach dem Willen des Arztes den Brunnen daselbst zu trinken. Ich bitte Gott nicht um Gesundheit, sondern nur, wenn es möglich ist, um Befreyung von dem Uebel, das mich zeither geängstiget hat. Hiob wünscht einmal: o daß ich wäre, wie in den vorigen Monaten! Mehr wünsche ich auch nicht. Gefällt es Gott nicht, meine Bitte zu erfüllen, so ist es Erhörung genug, wenn er mir Geduld, Muth und Vertrauen verleiht, und mit diesen eine gelassene Ergebung in alle seine Wege. Drey Wochen werde ich wohl auf dem Lande zubringen; es müßte denn seyn, daß der Brunnen mir durchaus nachtheilig wäre. Vielleicht schreibe ich Euch binnen dieser Zeit einmal. Lebt wohl, liebste Schwester, grüßet unser ganzes Haus und den Herrn Pastor Lechla.

G.

197. *)

Kabener an Gellert.

Dresden, d. 9. Aug. 1760.

Liebster Gellert,

Aus meinem Briefe an den Herrn Commissionrath, den ich Herr B. vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige

*) (Kabeners Briefe herausg. v. Weiss. S. 268 ff.)

Nachricht von meinem traurigen Schicksal ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte, denn ich finde eine große Beruhigung darinnen, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabey wenig aufhalten, und mich auf ein Diarium beziehen, welches unter der Auctorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverlässig ist; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14ten Juni mit Anbruche des Tages, fieng sich die Canonade und das Einwerfen der Haubisgranaden auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granade in mein Zimmer, (sie mochte mehr als dreyßig Pfund wiegen,) zerschmetterte die Stube meines Bedienten, und zündete. Wir löschten den Brand, und machten alle mögliche Anstalten. Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, angieng, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach Neustadt zu D[resden]. Aber auch hier fieng am 15ten die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bey mir vorbey. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Dänische Armee die Seite von der Neustadt befreyte, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um zwölf Uhr Mittags, gieng das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drey Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwey Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bom-

ben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsre Sachen geschafft hatten, zerschmettert, und Alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, welche löschten sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im Hause aufgehalten, bis es anfieng einzustürzen, und hatte ein Dugend solcher Schurken hinausgeprügelt, endlich aber ward er übermannt, und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehn, fühlte ich den Schmerz nur halb; den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher Weise verursachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit aller diesen gesegnet hatte. Gott zum Preise muß ich gestehn, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh sieng man an, auch für die Neustadt besorgt zu seyn, und viel tausend Menschen gingen zum Thore hinaus, auf das offene Feld und die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzes Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den stüzte ich mich, und wadete bey einer brennenden Hitze durch den Sand einer Meilewegs weit zu meinem Freunde, auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit dem 13ten Abends war ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwoch auf der Erde. Ich ritte endlich selbigen Tags nach Hohenstein, vier Meilen von Dres-

den, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwei Meilen reiten, und den übrigen Weg gieng er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage giengen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung.

Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich; denn keiner von meinen Freunden oder Bekannten, ist verbrannt, oder erschossen worden, ich bin gesund geblieben, und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeuge ist bey einem Bekannten unvermuthet geborgen worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist mir der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe schenkt.

Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer zum künftigen Drucke fertig liegenden Sammlung von wichtigen Briefen verschiedener Art sind leider auch fort.

Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beste. Kann ich heute noch an unsern Weise schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihm diesen Brief lesen zu lassen, so wie dem ehrlichen Dya, welcher, so bald Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind, denn ich will ihn hernach in Contribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine wichtigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich

wild macht, so schreibe ich wider seine eigene Kleine Person einen Band Satiren in Duodez, zwey Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper seyn wird.

An das Haus St * * bitte meinen unterthänigsten Respekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Cammerherrinn gethan, daß Sie Sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich liesse unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau drey tausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglücke würde nöthig gewesen seyn; so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eignes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt.

Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuer und Wassernoth

Ihr

redlichster Rabener.

R. S.

In der Residenz sind 226 Häuser abgebrannt, 37 sehr beschädigt. In Neustadt 25 Häuser beschädigt. Vor dem Pirnischen Thore 102 abgebrannt und 50 beschädigt. Vor dem Wildburfer Thore 88 abgebrannt und 3 beschädigt. 50 Personen von der Bürgerschaft sind geblieben, viele aber gefährlich verwundet, und bey dem Sturmwinde, so gestern Nachmittags war, über 10 Personen von dem Gemäuer erschlagen worden. Auf die Wälle ist wenig geschossen worden, und wer sagt, daß das Feuer eine solche Verwüstung in der Residenz angerichtet,

und daß auf die Kreuzkirche um deswillen Bomben geworfen worden, weil von dassigem Thurme auf die Belagerer wäre geschossen worden, der spottet noch unsers Glends auf eine grausame Art.

198. (192.)

[An den Commissiondrath Wagner.]

Störmthal am 4. Sept. 1760.

Weil sich meine Zurückkunft verzieht, so seyn Sie so gültig und übergeben Sie unterdessen an G[ebdicke] die halbjährige Pension, die ich ausgezahlt bekommen soll. Ich schäme mich, daß ich so viel Glück vor tausend Andern habe; die es mehr verdienen und vielleicht weit nöthiger brauchen. Bedenken Sie nur, mein lieber **, ich habe in diesem traurigen halben Jahre kein Collegium endigen und also nichts verdienen können; gleichwohl habe ich mehr eingenommen, als wenn ich sechs Collegia gelesen und noch so viel gearbeitet hätte. Eben diese Anmerkung muß ich auch von dem Jahre machen, da ich in Bonau krank lag. Eine Dame aus Piesland schickte mir zweyhundert Thaler mit einer Art, als ob ich sie ihr abverdienen hätte. Kurz, je unversmögender meine Seele zur Arbeit und zum Bücher schreiben geworden, desto reichlicher sind auch meine Einkünfte geworden. Habe ich nicht noch im vorlgen Jahre eine Pension erhalten, ohne zu wissen, wer sie mir giebt? Diese Spuren der göttlichen Fürsorge, die mein Herz erfreuen und stärken sollten, erwecken so wenig Zufriedenheit und Dankbarkeit in mir, daß ich verdiente, alles dieses Glück zu verlieren. Gott vergebe mir meine Anempfindlichkeit! Ich weiß nicht, wie sie nebst tausend andern

Wobeln in mich gekommen ist. Vermuthlich habe ich mich nicht gekannt, und soll mich auf diese bittere Weise besser kennen lernen; und wenn dies geschieht, welche Wohlthat wird das Glend für mich in den künftigen Tagen werden! — — —

Warum ich nicht nach Leipzig komme? Das weiß ich selbst nicht. Das Vergnügen des Handels ist gewiß nicht die Ursache, und auch nicht die Liebe zur Bequemlichkeit. Vielleicht fürchte ich in Leipzig noch schwerere Tage, als ich hier trage; vielleicht ist es Unentschlossenheit und Krankheit. — — —

Ich bin zeitweilig der Ihrige

S.

199. (193.)

M u n d e n s e l b e n .

Störmthal, im September, 1760.

Der Brief, durch den Sie sich um meine Ruhe verdient gemacht haben, ist nicht bloß ein Beweis Ihrer Freundschaft gegen mich, die groß ist, sondern Ihres Herzens voll christlicher Liebe und voll Eifer für die Ehre Gottes. Der Mann, dachte ich im Lesen, klaget über seinen Gemüthszustand, und du stehst in seinem ganzen Briefe nichts, als Demuth gegen Gott, nichts als Verlangen nach seiner Gnade, nichts als Verlangen nach wahrer Selbsterkenntniß, nichts als Unterwerfung und Ergebung in alle göttliche Schickungen, nichts als Begierde, dich zu beruhigen und in Gott gelassen zu machen; o wie sehr hat er das, was er nicht zu haben meynt; denn wo diese Neigungen sind, da ist gewiß der Geist Gottes, wenn wir auch die Freudigkeit des Glaubens nicht empfinden. Danken Sie Gott, wenn Sie dieses

Gellert V.

22

leben, für das, was Sie durch seine Gnade haben, und from
 Sie versichert; daß er Ihnen noch mehr geben wird; er, der
 überauswiegend thut über alles, was wir bitten oder vorsetzen.
 Ich will Ihre Erinnerungen nützen, so sehr ich kann. Ich
 glaube, daß sie wahr sind, weil es mir einige Mühe kostet, sie
 ganz für wahr zu halten, und weil sie aus dem Herzen des aufrich-
 tigsten und eifrigsten Freundes kommen, der nichts sucht, als
 mein wahres Glück. Gott belohne Sie für diesen Dienst. — Er
 thue, was ihm wohlgefällt. Er ist der Herr, und ich bin sein
 Geschöpf. Was ich leide, ist unendlich wenig gegen das; was
 der Sünder ohne seine Gnade in Ewigkeit verdient hat. Er
 stärke meinen Glauben an den Erlöser der Welt, und lasse mich
 nicht bloß die Befreyung von meinem Uebel wünschen und bitten,
 sondern Geduld und Demüthigung unter seine Hand; daß ich
 mit ganzem Herzen, wie David, sagen könne: Ich harre des
 Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort. — Er
 begehret mein, so will ich ihm ausshelfen, er ruft mich an, so
 will ich ihn erhören. Aus Gnaden macht er es uns selig, nach
 seiner Barmherzigkeit, nicht um unsrer Werke willen; Gottes
 Gabe ist es, auf das sich nicht jemand rühme. — Liebster
 Freund, ich wiederhole meine Danksayungen, und hoffe, Sie
 werden uns heute oder doch bald besuchen. Beten Sie fernere
 für mich, daß ich stark werde aus der Schwachheit und mir an
 Gottes Gnade gnügen lasse. Er ist treu und läßt uns nie ver-
 sucht werden über unser Beten, — — — Gott sey
 mit Ihnen.

200.

Gellert an seine Schwester.

Störmthal, d. 30. Sept. 1760.

Ich habe geglaubt, Gödicke würde Euch Nachricht von meinen Umständen gegeben haben, außerdem hätte ich nicht so lange geschwiegen. In der That sind sie für mich sehr traurig, und der Gebrauch des Brunnens scheint sie gar nicht verbessert zu haben. Doch woher weiß ich dieses? Könnte mein Zustand, ohne den Brunnen und Aufenthalt auf dem Lande nicht noch viel schlimmer seyn, und habe ich denn ein Recht, von Gott die völlige Befreyung von meinem Uebel zu fordern? Ist es nicht Wohlthat genug, wenn uns die Erbuldung des Uebels nicht unerträglich wird, wenn wir uns in Gelassenheit fassen, und uns dem Willen Gottes ohne Ausnahme unterwerfen lernen? Ja, die Wege Gottes, so schwer sie uns zu seyn scheinen, sind allezeit gut, und seine Hülfe ist uns nahe; dieses sollen wir glauben, das Unfrige nach unsern Kräften thun, und fröhlich seyn in Hoffnung, geduldig in Trübsal, und anhalten am Gebet. Wahr ist es, daß ich in meinem ganzen Leben nicht so viel gelitten habe, als seit dem Monat Junius dieses Jahres. Mein genug, Gott hat es nicht gar mit mir außseyn lassen, und er wird mir ferner gnädig beystehen, wenn ich mein Vertrauen auf seine Hülfe nicht wegwerfe. Jetzt stehe ich im Begriffe wieder nach Leipzig zu gehen, so wenig ich mich auch dahin sehne. Dieser Brief wird mir herzlich sauer. Ich will ihn schließen und aufs Feld gehen, ob ich mich da erholen kann. Des Bruders Wagen steht in Wittenberg bey Prof. Behrmann. Ich habe an ihn geschrieben und ihn gebeten, er sollte ihn nach Weikau, auf des Grafen Biskthum Guth bringen lassen. Ich weiß nicht,

ob es jetzt wird geschehen können. Gott stärke den Herrn Bruder und lasse es Euch allen wohl gehen!

G.

201.

Caroline Lucius an Sellert.

Dresden, d. 21. Oct. 1760.

Hochzu Ehren Herr Professor!

Ich bitte Sie nicht, daß Sie mirs erlauben, an Sie zu schreiben; denn ich bin so entschlossen, es nicht zu unterlassen, Sie möchten mir es nun erlauben, oder nicht. Die Freyheit zwar, deren ich mich bediene, ist sehr neu; allein, eben weil sie neu ist und mir gefällt, bin ich nicht davon abzubringen. Sie sollen sehr gütig seyn, das hat man mir gesagt; und da, beyte ich, will ich schon dafür sorgen, daß Sie mich nicht für unbescheiden halten. Denn fürs erste bin ichs nicht, das getraue ich mir zu beweisen, wenn ich dazu aufgefordert werden sollte; und dann hoffe ich, Sie auch schon dadurch, daß ich Ihnen alles sage, was ich von Ihnen denke — und ich denke unbeschreiblich

- *) (Christiane Caroline Lucius, Tochter des Geh. Cabinetsregistrator Carl Friedr. Lucius ward geboren zu Dresden d. 7. Dec. 1739; verheirathete sich im J. 1774 mit Gottlieb S t e g e l, Pastor in Burgwerben bey Weissenfels, lehrte nach dessen im J. 1813 erfolgten Tode 1814 nach Dresden zurück und starb daselbst d. 21. Aug. 1833. Vergl. d. Einleitung zu: Briefwechsel Sellerts mit Dem. Lucius, herausg. v. F. A. Ebert. Pp. 1828. Aus dieser Sammlung sind die hier aufgenommenen Briefe abgedruckt.)

gut von Ihnen — auf meine Seite zu bringen, daß Sie mir meine Unbescheidenheit, wenn Sie ja wollen, und meine andern Fehler, die sich etwa verrathen könnten, gütigst übersehen werden. — „Es gilt Ihnen gleich, was ich von Ihnen danke?“ — O verzeihen Sie mir! Ich bedeuete zwar nicht sonderlich viel in der Welt; aber daß ich Sie so sehr liebe, ist doch wohl ein großer Beweis, daß mein Urtheil nicht zu verachten ist, und daß ich Verstand habe. Ueberdies bin ich auch soast ein gutes Mädchen, von allen meinen Verwandten und Freunden geliebt. Ich könnte mich dießfalls auf das Zeugniß meines Bruders berufen, der nicht wider sein Gewissen reden würde, und der auch keine Parteilichkeit für mich hegt. Allein ich darf es nicht. Er möchte sich wohl beleidigt finden, daß ich es ihm nicht aufgetragen, meinen Brief an Sie zu bestellen; zumal da er mich nur vor wenig Tagen verlassen hat, und nun wieder das Glück genießt, mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Er könnte Ihnen auch sagen, wie sehr ich Sie liebe, wie ich eifrig nach Ihnen frage, und mir jeden Umstand, um es mir recht einzuprägen, wohl zehnmal wiederholen lasse. O wenn ich doch mein Bruder wäre! Ich wollte Ihnen gewiß mehr Gutes von mir sagen, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht von mir denken wird. In der That, mein lieber Herr Professor, Sie können sich unmöglich vorstellen, wie gut ich Sie kenne, und wie viel ich von Ihnen weiß. Ihren Charakter und Ihre Grundsätze weiß ich aus Ihren Schriften fast auswendig. Hernach martere ich und meine Schwester (im Vorbeygehen, sie ist auch ein gutes junges Kind, zwölf Jahre alt, die viel von Ihnen und vom Fragen hält) eine jede Person von unserer Bekanntschaft, die das von uns beneidete Glück genießt, Sie persönlich zu kennen, fast tod mit unsern Fragen, und ich weiß nunmehr alles, wie Sie aussehen, wie Sie reden, wie Sie gehen, wie Sie sich kleiden, wie Ihre Perücken,

Mützen, Trodelwesten, Schlafpelze u. s. w. aussehen; und das
 stelle ich mir alles so lebhaft vor, daß ich Sie malen und treffen
 wollte, ohne Sie gesehen zu haben. Noch mehr, ich kann Ihr
 Hausgeräthe beschreiben, so gut kenne ichs. Herr Obdick —
 ja! so heißt Ihr Famulus. Der glückliche Mann! Er kam
 immer bei meinem lieben Gellert seyn. Aber er muß auch (zum
 wenigsten hat man mirs gesagt), wenn Sie krank seyn und
 nicht schlafen können, des Nachts bey Ihnen aufsitzen, und
 wenn er einschläft, werden Sie ungehalten. — Der arme Mann!
 — Ich könnte das nicht ertragen. Aber warum schläft er auch,
 wenn er wachen soll! — Sie speisen bey Ihrem Bruder, dem
 Fechtmeister. Warum ist doch Ihr Bruder ein Fechtmeister ge-
 worden? Ich bin ihm nur Ihrentwegen und um des Namens
 gut. Er soll ein poltrichter Mann seyn. — Ich soll ein ge-
 schwägiges Mädchen seyn, werden Sie sagen. Ja das bin ich
 auch, aber nur im Schreiben; sonst rede ich nicht leicht zu viel.
 Und darinnen gleiche ich Ihnen, wie ich glaube. Darf ich mir
 nicht etwas auf die Aehnlichkeit einbilden? Aber wieder zur
 Sache zu kommen, denn ich muß mich satt schreiben, — ich
 werde wohl nie wieder aufgemuntert werden, an Sie zu schrei-
 ben, — so muß ich Ihnen nur noch die Absicht entdecken, die
 ich bey diesem ganzen Geschmabere habe. Sehen Sie also nur.
 Ich kenne Sie so sehr gut und genau, wie ich schon gesagt
 habe, und da kann ich mirs nun nicht verwehren, den einzigen
 Weg zu ergreifen, den ich vor mir sehe, um Ihnen zu zeigen,
 daß auch Ich in der Welt bin, und daß dies Ich, das Sie
 zwar nicht kennen, Sie unendlich hochschätzt und verehrt. Und
 wenn ich nun das erlangt habe; so denke ich, kann ich immer
 noch nicht recht ruhig seyn, als bis ich mich rühmen kann, eine
 Bewogenheit von Ihnen erhalten zu haben. Sie würden mich
 zur äußersten Dankbarkeit verbinden, wenn Sie solche Darinnen
 wollten bestehen lassen, daß Sie mir ein Geschenk von einem

Ihrer Mächtigkeiten, von welchem Sie glauben, daß es sich am besten für mich schicken Sie würden mich dadurch nicht allein von der Sorge befreien, die mich manchmal beunruhigen wird, daß meine Freyheit Sie vielleicht könnte beleidiget haben; sondern Sie könnten mich wohl gar so eitel machen, zu denken, daß es Ihnen nicht ganz gleichgültig sey, daß ich Verlangen getragen, Ihnen die ausnehmende Hochachtung und Liebe zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
Christiane Caroline Lucius.

Werden Sie nicht einmal nach Dresden kommen? Wenns geschieht, und ich etwas davon höre, wo Sie sich aufhalten, so sind Sie in der That vor mir nicht sicher. Fürchten Sie aber nur nicht gar zu viel. Ich weiß es schon, was es zu bedeuten hat, wenn Sie die Mühe abnehmen.

Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

202.

An Caroline Lucius.

E. d. 22. Oct. 1760.

Mademoiselle,

Sie haben mich Ihrer Achtung und Freundschaft in einer so aufgeweckten, naiven und überzeugenden Sprache versichert, daß ich sehr unempfindlich seyn müßte, wenn nicht Ihr Werk nicht hätte gefallen sollen, und sehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht

gleich den ersten Tag für dies unerwartete Geschenk danken wollte. In der That kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen so lockenden und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte; von einer Mannsperson will ich gar nicht sagen; denn unser Biß ist nicht fein genug zu dieser Schreibart. Ihr Brief, liebe Mademoiselle, ist also der erste schöne Brief in dieser Art, den ich erhalten. Sind Sie mit dieser Dankagung zufrieden? Vor zehn Jahren hätte ich sie munterer gesagt; aber ißt, scherzhafte Babet, kostet mich ein trockener Brief schon Mühe, und Gedanken, die freywillig kommen sollen, muß ich aus einem eingespannten und schmerzhaften Kopfe erst losarbeiten. Doch ich stehe in der Gefahr zu klagen, wenn ich länger von mir rede; ich will also von dem Buche reden, das ich Ihnen schicken soll. Sie wollen eins von meinen Betsen haben; aber wogu? Sie haben sie ja alle gelesen, und es ist eitel, wenn der Autor sich selbst zum Lesen verschenkt. Nein, gute Mademoiselle, ich will Ihre Bibliothek durch ein Buch vermehren, das Sie vielleicht noch nicht gelesen haben, und das ich herzlich gern möchte geschrieben haben, wenn ich so viel Fähigkeit besäße, als die Frau von Beaumont. Das Magazin dieser vortrefflichen Frau ist es, das ich Ihnen schicke, und das Ihnen, ich weiß es sicher, angenehm seyn muß. Ich habe es zweymal durchgelesen, und wie vielmal wird es meine gutherzige Correspondentin nicht erst lesen, und ihrer kleinen lieben Schwester (Fräulein Aufrichtig) vorklesen? So wenig ich sonst wünsche, daß ein Frauenzimmer ein Autor werden mag, so sehr wünsche ich Ihnen, daß Sie zur Ehre und zum Besten Ihres Geschlechts eine deutsche Beaumont werden, und eben so glücklich und geistreich unterrichten und vergnügen mögen, als diese Frau gethan hat. Sie beschämt uns Männer; und ich liebe sie so sehr, daß mir meine Liebe vielleicht einen sehr ernsthaften Wunsch abnöthigen würde, wenn sie nicht schon sechzig Jahre wäre. Ihre

lehts Frage, Mademoiselle, ob ich nicht bald nach Dresden komme, kann ich nicht beantworten. Heute, die oft krank sind, reisen nicht gern. Aber soviel kann ich Ihnen sagen, daß ich nicht nach Dresden kommen will, ohne Sie persönlich der besondern Hochachtung zu versichern, mit welcher ich zeitlichs verharre

Ihr verbundenster Diener
C. F. Gellert.

Ihrer Jungfer Schwester mache ich mein ergebenstes Compliment.

303.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 28. Oct. 1760.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Man ist doch immer in der Welt recht unglücklich, auch sogar dann, wenn man seine Wünsche erreicht. Vorher war ich voller Zweifel und Sorgen, und nun bin ich so unruhig, daß ich die ganze Nacht nicht geschlafen habz. Sie haben mir, und zwar bin ich selbst Schuld daran, das ist eben das Schlimmste, durch Ihre ungemeins Gefälligkeit gegen mich, eine solche Last von Verbindlichkeit aufgelegt, daß ich gar nicht weiß, was ich damit anfangen soll. Wie soll ich Ihnen die lebhaftesten Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken? Was kann ich Ihnen sagen! Ihr Geschenk, hochzuwehrender Herr, ist das schönste, und muß das schönste seyn, weil es von Ihnen kömmt, und weil Sie es für mich gewählt haben. Und Ihr Brief — der übertrifft alle meine Wünsche, und weit mehr, alle meine Erwartungen. Kam es Ihnen denn gar nicht gefählich vor, meine be-

scheldene Meinung von mir selbst auf eine solche Probe zu stellen? Gewiß, mir ist noch kein Lobspruch beygelegt worden, der mich so stark gekührt hätte; und nie hat eine Mährung, die man mir bezeugt, eine so feurige Entschliebung bey mir noch sich gezogen, besser zu werden und mich derselben würdiger zu machen. Nun will ich mich bey jeder Gelegenheit fragen: Wird auch die Handlung, die Rede, der Gedanke, der Vorsatz das Wohlwollen rechtfertigen, dessen mich zu würdigen, einer von den besten Männern in der Welt sich herabläßt? Mein Brief kann nur darum gut gewesen seyn, weil Sie so sehr gütig sind: und diese liebenswürdige und mir so nothwendige Eigenschaft an Ihnen kann auch dem gegenwärtigen einige Art von Güte beylegen; sonst würde ich vielleicht Ursache haben, sehr übel mit demselben zufrieden zu seyn. Ja, hochzuverehrender Herr Professor, ich habe wirklich das Buch, das Sie mir geschickt haben, noch nicht gelesen; ich bin aber auf die glücklichste Art dafür eingenommen, indem ich überzeugt bin, daß nichts ist, das den Werth desselben, wenigstens in meinen Augen, erhöhen könnte, als nur der einzige Umstand, wenn Sie es selbst geschrieben hätten: Was braucht es auch mehr, als Ihre Empfehlung? Diese wird allen Lehren darinnen einen stärkern Eindruck auf mein Herz machen helfen; und die Einpflanzung jener Denkart und Grundzüge in mein Gemüth ohnfehlbar erleichtern. Zweifeln Sie nicht daran! ich und meine Schwester werden es fleißig lesen. Wie vergnügt haben Sie uns nicht gemacht! — Gestern, den ganzen Nachmittag, haben wir sonst nichts gethan, als von Ihnen geschwatz, Ihren Brief und in Ihrem Buche gelesen, und uns über beides gefreuet. Stellen Sie sich nur vor, wie wir an einem Tische einander gegenüber sitzen; wie meine Schwester, während daß ich arbeite; mir vorliest, und fast bei jedem Blatte, das sie umschlägt, mit einer zufriedenen Miene auf- und mich ansieht, den gleichen Beyfall in meinen Augen zu lesen, indem sie spricht: „Nun, was ich da

her in dem Buche gelesen habe, das gefällt mir recht hübsch. Nicht wahr?" Aber wie haben Sie doch süs für auf den Namen Fräulein Aufrichtig kommen können? Er schickt sich recht für sie. Der Wunsch, hochzuhehrender Herr, den Sie für mich thun, (Ich danke Ihnen dafür; er ist ein Zeichen Ihrer unschätzbaren Bewogenheit gegen mich) ist zu groß für meine Fähigkeiten und für meinen Ehrgeiz; denn der wird befriedigt seyn, und mein Herz wird mit einem sehr beruhigenden Beyfall geben, wenn ich mich versichern kann, daß ich nicht unglücklich in den eifrigen Bestrebungen bin, die ich anwenden will, eine folgsame Schülerin der vortrefflichen Frau Beaumont und also ein gutes Frauenzimmer zu werden. Es geht mir sehr nahe, und ich leide selbst dabey, daß Sie öfters krank sind. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und heitere Tage! Vielleicht wird dann auch einer davon unter die angenehmsten meines Lebens gerechnet werden können, wenn er die reizende Hoffnung erfüllen sollte; die Sie mir geben. Wie vergnügt würde ich nicht seyn, mich mit einem der würdigsten Männer in Einem Zimmer zu befinden, mit ihm zu sprechen und mich dabey als die Glückliche zu betrachten, die er einer solchen Aufmerksamkeit würdigt. Man darf nicht denken, daß ich gar keine Eitelkeit besitze. Urtheilen Sie also, hochgeehrter Herr Professor, wie groß die Gefahr gewesen, deren mich Ihre schmeichelhafte Gütigkeit ausgesetzt. Seyn Sie aber auch versichert, daß ich niemals die zärtlichste Ehrerbietung und die dankbarsten Empfindungen vergessen werde, mit welchen ich mich verbunden erkenne, unaufhörlich zu seyn

Ihre gehorsamste und verbundenste Dienerin
C. C. Lucius.

Meine Schwester versichert Sie ihrer tiefsten Ehrfurcht: Sie ist lauter Freude und Entzückung.

L. d. 6. Nov. 1760.

Jeder Brief von Ihnen überführt mich immer stärker, daß Sie unter meinen jungen Freunden einer der glücklichsten und dankbarsten sind; und so lange Sie das edle Mißtrauen gegen sich selbst, und das große Vertrauen zu der göttlichen Hülfe fühlen, das Ihren letzten Brief erfüllt: so sind Sie auf allen Wegen, wenn sie auch noch so gefährlich wären (und der Hof hat freylich die gefährlichsten), dennoch sicher. Seyn Sie getrost! der Freund, den Sie igt entbehren, ist Ihnen entweder zu Ihrer Tugend nicht nothwendig, oder sein Dienst wird Ihnen durch eine unsichtbare Hand ersetzt. Machen Sie sich indessen Ihre abwesenden rechtschaffnen Freunde oft in Gedanken gegenwärtig. Reden Sie mit ihnen, fragen Sie sie in zweifelhaften Fällen um Rath, und geben Sie nur auf das Acht, was Ihr eignes Herz im Namen des Freundes sagen wird; und Sie werden Rath und Trost finden. Unser bester Freund, liebster Bosc, zu allen Zeiten und in allen Umständen, ist doch die Religion. Diese lehrt unsern Verstand nicht nur die Regeln der wahren Weisheit; sie giebt auch unserm Herzen Kraft und Lust, diese Regeln auszuüben; und das letzte kann uns kein Freund, keine Philosophie, kein menschlicher Lehrer, auch der beste nicht, gewähren. Seyn Sie also getrost und stark durch die Kraft der Religion. Kommen Hindernisse, Gefahren, süße Reizungen, so lassen Sie sich nicht erschrecken. Sie sind nie allein, denn jeder Tugendhafte hat seine unsichtbaren Beschützer. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus; nicht bloß aus leiblichen Gefahren; denn die geistlichen sind ja die wichtigsten! Und wie viel vermag nicht das Gebet des Gerechten, wenn es ernstlich ist! Wer sich auf sein

Herz und seinen Verstand verläßt, ja der ist allezeit schwach, wenn er ein Held seyn soll; aber wer sich durch das Vertrauen auf die Güte des Herrn stärkt, und wacht, und betet, und kämpfet, der kann nie über Vermögen versucht werden, und ruft in seinem Siege dankbar mit einem David aus: Gelobet sey der Herr, der mein Gebet nicht verwirft, und seine Güte nicht von mir wendet! Ich freue mich, liebster Bese, daß ich diese Sprache mit Ihnen reden kann; eine Sprache, deren wir uns, wie im Umgange, so auch in vertrauten Briefen nur gar zu oft schämen, und in der wir doch denken müssen, wenn wir anders von unserm wahren Glück richtig denken wollen. Die Nachrichten von mir habe ich bis zum äußersten Ende meines Briefs versparet, damit ich sie Ihnen gar nicht geben kann. Denn was würden sie anders seyn als Klagen? Doch nein, der Christ, auch wenn er klagen könnte, soll lieber danken, als klagen, und Materie zum Danke hat auch das ängstlichste Leben noch. Ich empfehle Sie Gott, umarme Sie, und bin zettlebens der Ihrige.

G.

205. *)

E. d. 17. Nov. 1760.

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Sie können also aus einer vielfachen Erfahrung sagen: Ob tausend fallen zu meiner Seiten, und zehen tausend zu meiner Rechten: so wirb's doch mich nicht treffen. Ja, wiederum in einem blutigen Treffen bey dem Leben erhalten, und nur leicht verwundet. Zu welcher Freudigkeit gegen Gott, und zu welchem

*) (Neundhastliche Briefe: E. d. Anm. zu No. 188.)

müthigen Vertrauen in künftigen Gefahren muß Sie nicht diese Errettung ermuntern; und welche Wollust muß es seyn, nach einem vielstündigen Tode sich auf dem Schlachtfelde gesund erblicken, und seine Augen von der blutenden Erde das erstemal zum Himmel erheben. O! wie muß ein Trunk Wasser in diesen Augenblicken, eine unbegreifliche Erquickung, und ein Stück Brod, mit Dank zu Gott, mehr als alle Freuden der Erde seyn. Ich kann diese Vorstellung nicht verlassen, ohne zugleich mit Ihnen den zu preisen, dessen allmächtiger Schutz Sie bewahret, und in Ihnen mit einem so theuren und rechtschaffenen Freund erhalten hat. Aus Verlangen Sie bald zu sehen, würde ich Sie ermuntern, nach Leipzig zu kommen, so bald Sie von Ihren Wunden wieder hergestellt wären. Allein ich fürchte, daß ich dieses Vergnügen nicht genießen soll. Zwey Lazarethe, liebster Herr Hauptmann! eines zur Rechten, und eines zur Linken, das ist ein zu schrecklicher Anblick, und eine zu angstvolle Nachbarschaft, als daß ich sie so lange sollte aushalten können. Einen Glenden vor seinem Fenster sehen müssen, ist schon viel. Aber hundert Glenden sehen müssen, ihre Klagen hören, und den giftigen Geruch dieser eingekerkerten Kranken in sich ziehen müssen: leiden sehen, ohne helfen zu können; das thut schrecklich weh, und würde mich in kurzen selbst zum Glenden machen.

S.

206: (79.)

Lett. Herrn von Rohm.

E. d. 29. Nov. 1760.

Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe sagen, ist in der That sehr schön, aber in der Beziehung auf mich doch viel zu rühm-

lich. Es ist wahr, ich habe vieles nicht, was ich wünsche, und was vielleicht Andre besitzen, die es übel anwenden; aber ich habe doch unendlich mehr, als ich verdiene. Wer hat die Strophe gesagt?

Wißt du zu denken dich erkühnen,
 Daß Gottes Güte dich vergift?
 Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
 Und niemals, was uns schädlich ist.

Wenigstens kann doch das Glend zur Werbung unsrer Tugend dienen, und in Absicht auf die Wirkung betrachtet, die das Glend nach sich ziehen soll, ist es auch Glück. Alle Züchtigung, so lange sie da ist, scheint uns freylich nicht Freude zu seyn, aber nachmals wird sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen geben, die dadurch geübet sind. Diese tröstliche Wahrheit lehret uns die Religion, wenn sie auch der Vernunft nicht helle genug scheinen sollte. Es ist wahr, liebster Freund, mein Leben wäre vielleicht mehr Ruhe, wenn mich eine liebe Gefährtin durch dasselbe begleitete, aber nur vielleicht, vielleicht hätte ich unglücklich gewöhlt: Vielleicht hätte meine Frau nicht ganz nach Wunsch gewöhlt. Nunmehr ist mein bessres Leben vorbey, und das seer Gewand verschwindet; aber genug, wenn mir Gott das Glück giebt; mein noch übriges Leben zu einem ruhigen Tode zu verleben; so habe ich ja unendlich viel, so habe ich alles —

Die Gelassenheit, lieber Herr von R^o, mit der Sie Ihren erlittenen Verlust tragen, ist mehr werth, als ein ganzes Rittergut, so wie das alte Sprüchwort: Krieg und Brand, segnet Gott mit milder Hand! reicher an Troste und Wahrheit ist, als hundert witzige Sentenzen. — Ich bezeige Ihrem würdigen Herrn Vater, Ihrer Frau Gemahlinn, und der Frau von R^o meine Ehrerbietung und Freundschaft.

G.

E. d. 3. Dec. 1760.

Nun bin ich vollkommen gedeckt. Ich habe Fußvolf und Reuterey, die Grenadiere und die Garde, ich habe alles; denn ich habe vier Lazarete, so nahe als man sie haben kann, und mein ganzer Hof ist mit Soldaten angefüllt, von denen viele Kränker und viele auch gesünder sind, als ich bin. Man kocht und bratet und wäscht um mich herum. Man lacht, man weint, man flugt, man sucht, man betet, alles durch einander. Man isset hier einen Arm ab, und setzet dort einen Fuß an. Der Eine redet von der Schlacht bey Lorgau, und hält sie für die blutigste; der Andre zieht die von Colbin noch vor. Der Eine redet von seinem Fleiße auf der Universität Halle und Jena, und der Andre versichert, daß er weder schreiben noch lesen könne. Der Eine lobt meine Schriften, und weist auf mein Kammerfenster; und der Andre lacht mich aus. Kurz, die Scene wird zu ernsthaft, und die Nachbarschaft zu groß und zu gefährlich. Ich muß fliehn, so fauer mirs auch ankömmt, mein sonst einseemes schwarze Bret zu verlassen. In der Stadt ist velleicht kein Haus sicher, und das noch sicher ist, nimmt mich darum nicht auf. Also muß ich aus der Stadt, und wohin? Nach Bonau? Aber Bonau ist fünf Meilen, und was will ich ohne Beschäftigung in Bonau anfangen? Der Müßiggang ist so gut, als ein Lazaret, und velleicht noch schlimmer. Doch genug, daß Sie wissen, daß ich bald von hier gehen werde, wenn ich Ihnen auch heute nicht sagen kann, wohin. Leben Sie indessen vollkommen wohl.

*) (An dieselbe Freundin; s. vorherige No. 190, 191 u. 209 gerichtet sind.)

208.

Sollert an seine Schwester.

L. d. 16. Dec. 1760.

Es ist wahr, daß mich die beiden Sächsischen Prinzen bey ihrer Anwesenheit in Leipzig haben zu sich rufen lassen, und mir nebst dem Herzog von Braganza außerordentlich viel Gnade erzeigt haben. Es ist auch wahr, daß mich der König von Preussen am vergangenen Donnerstage hat zu sich rufen lassen, und mir bey einem beynah zweyständigen Gespräche sehr gnädig begegnet ist. Ich mußte ihm zuletzt noch eine Fabel (der Vater) auswendig sagen. Nun sieng er an: Das ist gut, das ist sehr gut, das habe ich nicht gedacht, das ist schön, gut und kurz; ich muß ihn loben, nein, ihn muß ich unter den Deutschen doch loben. Komme er wieder zu mir und da stecke er seine Fabeln zu sich und lese mir welche vor, u. s. w. Gott sey Dank, daß diese Unterredung, vor der ich mich herzlich gefürchtet, so glücklich abgelaufen ist. — — Lebt wohl, grüßet alle die Unsrigen herzlich.

G.

209 (77.) *)

Um Leipzig zu entfliehn, gehe ich nach **, und um ** zu entfliehn, den andern Tag wieder nach Leipzig, das ist sonderbar und zugleich traurig für mich. Hier sitze ich nun, trage meine eigne Last, die nicht Klein ist, und die Last der Besuche, die mir fast unerträglich wird. O Ruhm, was bist du für ein Uebel! Die dich nicht haben, grämen sich, und die dich haben, beseufzen dich. Ein Brief über den andern wünschet mir Glück zu der Gnade des Königs. Ja, liebste Freundinn, es ist nicht

*) (S. die Anmerkung zu No. 207.)

Sollert V.

23

zu glauben, und doch wahr, ich komme tausend Leuten erst ehrwürdig vor, seit dem der König mit mir gesprochen und mich gelobt hat; und ist denn sein Lob vor dem Richterstuhle der Berrunft und des Gewissens wirklich mehr, als der Beyfall eines andern Menschen? — So viel den 30. December 1760.

Den 31. December. Der letzte Tag im Jahre, und also auch der letzte Brief dieses Jahres, den ich an Sie schreibe! Und diese dreyhundert und fünf und sechzig Tage, merkwürdige Tage für Sie, und noch mehr für mich, sind also vorbey?

Ja, wiederum ein ganzes Jahr vollbracht!
 O schau mein Geist in dieses Jahr zurücke,
 Denk an dein tausendfaches Glücke,
 An jeden frohen Tag, an jede sanfte Nacht;
 Und danke du, bey jedem Blicke
 Auf dein und deiner Freunde Glücke,
 Dem Gott, der deines Glücks gedacht.
 Dann schau auf deine bösen Tage,
 Und zähle sie und freue dich;
 Sie sind vorbey. O sieh, wie manche Plage,
 Die dich so lange brückte, wich,
 Und die noch blieb, verminderte doch sich!
 Und jedes Kreuz, war dieß nicht Glück für dich?
 So danke Gott auch für die bösen Tage!
 Für die Geduld, die dich das Leid gelehrt,
 Für das Vertraun, in dem es dich bewährt,
 Für das Gebet, für jede fromme Klage,
 Die Schmerz und Glend dich gelehrt.
 So denk und tritt auf deines Lebens Pfade
 Ins neue Jahr mit Dank und Muth,
 Empfiehl dich Gott und seiner Gnade,
 Was er verhängt, ist alles gut.

Aus Liebe hat er dir verborgen,
 Was künftig ist, Glück oder Leid.
 Drum sorg nicht für den andern Morgen.
 Sey fromm und froh! Dieß sind die ganzen Sorgen
 Des Lebens und der Seligkeit.

Diese Verse, liebste Freundin, die ersten und letzten im Jahre 1760, mögen die Stelle eines Briefs vertreten; wenigstens sind sie die natürlichsten Gedanken bey dem Schlusse eines Jahres. Sie werden sich freuen, ich weiß es, daß meine Gedanken die Ihrigen sind, und es ist kein besser Mittel, das neue Jahr froh anzufangen, als wenn man das alte ernsthaft beschließt. In der That ist mein Herz so unartig, daß es heute lieber klagen als danken möchte; aber so gut, oder vielmehr so schlimm, soll es ihm nicht werden. Es ist wahr, dieses Jahr ist eines der traurigsten meines Lebens gewesen; ja ich kann noch mehr sagen, seine Last ist mir größer gewesen, als die ganze Last aller der vierzig Jahre, die ich unter mancherley Unfällen durchlebt habe. Aber genug, dieses Jahr ist überstanden, und wer hat es mir überstehen helfen? Könnte ich alles übersehen, so würde ich vielleicht wahrnehmen, daß eben dieses bittere Jahr die größte Wohlthat sey, für die ich Gott am meisten zu danken hätte. Wir kennen uns so wenig, und was uns wahrhaftig gut ist, auch so wenig, daß wir oft unser Glück für Unglück ansehen, weil wir nur an den gegenwärtigen Schmerz und nicht zugleich an das Vergnügen denken, das aus diesem Schmerze für uns gebohren wird. Dank und Preis sey also Gott auch für dieses traurige und schmerzhaftige Jahr, und für alle Demüthigungen seiner Hand, und für allen Trost in den bösen Stunden! Um froh zu sterben, will ich leben; gesetzt, daß ich auch nicht ganz froh leben kann, genug, wenn ich ohne Ungeduld und mit Hoffnung leben kann. Ich will Ihnen die Wünsche, die ich für Sie und

Ihr ganzes Haus thue, nicht namentlich hersehen. Ich will diese Pflicht im Stillen ausüben, und mich im voraus freuen, daß es Ihnen nicht nur auf dieses Jahr, sondern auf viele lange Jahre und immerdar wohlgehen wird. Dieses gebe Gott; und so leben Sie denn wohl, voll Muth und Hoffnung, denn Sie sind allemal glücklich!

S.

210. (73.)

1760.

Gnädige Gräfinn,

Herr S** hat mir erzählt, mit wie vieler Gelassenheit und Ergebung Sie Ihre so schwere und langwierige Krankheit tragen. So sehr ich Sie beklage, daß Sie so viel leiden, so erfreue ich mich auch zugleich, daß Sie so viele Menschen an Weisheit und Religion, und also auch an wahrer Glückseligkeit, übertreffen. Vielleicht schenkt Ihnen Gott bald die Gesundheit wieder; ich wünsche es nicht nur, sondern ich hoffe es zuversichtlich. Aber gesetzt, er versagte sie Ihnen länger: so fühlen Sie doch bey aller Ihrer Krankheit den Trost, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen; und dieser Trost ist nichts anders, als die Versicherung, daß wir hier für ein ewiges Glück leben, zu dem wir bey allem unsern äußerlichen Unglücke nur desto geschickter werden. Ich weiß wohl, daß dieser Trost nicht immer gleich stark in uns ist; aber in einem so edlen und unschuldigen Herzen, als das Ihrige ist, kann er auch unter anhaltenden Schmerzen nie ganz schwach werden. Vielleicht sehen Sie in Ihren künftigen Jahren die besondern Ursachen, warum Sie in der Blüthe Ihres Lebens die Last der Krankheit haben tragen müssen. Gewisse große und der Welt sehr nützliche Tugenden können ohne Widerwärtigkeiten nicht gebildet werden; und die

das Glück vieler Andern werden sollen, müssen oft erst einige Zeit mit dem Glende dieses Lebens kämpfen. Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung

G.

211. *)

Sellery an seine Schwester.

L. d. 7. Jan. 1761.

Ich bebaure meine arme Vaterstadt sehr; aber ich fürchte, ich werde ihr nicht helfen können. Wer Gelderlaß sucht, ist schon abgewiesen. Ist es indessen Gottes Wille, daß ich ihr helfen soll, so wird sich schon eine günstige Gelegenheit finden. Ich habe zu den beiden Prinzen von Preußen kommen und auf Ordre des Königs mit dem Marquis d'Argens am vergangenen Sonnabend speisen müssen. Der Englische Gesandte Mitchell, ein wackerer Mann, ist mein großer Gönner und Freund, und die wahre Ursache, daß der König begierig geworden ist, mich zu sprechen. Er hat mir gesagt, daß ich mit ihm essen könnte, so oft ich wollte, und er läßt den Bruder in Freyberg sehr grüßen und fragen, ob er ein Schächtelchen erhalten hätte. Vielleicht kann der Gesandte ein Wort reden, wo ich nicht reden darf. Ich habe sehr viele Besuche, und meine Unpäßlichkeit und Schwachheit beunruhiget mich auch in dem neuen Jahre. Aber Gott hilft uns täglich, und dem wollen wir Gesundheit, Leben und alles überlassen: er wird's wohl machen. Lebt wohl, grüßet alle herzlich.

G.

*) (In Sellerys Familienbriefen ist dieser Brief irrig d. 7. Jan. 1760 datirt und demgemäß als No. 35 eingeordnet. Der Inhalt zeigt, daß er aus dem J. 1761 ist.)

L. d. 7. Jan. 1761.

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Ich kann vor den Besuchen und Gegenbesuchen kaum darzu kommen, Ihnen zu sagen, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich Sie liebe. O! was ist der Name für eine Last!

„Ja selig, wen sein gut Geschick
 „Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke;
 „Der, was die Welt erhebt, verlacht;
 „Der frey von Kummer die Geschäfte
 „Des Leibes und der Seelenkräfte
 „Zum Werkzeug wahrer Tugend macht.

So denke ich oft mit Hallern, wenn mich das Geräusch der großen und kleinen Welt betäubt, und wenn ich des Abends fühle, daß mein Herz eitler und leerer ist, als es am Morgen war. Wollte Gott! ich könnte auf das Land fliehen, und da im Stillen etwas nützliches thun! Aber ich soll, ich soll nicht. Ich soll Demuth und Geduld ausüben lernen. Dieses ist jetzt mein Beruf; und Ihr Beruf, liebster Herr Hauptmann, ist jetzt, daß Sie durch Ihre Güte die Last des Krieges mindern helfen; und o! wie rühmlich thun Sie dieses; und wie sehr werden wir Ihnen Zeit Lebens dafür danken müssen. Das G—K—Haus ist voll von Lobsprüchen auf seinen guten, lieben, frommen Officier, den besten Gast, den es vielleicht jemals gehabt hat; und wie glücklich sind Sie, daß Sie überall geliebt werden, wo Sie hinkommen, und überall Gutes stiften, auch wo Sie wider Willen Strafen vollziehen müssen. Gott lasse es Ihnen wohl gehen, immerdar wohl gehen, und besonders das neue Jahr,

*) (Freundschaftliche Briefe. S. d. Anm. zu No. 186.)

das wir angetreten, eines der glücklichsten Ihres ruhmvollen Lebens seyn. Er beschütze Sie, er halte seine Hand über Sie in Gefahren, und lasse Sie das Glück des Friedens, und der sämtlichen Freuden noch in einem langen Alter genießen.

Unsere Umstände in Leipzig darf ich Ihnen wohl nicht erst berichten. Vorgestern hat der Rath aus meinem kleinen Geburtsort ein Schreiben an mich ergehen lassen, daß ich zu seinem Besten bey dem König reben soll. Ich armer Mensch! Wie könnte und dürfte ich das wagen! wenigstens haben sie verlangt, daß ich bey dem Herrn geheimden Kriegsrath von F*** der die Sache im Erzgebirge dirigiret, eine Vorbitte einlegen, und ihnen einigen Erlaß von der Summe von 15000 Thalern auswirken möchte, weil es unmbglich wäre, sie zu schaffen. Wirklich sind meine Landsleute nichts anders, als arme Klammacher; und das ganze Städtgen ist vielleicht nicht zwanzig tausend werth. Aber die Sachen sind reguliret, und ich weiß, daß niemand helfen kann. Freylich verschonete Alexander der Große die Stadt Theben, weil sie der Geburtsort des Poeten Pindarus war. Und wenn ich gleich kein Pindarus bin: so habe ich doch geistliche Oden und Lieder geschrieben, die gewiß unendlich nützlicher sind, als seine Heldenoden. — Nichts mehr. — Den Herrn Hauptmann von D*** — habe ich seit acht Tagen nicht gesehen.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Hauptmann, grüßen Sie Ihre liebe Wirthinn, und meine Jungfer Pathe, und lassen Sie sich ferner mit Ihrer Güte herunter. Ich werde Zeit Lebens mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft verharren ic.

A n B o r d w a r d.

L. d. 10. Jan. 1761. Sonnabends
Abends in Eile gleich nach dem
Empfange Ihres Briefes.

So herzlich gern ich Ihnen das bewußte Gespräch mündlich erzählen würde; so unmöglich scheint mirs zu seyn, wenn ich es schriftlich thun wollte, und zwar auf offener Post. In der That ist es den Einsichten der Hauptperson sehr rühmlich, und mir gar nicht nachtheilig; ja die ganze Welt könnte es hören, wenn es nicht der Klugheit und der Ehrerbietung gemäß wäre, lieber zu schweigen, als sich der Gefahr auszusetzen, im Neben einen Fehler zu begehen. Genug ich habe Beyfall erhalten, mehr als ich jemals gehofft, mehr als ich ohne Eitelkeit selbst sagen darf. Der K[önig] hat bey der Tafel den andern Tag nach dem Gespräche viel zu meinem Ruhme geredt; wie mir der Englische Gesandte erzählt hat; und warum gestehe ich nicht, daß mir der K[önig], nachdem ich ihm eine meiner Fabeln hersagen müssen, selbst genug Lobsprüche gemacht. Das Gespräch betraf meistens die schönen Wissenschaften, und deutsche Litteratur, und Eur meiner Hypochondrie. Wollte Gott, daß der Beyfall, den ich gefunden, und vielleicht nicht ganz verdiene, sonst einige glückliche Folgen hätte; Folgen, die Sie, liebster Freund, und ich beyde gleich eifrig wünschen müssen! Den Brief mit hundert und dreyßig Thalern habe ich in Empfang genommen; und dieser Brief soll die Stelle eines ausgestellten Scheins vertreten. Möchte uns doch Gott bald Frieden, Frieden schenken! Nun getroßt, theuerster Borchward, wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt, so wollen wir im Herzen sagen, und uns trösten. Daß Ihnen meine Lieber die Dienste thun, die ich Ihnen gern selbst thun möchte, o wie sehr erfreut mich das! Mich rühren sie leider

selten; und das vorige Jahr ist eines der elendesten meines ganzen Lebens gewesen, doch nicht geklagt, sondern gehofft, und Gott vertraut. Das ist unser Trost und unsere Pflicht; auch für die bösen Tage sollen wir ihm danken; sie sind, wenn wir wollen auch Wohlthat. Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre beste Frau, Ihren Bergius, Grüniger, Sulzer u. s. f. auf das freundschaftlichste und lieben Sie mich mit jenen beständig.

W.

214. *)

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 25. Jan. 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Abgesandter,

Iuer Excellenz haben sich in einem Briefe an Dero Herrn Bruder meiner so gnädig erinnert, daß ich sehr unerkennlich seyn müßte, wenn ich unterlassen könnte, Ihnen meine gehorsamste Dankagung abzustatten. Allein wie sollte ich Iuer Excellenz nicht sogleich für eine viel ältere Wohlthat, ich meyne, für die besondere Gnade danken, deren Sie mich bey Dero Anwesenheit in Leipzig gewürdiget? Nie werde ichs vergessen können, daß der Kayserliche Abgesandte, ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften, im Jahre 1759 meine moralischen Vorlesungen, umschlossen von der Akademischen Jugend, oft besucht und meinen Vortrag mit einem lauten Beyfalle beehrt hat. Ich

*) (Sellers Briefwechsel mit dem Kaiserlichen Gesandten Freiherrn von Widmann. Nürnberg, 1788.)

habe dieses Glück in meinem Diario angemerkt; und ich glaube, die Nachricht davon wird der Nachwelt merkwürdig und lehrreich seyn. Wie viel Staatsmänner würden sich in gleichen Umständen wohl überwinden können die Sittenlehre anzuhören; und welcher Lebensbeschreiber eines Sokrates oder Plato würde die Anekdote vergessen haben, daß ein auswärtiger Gesandter oft in Athen seinen Vorlesungen beygewohnt hätte!

Die Besorgung eines Lesers und Sekretairs die mir Euer Excellenz auftragen lassen, wird gewiß glücklich ausfallen, wenn es auf meinen Willen ankommt; denn wem könnte ich lieber und eifriger dienen wollen? Allein zur Zeit weis ich nur einen einzigen unter meinen Bekannten, der die erfordernten Eigenschaften zwar größten Theils besitzt, aber seit zwölf Jahren in Leipzig sich so an die Einsamkeit gewöhnet hat, daß er sich vor der großen Welt fürchtet. Was meine Schriften anlangt, so habe ich das Verzeichniß derselben dem Herrn Obristen zugestellt. Euer Excellenz werden aus demselben ersehen, daß ich seit 1757 nichts weiters geschrieben habe; und es scheint auch, daß ich niemals mehr werde schreiben können. Doch es ist ja ein Glück für einen Autor, wenn er eher aufhören muß, als er zu viel geschrieben hat.

Ich verharre mit, der vollkommensten Ehrerbietung

Euer Hochfreyherrlichen Excellenz

unterthänigster Diener

Christian Furchtegott Sellert.

215. *)

Rabener an Sellert.

Dresden, d. 25. Jan. 1761.

Liebster Sellert,

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben oder doch durch Ihre finstre Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können und sich in das dunkelste Gebüsch zu Störmtal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Wagen zu seufzen. — „Aber,“ werden Sie mit Ihrer hohlen und krächzenden Stimme so einsylbig als möglich sprechen, „lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — alle Kinder wissen es — freylich, der König hat mit mir gesprochen.“ — O, mein hochgelahrter Herr Professor, freylich viel Ehre für Sie und für den Wig! Aber das giebt Ihrem Stolge kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Sellert schrieb, und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch also machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Sellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund; aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — ver-

*) (Abgedruckt aus Rabeners Briefen herausg. v. Weiße S. 282 ff.; steht auch, als No. 5, in den sechs Briefen v. Rabener und Sellert (s. Anm. zu No. 123), so wie in dem Briefw. Sellerts mit Dem. Lucius. Anhang, S. 626 ff.)

sehen Sie mich, Sclert? **Dutz**, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier so ungeheimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald, bald antworten und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde dem Publico ins Ohr sagen, daß dieser Sclert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, ja wie gesagt, daß eben dieser stille und friedliebende Sclert dem König bey seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worinnen er gezeigt, wie der Krieg wenigstens noch zwey Jahre fortgeführt werden könne, ohne die Brandenburgischen Unterthanen im Mindesten zu belästigen. — Ja, ja, mein Herr, das ist mein ganzer Ernst, und haben wir einmal Friede, so sollen Sie — Zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? — O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin. Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon; schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Witten in meiner patriotischen Wut liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie für Freude tausendmal umarmen. Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute haben, und erwarte die unruhigen Tage ohne ängstliche Sorge. Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer *)

*) (S. Rabenau's Briefe herausg. v. Weisse. S. 286 ff.)

in Kopenhagen, so werden Sie noch mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen; denn seit meinem erlittenen harten Unglück ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Heben Sie diese beyden Briefe auf. Vielleicht machen sie, wenn ich heuer sterbe, in meiner künftigen Lebensbeschreibung eine merkwürdige Anekdote, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan habe, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe. Tausend Empfehlungen an unsern Lieben Commissionrath und seine erblliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unser hochachtungswürdiger Freund Lindemann auf künftige Mittwoch Hochzeit hat. Ich bin, wie man in Leipzig spricht, ganz zufrieden und ganz voll Freude über die Verbindung zweyer Personen, die Gott, wie es scheint, nur dazu erschaffen hat, um sich durch ihre beyderseitige Tugend und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Führt sich Ihr Bruder besser auf als sonst, so können Sie ihn von mir auch grüßen; aber daß es ja Niemand merkt.

Rabener.

216. *)

Gellert an Rabener.

L. d. 29. Jan. 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch diesmal keine ausführliche Antwort schreiben, denn

*) (Dieser Brief und der unter derselben Nummer folgende Aus-

ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin, daß er sich von vier Uhr bis dreypiertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curiret und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen blos das, was Wahrheit und Ehreerbietung befohlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte? „Rein, Sir.“ — „„Besinne Er sich doch, Herr Professor, ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen.““ — Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „„Nun, sagte er, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?““ — „In der Schule der Natur.“ — „„Hat Er den *Lafontaine* nachgeahmt?““ — „Rein, Ihre Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.“ — „„Rein, ich muß Ihn loben.““ Und da sagte er zum Major, der dabey stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „„Komme Er wieder zu mir, und stecke Er Seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor.““ — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: Dränge dich nicht zu

zug 12. sind hier aus dem Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius, Anhang, S. 629 ff. abgedruckt; ein Paar Zusätze, die sich in den Sechs Briefen von Gellert und Rabener finden, wo beide Stücke unter No. 6 stehen, sind in Klammern gesetzt.)

den Königen. Er hat mich den Tag darauf bey der Tafel gegen den Obristleutenant Marwig, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Rector le Cat und Andere, die mirs wieder gesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersehen will, weil es doch eitel seyn würde. Der englische Gesandte, der ein vortrefflicher Mann ist, mag wohl die wahre Ursache gewesen seyn, warum mich der König sehen wollen; denn der Gesandte hat mit Strauben in Breslau meine Fabeln größtentheils gelesen und ist sehr für sie eingenommen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; ich meistens deutsch, nur im Nothfalle französisch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit seyn. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sey. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden, und gestroht, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief an Gramern, der auch trefflich ist, hebe ich allerdings auf. An den Herrn Cammerrath Lindemann würde ich geschrieben und ihm zu der so glücklichen Wahl meinen Wunsch recht von ganzer Seele abgestattet haben, wenn ich nicht zeither zu allen Verrichtungen und Pflichten der Gesellschaft ungeschickt gewesen wäre. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

der Ihrige

Gellert.

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekonnt. Morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte mich nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schälte auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache. — „„Aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?““ — Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV. — „„Sachsen hat ja zween Auguste gehabt.““ — Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, da singen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten. — „„So gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sinds böse Zeiten?““ — Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Friede — „„So? steht dies bey mir? Drey wider Einen!““ — Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden! — „„Ja, ja!““

Sellert.

Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27.
Januar 1761.

Der 18. December vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Sellert Nachmittags um drey Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert, und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thüre pochte. — Herein! —

Ich bin der Major Quintus Feilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen.“ Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem Kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet seyn. Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich; ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll. G.: Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Götze nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke, und ist um vier Uhr fertig. Quintus Feilius kommt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein, und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine. König: Ist Er der Professor Gellert? Gellert: Ja, Ihre Majestät. K.: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her? G.: Von Haynichen bey Freyberg. K.: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freyberg? G.: Ja, Ihre Majestät. K.: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben? Der Major: Ihre Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Gellert V.

Fontaine nennen. K.: Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen? G.: Ja, Ihre Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original. K.: Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren? G.: Ihre Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. K.: Nein, das kann ich nicht sagen. G.: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. K.: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber? G.: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Gramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. K.: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? G.: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihrer Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. K.: Hat's der Mann auch verstanden? G.: Die Welt glaubt's. K.: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen. G.: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm. K.: Da hat Er Recht. G.: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bey den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das Kriegerische Seculum der Deutschen: vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt. [K.: Er hat ja zwey Auguste in Sachsen gehabt. G.: Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. —] K.: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben? G.: Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — — K.: Ist er gar nicht aus Sachsen weggekommen? G.: Ich bin einmal in Berlin gewesen. K.: Er sollte reisen. G.: Ihre Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. K.: Was

hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte? G.: Weil sie Ihre Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu Holz gelungen haben. K.: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß [sich Bewegung machen,] alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen. G.: Ihre Majestät, diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können. K.: So muß Er fahren. G.: Dazu fehlt mir das Vermögen. K.: Ja das ist wahr, daren fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind ißt wohl böse Zeiten? G.: Ja wohl, und wenn Ihre Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — — K.: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drey wider mich. G.: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte. K.: Was meynt Er? Welcher ist schöner in der Epopoe, Homer oder Virgil? G.: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist. K.: Aber Virgil ist viel polirter. G.: Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt. K.: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn. G.: Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann. Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben. K.: So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben? G.: Ach ja, Ihre Majestät. K.: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon. G.: Wenn es Ihre Majestät nicht ändern können, so kann ichs noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — — K.: Kann er keine von seinen Fabeln auswendig? G.: Ich

zweifelte. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu. K.: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine? G.: Ja, Ihro Majestät, den Maler.*) „Ein kluger Maler in Athen — — — — so strich er seinen Kriegsgott aus.“ K.: Und die Moral? G.: [Gleich Ihro Majestät.] „Wenn deine Schrift — — — — austustreichen.“ K.: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietzsch, gebracht; den habe ich weggeworfen. G.: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg. K.: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen. G.: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton. K.: Ja, wie die Schlesier. Nein, er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched.“ Und den andern Tag bey der Tafel: C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans.

*) (X. 1, S. 135.)

217.

Freiherr von Widmann an Sellert.

Rürnberg d. 9. Febr. 1761.

WohlEbelgebohrner,

Hoch und Vielgeehrter Herr Professor.

Nichts schmeichelhafteres in der Welt hätte mir begegnen können, als (als) *) von Euer WohlEbelgebohrnen (gebohrt) mit einem Schreiben beehret zu werden; Stellen Sie sich also das Vergnügen, ia ich darff wohl noch hinzusetzen, ienen Hochmuth (den Stolz) vor, so (den) Dero beede (beide) werthe Schreiben vom 25 und 30ften **) elapsi (vorigen Monats) in mir erwecket haben; die Verantwortung des letztern mögen Euer WohlEbelgebohrnen (bohrt) über sich nehmen, dann (denn) ich bin in dieser (diese) meiner (meine) Sünde so verstockt (verliebt), daß ich noch fernershin damit prangen, und Dero beede Briefe Zeit Lebens unter meine wichtigsten und merkwürdigsten Schriften aufbehalten will. Euer ic. sind allzugütig, daß Sie den Besuch, so (den) ich Deroselben im Jahr (Jahre) 1759 in Dero moralischen Vorstellungen abgestattet habe, und meinen dabey gegebenen (ertheilten) öffentlichen Beyfall so hoch (sehr) erheben wollen, (;) beedes (Beydes) hat mir Ehre und Nutzen gebracht, ia es kommet (kömmt) villmehr (vielmehr) mir zu, Ihnen zu danken, daß Sie mir ienes haben erlauben wollen, (;) ich (Ich) meines Orts werde diesen vor (für) mich so vergnüglichen (angenehmen) Zeit-Punkt nie vergessen können, und habe seither (zeither) vielmahl die Academische Jugend zu Leipzig um das

*) (Die Zusätze in Parenthese sind Sellerts Verbesserungen.)

**) (In diesem Briefe, der hier nicht aufgenommen worden ist, hatte G. dem Freih. von Widmann Nachricht über das Befinden seines Bruders, des nachher erwähnten Obersten, gegeben.)

Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen (so) angenehmer als (als) lehrreicher Vortrag ieden, so (der) zu denken und den Werth der Tugend zu schätzen weiß, verleiten (bewegen) muß sich (in) die Schullahre, welche man sonst nicht geschwind genug übersteigen kann, wiederumben (wiederum) zurück zu wünschen. Alle Staatsmänner solten (sollten) sich glücklich achten, wann (wenn) Sie ienes (das) thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staatskunst müste noch um so viel edler werden, wann (wenn) sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet wurde (würde), ja sodann wurde (würde) das pöbelhafte Vorurtheil, daß iene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht besieget (widerlegt) werden.

Cuer ic. werden mich durch Verschaffung eines Lesers und Secretairs unendlich verbündet; die Wahl so (die) Sie herunter (dabey) treffen werden ist mir schon genug, um sicher zu seyn, daß ich alles bekommen (erhalten) werde, was ich nur wünschen kan; dann (denn) was kann ich nicht von einem so grossen Kenner deren (der) wahren Verdiensten (Verdienste) und der ächten Gelehrsamkeit, und zugleich von einem Freund (Freunde) erwarten? Ich habe vor einigen Wochen meinem Hrn. Brudern (Bruder) dem Obristen über diesen Gegenstand ein und andere (einige) von meiner eigenen Hand in Französischer Sprache geschriebene Anmerkungen zugeschicket, und Ihme (Ihm) mit letzter Post gemeldet, solche Cuer ic. ganz wie sie sind, einsehen (lesen) zu lassen, (;) Sie belieben also diese Anmerkungen von Ihme (Ihm) meinen Hrn. Brudern (Bruder) wann er sie noch nicht hergegeben (mitgetheilet), nur abzufordern; dann (denn) es ist alles darinnen enthalten, was ich von einem solchen Leser oder Secretair nur immer fordern kan und soll; (.) Was mir Cuer ic. von deme (dem) so würcklich vorhanden wäre, (ungenannten Candidaten) melden, daß er sich an die Einsamkeit ges-

wohnet habe, und sich vor der großen Welt fürchte, dieses würde mich eben nicht abschrecken (schrecken), wann sothane (diese) Einsamkeits-Liebe und Furcht (Furcht) nur nicht bis auf die Kaserrey eines Diogenes in einem Faß (Kasse) wohnen zu wollen, hinnauß gehet; (hinaus lauft;) dann ich verlange einen solchen Mann eigentlich nur zu meiner Gesellschaft, und je weniger derley (solche) Leute gefellig sind, bestoweniger sind sie auch dagegen der Gefahr ausgesetzt, in Ausschweifungen zu verfallen; doch habe ich dieses noch mit beyzusetzen (doch muß ich auch noch hinzu setzen), daß er auch Studia Practica, das ist sine Kenntniß in dem öffentlichen Staats-Recht (Rechte) denen (den) Friedens-Schlüssen; und denen (den) neuern Geschichten haben auch sähig seyn müste, in Geschäften teutsche und französische Auffätze zu machen; (.) Ich mißkenne nicht (gestehe gerne), daß alles, was ich in einem solchem Mann vereinigt (vereint) zu finden verlange, sehr vill (viel) seye, (;) allein ich will was (etwas) rechtes, oder gar nichts haben, und gerne warten, um eine vollständig gute Wahl zu treffen, zumahlen, (zumahl) da meine dermahlige (gegenwärtige) Umstände, welche sich aber im künftigen Frühjahr näher (mehr) aufklären werden, diesen Verzug gar wohl gestatten; mit einem Worte (Wort), ich lege das ganze Werk in Eurer ic. Hände, und bin über den Aufschlag (Ausschlag) um so mehr beruhiget, als (als) ich zum Voraus (Voraus) weiß daß ich von Deroselben (Denenselben) Keinen andern als (als) einen vollkommenen und gesitteten Mann zu gewarten habe.

Aus Dero eigenen Verzeichniß (nisse) ersehe ich mit Zufriedenheit, daß ich, auffer Dero (Dero) geistlichen Dben und Lieber (Liebern) alle Dero gedruckte Schriften würcklich (wirklich) besitze; allein solten (sollten) Euer ic. als (als) ein so guter Welt-Bürger, und (ein) so wahrer Menschen-Freund, sich wohl entschließen können, (an) Dero Freunden und der ganzen Nach-

Welt den Raub zu thun (begehen), und nichts weiters mehr zu schreiben, ja nicht einmahl Dero moralische Schriften durch den Druck zu verewigen? Ich stehe vor (für) Dero Freunde und vor (für) die Nach=Welt (gut) daß beide (sie) dieses harte Verfahren um Euer ic. durch die billige Verehrung Dero Namens und Dero ohnauslöschlichen Gedächtniß (es) gewiß nicht verdienen; wie glücklich würde ich nicht vor (für) meinen Theil seyn, wann ich Dero Vorträge (Vorlesungen) so ich von denen Pflichten der Freund= und Anverwandtschaft, von der natürlichen Religion, und von dem Ehestand, selbst mit Vergnügen, und mit Auserbauung (Erbauung) angehört habe, noch einmal durchlesen könnte.

Ueber den Antheil so Euer ic. an den Zustande meines Hrn. Brudern (Bruders) nehmen, bin ich lebhaft gerührt, und empfehle Ihn Dero fernerer (fernerern) Freundschaft; (.) Ich will nicht, daß Sie sich seinetwegen belästigen, (;) allein ich wünsche eben so vill (viel) vor (für) Sie als vor (für) Ihn, daß er Ihres angenehmen Umgangs zu Zeiten theilhaftig werden (genießen) könne; Machen (machen) Sie Ihn wenigstens Dero Trost Gründe wider ein siiches Leben lesen (bekannt); (.) Seinen Arzt und Dero Freund Hrn. Breyer bitte ich in meinem Rahmen zu ersuchen, weder Mühe noch Sorge (Sorgfalt) zu spahren; Euer ic. aber wünsche ich so viele Gesundheit, Wohlfahrt, und Zufridenheit (Zufriedenheit) als (als) Sie zu haben verdienen, mehr wüßte ich Ihnen in der That nicht zu wünschen.

Erst izzo werde ich gewahr, daß mein gegenwärtiges Schreiben lang geworden; Allein man wird immer (gerne) weitläufig, wenn man (ein) Vergnügen findet, sich mit jemanden zu unterhalten; (.) Dieses ist bey mir so wahr, daß ich mich noch nicht entschliessen könnte, abzubrechen, wenn es nicht wäre, um ienes mit diesem zu vertauschen, Euer ic. iener vollkommensten

Hochachtung, Freundschaft und Ergebenheit zu versichern, mit welcher ich bin und stets seyn werde ic.

P. Stam.

Auch bitte ich Euer ic. durch alles was ich bitten kan, dieses mein Schreiben nach den Inhalt (Inhalte) und denen (den) Sätzen (Regeln) Dero im Jahr 1756 bey Johann Wendler in Leipzig gedruckten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen, zu zergliedern, und auf das strengste zu beurtheilen, mir aber, besonders über die hin und wieder mit eingeschlichenen austriacismos, Dero Urtheil aufrichtig und ohne allen Rückhalt zukommen zu lassen; (.) Wann (Wenn) Euer ic. mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als eine ganz ausnehmende Probe (einen ganz ausnehmenden Beweis) Dero schätzbaren Freundschaft Zeit Lebens mit Dank erkennen, und bestomehr angefrischet werden, öfters sowohl zu meinem Vergnügen, als (als) zu meinem Unterricht (richte) an Sie zu schreiben. Sollten Sie mir aber es (es aber) versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir als (als) ein stiller (stilles) Verbott Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden; (.) ie (Je) schärfer (hingegen) Euer ic. Beurtheilung ausfallen wird, desto ie (besto) größer soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als jene schon obbemelte (melbete) so lebhaft als aufrichtige Gefinnungen, mit welchen ich Zeit Lebens seyn werde

Euer WohlEbelgehörn

Dienstschuldigst ergebenster Diener
v. Bidmann.

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 16. Febr. 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Abgesandter.

Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich alles das verdiente, was Ew. Excellenz in Dero so gnädigen Antwort zu meinem Vorthelle gesagt haben! Ich wünsche es zu verdienen, dieses ist was ich mit Wahrheit sagen kann; und ich werde mich bemühen, Dero hohen Beyfalls eben so gewiß würdig zu werden, als er mir vorzüglich schätzbar und Zeitnehmens eine Belohnung seyn muß. Aber welche Herablassung, daß mir Ew. Excellenz befehlen, Dero Briefe nach den Regeln der guten deutschen Schreibart strenge zu beurtheilen, die Ausrüchlichkeiten zu bemerken und Ihnen meine Critiken zuzusenden! Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein Oesterreichischer Minister so schön und richtig Deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben. Dieses sage ich dreist und mit Gewissen, wenn ich mir auch dadurch Dero Unnade zuziehen sollte. Ich erhielt Dero Schreiben bey Tische, und kaum hatte ichs gelesen, so sagte ich zu den beyden jungen Grafen Brühl und Moltke (aus Kopenhagen des Ministers Sohn) „setz will ich ihnen, meine Herren, einen Brief eines Ministers vorlesen, der ihnen zum Vergnügen und zum Beispiele dienen soll.“ Der Hofmeister las ihn laut. Der Brief sagte ich, ist vortreflich, und wenn es hoch kommt, so kann ich etliche Kleinigkeiten daran aussetzen; die Seele der Schreibart bleibt immer schön. Ew. Excellenz werden mir vergeben, daß ich dieses hier wörtlich anführe. Es wird die Stelle der besten und aufrichtigsten Entschuldigungen, warum ich Dero Befehl nicht erfüllen kann, vertreten. Indessen

habe ich, um zu gehorchen, etliche Kleinigkeiten, welche den Gebrauch oder die Grammatik betreffen, in der Beylage an- gemerket. Wegen des Secretairs und Sectors will ich mich so wenig übereilen, daß ich Ew. Excellenz lieber keinen als nicht den besten, den Sie verlangen, vorschlagen werde. Die Um- stände Dero Herrn Bruders, des Herrn Obersten, sind erträg- licher als lethhin, und die Operation ist glücklich etlichemal wie- derholt worden. Er lehnet meinen und meines Bruders Besuch noch immer ab; allein ich bin der Krankenstube sehr gewohnt, weil ich diesen Winter leider drey Lazarete hart an meinem Schlafzimmer dulden müssen. Der schreckliche Krieg! Ich ver- harre mit der ersinnlichsten Ehrerbietung

Ew. Hochgebohrn Excellenz

unterthänigster Diener
C. F. Sellert.

B e y l a g e.

Als) wir schreiben es mit einem Kleinen s. jenen Hochmuth) lieber den Stolz. so besser das Pronomen den, so ist mehr eine Partikel. beyde) ist dialogisch — beyde ist grammatisch rich- tig. elapsi) vorigen Monats oder so etwas. (Euer Wolgeb.) lie- ber Eure oder Euerer, das Foemininum. im Jahr) im Jahre, den Ablativus. So hoch erheben wollen) lieber so sehr erheben. Hier würde ich einen Punkt setzen. Beydes hat ic. um den Pe- riod abzukürzen, welches auch der Gedanke zu befehlen scheint. villmehr) wir schreiben vielmehr — Kommet) wir sagen kömmt. Ich komme, du kömmt, er kömmt; ist verbum anomalon, oder auch erst den Punct bey erlauben wollen. vor mich) für — das lateinische pro, loco, oder das französische pour geben wir durch für; das prae, ante, coram durch vor, welches meistens den Ablativum, so wie tenes stets den Accusativum, fordert:

ante portas, vor dem Thore, coram senatu, vor dem Rathe — praecire vorgehen — vergnüglicher Zeitpunkt) angenehmer ist gebräuchlicher in der modernen Schreibart. seither) wir sagen zeither. villmal) vielmal. verleiten) Hier lieber bewegen. wiederumben) wiederum. solten) sollten, weil der Infinitivus als die Wurzel zwey u. hat. wann) wenn. ienes) lieber das. gebaut wurde) gebauet würde. wurde) wieder würde. Dann) ist tunc, alors; nam, enim, ist denn. Deren wahren Verdiensten) der wahren, ist der Artikel: sollte es das Pronomen seyn, so müßte es heißen derer Verdienste, welche zc. — die Verdienste, der Verdienste; aber im Dativo und Ablativo kömmt ein n hinzu. zu. meinem Freund) Freunde. Brudern) Bruder ohne n. ein und andere Anmerkungen) lieber einige Anmerkungen. geschribnen) geschriebenen. diese) diese. Ihme) ohne e ihm. einsehen zu lassen) lieber lesen zu lassen. Sie belieben also) vor Sie setzte ich einen Punkt: Belieben Sie also ihm diese Anmerkungen abzufordern, wann er sie Ihnen noch nicht mitgetheilet; zc. kan) wie soll mit zween Consonanten. Was) was, und vorher wieder einen Punkt. Cuer Wohlebelgebohrnen) gebohrn. von dem, so wirklich vorhanden wäre) lieber, der wirklich vorhanden ist zc. wurde) würde. sothane) ist iuristisch, lieber diese. Forcht) wir schreiben Furcht. Was) Fasse. Hinaus geht) Hinaus läuft. Derley) ist provincial, wir schreiben dergleichen. Doch habe ich noch dieses mit beyzusezen) doch muß ich auch noch hinzusezen daß zc. denen Friedensschlüssen) ich weiß daß denen in den Kanzellepen gebräuchlich ist; sonst heißt der Artikel im dativo und ablativo plur: den. ich mißkenne nicht) ich weiß sehr wohl, oder ich sehe gern. vereinigt) vereinigt. seye), sey. was recht) lieber etwas. Dermahlige) Da meine gegenwärtigen Umstände. näher aufklären) mehr aufklären. ich lege das ganze Werk) im niedrigen Stile lieber: ich überlasse das ganze Werk. von Deroselben) Dero ist der Genitivus, von Denenselben, ober von Ihnen. den

Raub zu thun) ist mir fremd, thun ohne e, vielleicht die Gewalt anzuthun; das Unrecht anzuthun, oder den Raub an Ihren Freunden zu begehen. Ich stehe vor Dero Freunde — gut) entweder ich stehe für Dero Freunde, ohne gut, oder ich sage für — gut. Dero Gedächtnuß), im Genitivo Gedächtnisses, oder Andenkens. vor meinen Theil) für meinen Theil. Dero Vorträge) lieber Vorlesungen. Auserbauung) Provinzial= Wort, wir sagen Erbauung. meines Herrn Brudern) wir sagen im Genitivo Bruders. ich will nicht) vor ich lieber den Punkt und also einen neuen Period. so wohl vor Sie als vor Ihn) überall für den accusativum. ihres Umgangs — theilhaftig werden könne) ist richtig deutsch, man sagt es aber nicht im gemeinen Leben; man sagt lieber, ihres Umgangs genießen u. Machen Sie ihm lesen) eine französische Tour, geben Sie ihm wenigstens zu lesen, oder sorgen Sie daß er — liest. Wenn man Vergnügen findet) lieber, ein Vergnügen darinnen findet, sich u. Wenn es nicht wäre um) Si ce n'etoit, pour etc. ist eine französische Tour — der ganze Schluß ist eine französische Wendung.

Dieses, Gnädiger Herr und Gönner, sind die kleinen grammaticalischen pedantischen Anmerkungen. Allein aufrichtig zu reden, so habe ich, ungeachtet meiner Critiken, etliche austriacismos gefunden, die wirklich ihres Nachdrucks und der Kürze wegen besser sind als unsere Mundart z. E. ich mißkenne nicht, ist bey uns nicht üblich und ist doch wirklich kräftig und schön. Wenn ich, wie Euer Excellenz, in Geschäften schreiben sollte: so würde ich mit aller meiner deutschen Sprache ein Kind seyn; und wenn Sie in meinem Tone reden wollten, würden Sie nicht im Tone des Ministers reden können. Ich bitte mirs als eine Gnade aus, daß mir Euer Excellenz Dero Brief, den ich hier habe beylegen müssen, wieder zurück zu schicken geruhen wollen.

Gellert an seine Schwester.

L. d. II. Febr. 1761.

Ihr verlanget wieder Nachricht von mir? Ja Ihr sollt sie haben, so ungerne ich auch jetzt schreibe. Es ist wahr, meine Umstände sind nicht besser; aber ich habe doch tausendfache Ursache, Gott zu preisen, daß sie nicht noch schwerer sind, und daß er mir sie von einem Tage zum andern überstehen hilft. Das ist ja Wohlthat genug, wenn wirs nur erkennen. Ja, liebste Schwester, mein Leben ist schon seit 52, besonders aber seit dem vergangenen Jahre ganz anders, als meine vorigen Tage waren; und ach! wie würde ich erschrocken seyn, wenn ich alles das voraus gewußt hätte, was mir zethier von Gott ist zugeschickt worden! Doch der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen. Was wollen wir klagen, da wir unendlich mehr verschulden, als er uns auflegt. Lasset uns in Demuth uns seiner Hand ergeben, und nicht zagen, sondern harren und ihn anbeten. Er will uns ja nicht über Vermögen lassen versucht werden. — Wenn ich glaubte, in Hainichen ruhig zu seyn, so wollte ich gleich auf Ostern zu Euch kommen und etliche Wochen bey Euch bleiben. Aber ach! ich fürchte, Hainichen ist noch weniger meine Ruhestatt, als ein anderer Ort. Freylich möchte ich gerne mit Euch reden. Aber der Frühling, der mir schon zweymal schreckliche Frühling! — Doch welch Mißtrauen! Gott kann ja den künftigen besser für mich werden lassen, und weiß ich denn, ob ich ihn erlebe? Der Schmerz in der Hälte ist zethier stille, oder doch nicht heftig gewesen. Aber mein Kopf. — Ich höre ja leider, daß dem Bruder in Freyberg eine so unglückliche Begebenheit begegnet ist. Was macht der gute Bürgermeister? Gott stehe ihm bey. Ich grüße alle herzlich.

G.

220.

An Caroline Lucius.

L. d. 11. März 1761.

Mademoiselle!

Fürchten Sie nichts: Ihr Brief*) ist mir nicht zu lang; er ist mir selbst durch seine Länge nur angenehmer und ein großer Beweis gewesen, daß Sie gern an mich schreiben. Ich danke Ihnen für alles das Gute, das Sie mir darin sagen, aufrichtigst, und ersuche Sie, Ihren Briefwechsel ohne Kummer fernher mit mir fortzusetzen, wenn es Ihre Umstände erlauben. Es ist freylich wahr, liebste Mademoiselle, daß ich nicht der fleißigste Correspondent bin; allein ich verdiene eine kleine Nachsicht mehr, als andre, weil ich selten durch meine Schuld bin. Schon lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhalten, wollte ich an Sie schreiben, und gern schreiben; aber ich ward krank, und vergaß über meine Beschwerden alles, was mir sonst eine angenehme Beschäftigung ist. Daß ich Ihren ersten Brief in einem Collegio vorgelesen habe, kann ich nicht läugnen. Indessen können Sie sehr ruhig dabey seyn. Ich habe Ihren Namen verschwiegen, und das Lob, das ich dem Briefe wegen seiner naiven Schreibart gab, war nicht zu weit getrieben. Es ist stets mein Grundsatz gewesen, daß die Frauenzimmer, die gut schreiben, uns in dem Natürlichen übertreffen, und dieses wollte ich durch Ihren Brief erweisen. Indessen ist mirs nicht lieb, wenn Ihr Name durch zufällige Umstände verrathen worden; denn Ihre Bescheidenheit möchte ich auch durch ein verdientes Lob nicht gern einen Augenblick kränken. Ich will mich auch künftig sehr hüten, daß Sie Ihre Klage nicht wiederholen dürfen. Fahren Sie in Ihrer guten Lectüre fort, liebste Mademoiselle!

*) (Bom 1. Febr. 1761; Briefw. Gs. mit Dem. Lucius Nr. 4.)

Sie muntere ich dazu auf, ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn sie weniger läsen; aber Sie gehören nicht in diese Classe. Sie leben nicht, um zu lesen, sondern Sie lesen, um desto geschäftiger, nützlicher und ruhiger zu leben, und ich habe eine so gute Meynung von Ihrem Herzen und Ihren weiblichen Geschicklichkeiten, daß ich Sie dem besten Manne wünsche. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester vielmahl von mir. Ich verharre mit besonderer Hochachtung

Ihr verbundenster Diener
Sellert.

381.

Freiherr v. Widmann an Sellert.

Nürnberg, d. 16. März 1761.

WohlEdelGeböhner

Hoch und Wil (Viel) *) geehrter Herr Professor,

Was bin ich Euer WohlEdelGeböhrenen nicht vor die gütige Aufnahme meines Schreibens vom 9ten vorigen Monaths, und noch weiters (weiter) dafür schuldig, daß Sie mir zugleich meine Bitte, wegen Beurtheilung dessen (desselben), nach denen (den) Regeln der guten teutschen Schreib=Art, gewähren wollen. Ich bin zwar weit entfernt, darüber völlig beruhiget zu seyn, ob Dero Urtheil nicht allzu gelinde ausgefallen seye (sey); Allein ich will es dabey bewenden lassen, und meiner Eigenliebe etwas zu gut (gute) thun (thun). Es (Sie) ist ja allen Menschen gemein, und wenn sie zu guten Handlungen der Zunder ist, so höret sie auf, unerlaubt zu seyn. Doch bitte ich noch=

*) (S. d. Anm. zu No. 217.)

malen (nochmahl) auf das feyerlichste diese Dero Beurtheilung so wohl auf gegenwärtiges (wärtigen Brief) als auf alle meine künftige (künftigen) Schreiben zu erstrecken; dann (denn) diese werden nur so lange folgen als (als) ienes von Euer beschehen (geschehen) wird. Alles, was Euer mir sonst über meine Schreib-Art sagen, und mit meinen Brief gethan zu haben mel- den, beschämt mich allzu sehr, als daß ich mich darüber einzulassen getrauen sollte; (.) Wann der gute Wille in der ächten Schreib-Art unserer Mutter-Sprache stark zu werden, oder wenigstens die dießfalls bey mir unterlofene (untergelaufenen eingeschlichenen) Fehler der Erziehung zu verbessern ein Verdienst seyn kann, so darf ich mir solchen zueignen. Ich fühle diesen Trieb schon von vielen Jahren her, (;) allein von der Zeit an, als ich mit Euer angenehmen und lehrreichen Schriften —, auch darauf mit Dero werthen Person bekannt geworden bin, und endlich gar Dero Vorlesungen anzuhören, das Glück erlangt habe: so hat dieser Trieb nicht nur merklich zugenommen (genommen), sondern sich auch mit dem Wunsche vergesellschaftet, Euer hierunter (hierinnen) zum Lehrer und Anführer zu haben, (.) Dieses (nun) kann zu meiner unerlöschlichen Verbindlichkeit eben dadurch am besten beschehen (geschehen), wann Sie mir erlauben mit Deroselben (Denenselben) einen ordentlichen Briefwechsel, doch immer unter obiger (der obigen) Bedingnts (Bedingung) zu errichten.

Wegen des Sekretairs und Lectors verlaße ich mich lediglich auf Euer, und lege (gebe) dessen Auswahl (Wahl) gänzlich in Dero Hände, bitte mir aber auf den sich ergebenden (ereignenden) Fall die vorläufige Nachricht davon aus.

Mein Herr Bruder, der Oberste, wird nunmehr bald im Stande seyn, Dero, und Dero Herrn Bruders Besuch anzunehmen; ia ich hoffe, daß ein so angenehmer Umgang, (um) welchen ich Ihme (Ihn), so viel ich Ihme (Ihm) sonstens gutes

gönne, gewiß beneide, seine Genesung befördern wird. Euer beklage ich, (Uebrigens beklage ich Euer ic.) daß auch Sie die Ungemache (das Ungemach) des Krieges so nahe empfinden (müssen); Nichts kan freylich solchen erschrecklicher machen, als wenn man sehen muß, daß durch die davon ohnabsonderliche (von ihm unzertrennlichen) Plagen, so gar Leute deren Ruhe so heilig und der gelehrten Welt so nützlich ist, gestöhret werden. Der Himmel wird ja allen diesen Drangsalen ein Ende geben. Dringende und überhäuffte Geschäfte haben mich, wieder meinen Willen bisher abgehalten Euer ic. eher zu antworten. Ich verharre mit der ersinnlichstn Hochachtung und Ergebenheit

Ewr. WohlEdelgebohrnen

Dienstschuldigst Ergebenster Diener
v. Widmann.

P. S. Euer ic. würden mich ungemein verbinden, wann (wenn) Sie mir ein Buch, welches von der RechtSchreibKunst (RechtSchreibung) gründlich aber kürzlich (kurz) handelt und zugleich ein WörterBuch verrathen (vorschlagen) wollten, in welchen ich nachsuchen könnte, so oft ich einen Anstand habe, wie dieses oder ienes Wort im Teutschen recht zu schreiben seye (sey).

322.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 25. März 1761.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich soll nur ohne Kummer meinen Briefwechsel mit Ihnen fortsetzen? Und Sie wollen wirklich so gütig seyn, und es mir

erlauben, ob ich gleich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn? — „Das habe ich nicht gedacht,“ muß ich, wie der König von Preußen, sprechen. Allein wenn ich schon nicht gedacht habe, so weiß ich mich doch gleich darein zu schiffen, und mache mir diese Erlaubniß mit aller Zuversicht zu Ruhe. Sie haben sie mir einmal gegeben; daran will ich mich halten, bis Sie sie wieder zurücknehmen, und das werden Sie doch wohl nicht thun? — Nein, das thun Sie nicht; Sie sind viel zu gutherzig, viel zu menschenfreundlich dazu. Mein langer Brief, und daß ich gern an Sie schreibe, ist Ihnen angenehm, wie Sie sagen? Auch dieß hätte ich kaum geglaubt, und doch muß es so seyn; denn rechtschaffene Leute überhaupt haben ja niemals Ursache, anders zu reden, als sie denken, wie viel weniger Sie! Da ich schrieb, schmeichelte ich mir gar nicht mit der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; noch weniger unterstand ich mich, nur einen Augenblick die Absicht zu hegen, Sie dadurch in einen Briefwechsel mit mir zu ziehen. Ich gedachte, so zu sagen, bloß von Ihnen Abschied zu nehmen. Aber hernach sah ich wohl ein, daß ich selbst nicht recht gewußt, was ich wollte; denn ich war immer so unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und ich warf eine solche Feindschaft darauf, daß ich gar nicht mehr leiden wollte, wenn meine Schwester davon redete, und im Herzen, glaube ich, war ich gar böse, daß meine Aeltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuschicken. War das nicht wunderbar von mir? — Sehen Sie, mein lieber Herr Professor, ich erzähle Ihnen das Alles, damit Sie von der Freude urtheilen können, die mir Ihr schöner Brief gemacht, und die Sie mir durch alle diejenigen verursachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu schreiben belieben wird. Drey Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen, und ich habe nunmehr so viel Vertrauen zu Ihnen, daß ich, wenn

Sie auch nicht an mich schreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdessen mit den Gedanken von Ihnen beschäftigen und dasjenige lesen, was Sie sonst schreiben. So hab' ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf*) gelesen und abgeschrieben. Ihre Antwort hat mir viel Vergnügen, aber auch viel Sorge und Furcht gemacht. Wie krank müssen Sie gewesen seyn, daß Sie nicht einmal dem Herrn Cammerath Lindemann zu seiner vortrefflichen Babet Glück wünschen können! Ich kann nicht ohne Betrübniß an die Stelle gedenken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weiß wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man an den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht mir doch tausend traurige Einbrüche. Mit Ihnen würde ein großer Theil meines Vergnügens sterben. Ihre Schriften bleiben zwar wohl in der Welt; und es werden sich auch immer Leute finden, die Sie kennen und, wie ich, lieben und verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen würde sprechen können. Aber ich könnte doch dann nicht mehr an Sie schreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurigkeit vermischt seyn. Gott verlängere Ihr Leben, und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ihnen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum. Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Lesens wegen nicht tabeln. Es würde mir sehr schwer fallen, den Büchern zu entsagen. Sie sind fast meine einzige Belustigung. Nur wünsche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. Wenigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen, die ich lese, noch die Art, mit der ich sie lese, schädlich seyn sollen. Es ist mir unschätzbar, daß Sie gut von mir denken, und sich sogar die Mühe nehmen, es mir zu sagen. Lassen Sie sichs nicht gereuen, mein lieber

*) (Die Briefe 215 und 216 sind gemeint.)

Herr Professor, daß Sie mirs gesagt haben; ich will gewiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft es mir einfällt, — und das geschieht oft, — daß Sie gut von mir denken: eben so oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu seyn. Sie hochgeehrtester Herr Professor, schämen sich nicht, fromm zu seyn, und also darf ichs Ihnen wohl sagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deswegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen kenne, dasjenige auszuüben, was gut ist; allein ich weiß auch, daß es erlaubt ist, über den Beifall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben, und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend anwenden soll. Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat, küssen Ihnen mit aller Ehrerbietung die Hände; und meine Kellern (mein Vater liebt Sie vornehmlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter, wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um alles, was wir von Ihnen wissen,) meine Kellern, sage ich, nehmen sich die Freyheit, Sie hier durch mich von ihrer vollkommensten Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

E. C. Lucius.

An den Freiherrn von Sidmann.

L. d. 28. März 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
 Gnädigster Herr Ambassadeur.

So wenig ich auch im Stande bin, den Bedingungen ein Genüge zu leisten, unter welchen Euer Excellenz mich ferner Dero Briefwechsels würdigen wollen: so werde ich doch lieber alles wagen, als dieses Glück ganz aufgeben. In der That ist es weit leichter, kleine Fehler in der Schreibart zu entdecken, als die Schönheiten derselben zu sehen; und in diesem Verstande werde ich, so wenig ich auch zuverlässiger Richter bin, dennoch kleine Critiken über den Ausdruck Dero Briefe machen können, wenn Sie anders von diesem strengen Befehle nichts nachlassen wollen. Und wie selten würden die Kunstrichter seyn, wenn es nicht mit Recht vergönnt wäre, zu tabeln, ob man gleich nicht die Geschicklichkeit besitzt, es besser zu machen! Was nun Ewr. Excellenz aus Bescheidenheit von Dero deutschen Schreibart urtheilen: so kann ich doch mit Gewissen sagen, daß ichs bewundere, wie Sie sich dieselbe, da Sie in mehr als einer Sprache schreiben, so sehr haben zu eigen machen und wie Sie bey Dero Geschäften noch igt so viel Sorgfalt darauf verwenden können. Dieses seltene und große Beyspiel macht der deutschen Nation viel Ehre; sollte es nicht auch die Racheiferung anderer Minister erwecken können?

Zur neuern Orthographie weis ich Ewr. Excellenz kein bequemeres und kürzeres Werk vorzuschlagen, als Wolfens Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache. Hof und Bayreuth 1749; oder vielleicht ist auch eine noch neuere Ausgabe vorhanden. Ein gutes Lexicon fehlt uns auch leider noch, und das Beste, das wir haben, ist Frischens Deutsch Lateinisch Wörter-

terbuch, in 4to Berlin. Soll ich außer der Gottschedischen deutschen Grammatik Ew. Excellenz noch eine andere kleine und vielleicht auch brauchbare nennen, so nenne ich folgende: Neue Lehrart und Übung in der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache von Johann Leonhard Baseow, Professor zu Soroe. Kopenhagen 1759 in 8. Wir haben eine Sammlung vermischter Briefe von Stockhausen, 2 Theile, 1759 Helmstädt. in der auch viel gute Briefe vorkommen, wenn gleich die Schreibart nicht überall die beste ist. Bey Gelegenheit der Briefe muß ich Ew. Excellenz melden, daß ein Preussischer Grenadier in Brüg, der Sorceville heißt, die meinigen ins Französische übersezt hat, und wie ich sehe, nicht ohne Glück.

Dero Herr Bruder, der Herr Obriste, fängt wieder an aufzuleben. Ich habe heute meine Schuligkeit beobachtet und ihn besucht, und besser gefunden, als ich gedacht. Freyer macht Hoffnung das Uebel aus dem Grunde zu heben; Mein Bruder, der Oberpost-Commissar, vertritt meine Stelle, und sucht dem Herrn Obersten seine Einsamkeit oft zu erleichtern. Er nimmt immer die beiden jungen Grafen, Wolke, einen Sohn des Dänischen Ministers, und den Grafen Brühl, die hier studiren, mit zu ihm. Beides sind gute Kinder, die der Herr Obriste sehr lieb hat. Dieser Mann, ich muß es bekennen, hat viel Genie, ist ein sehr angenehmer Gesellschafter, und sein Krankenslager wird ihm vielleicht noch zur Studierstube' und zur besten Schule werden. Er besizt eine Gabe naiz zu erzählen, die ich bewundere.

Uebrigens danke ich Ew. Excellenz unterthänigst für Dero gnädige und mir so rühmliche Antwort und verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung

Euer Hochfreyherrlich. Excellenz

ganzgehorsamster Diener

C. F. Sellert.

Ich habe vor vier Jahren einen gewissen Candidaten der Rechte, mit Namen Frauendorf, als Hofmeister nach Riga für den Sohn des Herrn Geheimdenraths Baron von Campenhausen empfohlen. Dieser Frauendorf ist ein geschickter Mann, wünschet sich aus seiner Condition, wünschet sich die Stelle eines Secretairs bey einem Minister, möchte er doch die Stelle bey Euer Excellenz verdienen! Er ist ein Schüler von Mascov und geübt in der Geschichte und dem iure publico, nach Mascovs Zeugnisse. Er schreibt und spricht fertig Französisch, versteht auch Italiänisch, so viel ich mich erinnere; seine Hand ist gut und er ist auch von Person wohl gebildet, und sein Gesicht zeugt von einem ehrlichen Herzen. Für seine Treue, Arbeitsamkeit, Folgsamkeit und Sittsamkeit wollte ich beynah gut sagen. Er ist eines gemeinen Soldaten Sohn hier aus Leipzig, und seine Liebe und Sorgfalt für seine alte noch lebende Mutter, ist mir ein großer Beweis eines guten und dankbaren Herzens. Das ist alles gut, werden Ew. Excellenz in Gedanken sagen, aber ich will wissen, ob er alle die Eigenschaften besitzt, die ich von meinem künftigen Secretair verlange, und die ich schriftlich erkläret habe? Alle? Nein, Gnädigster Herr, das glaube ich nicht, so gut auch der Mann ist, und so alt er auch schon ist; denn ich glaube, daß er dreißig bis zwey und dreißig Jahre hat. Allein ich zweifle auch, daß ich jemals so einen Menschen finden werde, als er nach Dero Vorschrift seyn soll; und wenn ich einen fände, so hat er vielleicht andere Absichten, als daß er die Bedienung eines Secretairs sucht. Mein Vorschlag ist auch nichts als ein Einfall, den mir das Verlangen Euer Excellenz zu dienen, eingiebt, und auf den Dieselben weiter nicht achten dürfen. Dieser Frauendorf hat, da er noch in Leipzig war, ein kleines Bändchen, Reflexions sur la Situation des affaires presentes etc. geschrieben, welches ich Ew. Excellenz hier belege. Ich bin nicht im Stande davon

zu urtheilen, und wer wird es besser thun können, als der Kritiker, dem ich dieses Buch schicke, und dem ich mich zu beharrlichen Gnaden gehorsamst empfehle.

G.

Den beygelegten Brief bitte ich mit in Unterthänigkeit wieder aus. O dachte ich, da ich mit meinen Verbesserungen fertig war, bist du nicht ein alberner Mensch; der Mann schreibt viel nachdrücklicher, als du!

334.

An Caroline Lucius.

L. d. 4. Apr. 1761.

Mademoiselle!

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie sind; wie viel Freude Sie Ihren Kellern igt, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne seyn werden; und ich fange an, den Briefwechsel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich sehe, daß Sie soviel Vertrauen in mich setzen, und durch meinen Beyfall auf Ihrem trefflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erschrecke ich, weil ich fürchte, daß sie etwas anders sind, als sie seyn sollen; aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die sie erlernen, sich durch das Lesen guter Bücher den Verstand aufheitern, und das Herz edler bilden, diese achte ich sehr hoch und wenn ich solche Frauenzimmer denke, so bin ich oft geneigt, mit dem großen und frommen Engländer Doddridge zu glauben, daß das andre Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechts

sey. Fahren Sie fort, diesen Satz durch Ihr Beyspiel zu bestärken, und andre durch Ihr rühmliches Beyspiel zu eben so guten Eigenschaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden. Daß ein Brief von Herr Rabenern, nebst einer Antwort von mir, in Dresden in Abschrift herumgeht, hat mich sehr bekremdet, und ich kann nicht einsehn, wie Rabener, der sonst so vorsichtig ist, diese Briefe hat können bekannt werden lassen. Seyn Sie so gütig, Mademoiselle, und schreiben Sie den meinigen ab, und schicken Sie mir ihn; denn ich weiß seinen Inhalt nicht so genau mehr. Ihren wertheften Aeltern empfehle ich mich gehorsamst, grüße Ihre Jungfer Schwester und den Herrn Bruder, und verharre mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
Sellert.

385.

Caroline Lucius an Sellert.

Dresden, d. 7. Apr. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe sagen. Ich fürchte immer, Sie werden mehr von mir halten, als ich verdiene, und daß vielleicht Ihre eignen Worte hernach an mir eintreffen möchten, wenn ich Ihnen scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, ist dieß, daß ich mirs bewußt bin, daß ich alles das wirklich denke, was ich Ihnen schreibe und geschrieben habe; und daß nichts Verstelltes darunter ist, oder das erkünstelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen.

Denn freylich ist Ihre Gewogenheit und Ihr Beifall etwas so sehr Schmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entschuldigt seyn würde, wenn nur Lügen und Verstellung nicht zwey häßliche Laster wären, die am meisten Verachtung verdienen, und des Beyfalles tugendhafter und rechtschaffener Leute am unwürdigsten machen. Von dieser Wahrheit bin ich so stark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen alles, wie ichs denke, ohne Zurückhaltung, mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit, zu schreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart oder in meinem Verstande entdecken, so weiß ich doch, daß Sie mir deswegen Ihre Gütigkeit nicht entziehen werden; sondern daß Sie mir vielmehr gewogen genug sind, um mir meine Fehler zu entdecken, und mir die Mittel anzuzeigen, wodurch ich mich davon bessern kann. Ob ich einem Manne ein Glück seyn würde, weiß ich nicht. Es möchte sehr eitel seyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch schwerlich in diesem Stücke etwas Gewisses von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Dobbidge, mein lieber Herr Professor, erweist uns Frauenzimmern sehr viel Ehre; aber, glauben Sie mirs, ich bin mit seinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unparteilichkeit wollte ich, daß man von beyden Hälften des menschlichen Geschlechts gleich gute Meynungen hegte, und gewiß, es giebt unter beyden Hälften Leute, die man nicht besser wünschen kann. Sie und die Frau von Beaumont, sind ein guter Beweis davon, und Beyde, vornehmlich aber Sie, sind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, so nützlich, daß ich Ihr gütiges Verlangen, mir noch nützlich zu werden, fast für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabener's Brief an Sie nebst Ihrer Antwort (von welcher ich Ihrem Befehle zufolge, die Abschrift beyschließe), ingleichen ein Brief,

den Rabener kurz nach der Belagerung an den Secretär Ferber in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht: ich glaube aber, daß nicht sowohl er selbst, als vielmehr seine Freunde, Schuld sind, daß diese Briefe so sehr gemein und nun gar publicirt geworden. Außer diesen Briefen ist hier noch ein Auszug eines andern Briefes aus Leipzig bekannt, der einen Theil der Unterredung zwischen Ihnen und dem Könige enthält. Dieser war nicht sehr gemein und ich habe ihn mit vieler Mühe bekommen und sehr geheim gehalten, weil ich fürchtete, er möchte auch etwa gedruckt werden. Heute aber habe ich gehört, daß er ebenfalls in Berlin gedruckt ist.

Ist lese und schreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin jetzt eine Krankenwärterin, und zwar, was das Betrübteste ist, bey meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken so krank, daß sie sich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich sagte sie: Es geht mir, wie dem armen Gellert; ich muß Geduld haben, wie er. Sie empfiehlt sich Ihnen, nebst meinem Vater, gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester versichern Sie von ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden jetzt, da wir beisammen sind, recht oft von Ihnen, und wünschen Ihnen tausenderlei Gutes, und ich, mein lieber Herr Professor, wünsche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen und niemals den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

226.

An Vorward.

E. d. 11. Apr. 1761.

.....
 Es ist an kein Lieb zu denken, guter Herr Hofrath. Wenn Sie wüßten wie viel ich seit einem Jahre dulde, wie viel ich mit dem angenehmen Frühlinge, welcher mir schon zwey Jahre nach einander schrecklich gewesen ist, wieder leide, so würden Sie sehen, daß ich von dieser Arbeit nach Gewissen mich frey sprechen könnte

Die Anfrage Ihres Briefes wegen gewisser Briefe kann und mag ich nicht beantworten. Es ist schrecklich genug, daß kein Brief von mir mehr vor dem Drucke sicher ist. Magna fama magnum malum: Das erfahre ich alle Tage mehr.

G.

227.

Gellert an seine Schwester.

E. d. 12. Apr. 1761.

Der Better ist krank! das beunruhigt mich sehr. Gott wolle doch seine Krankheit nicht zum Lode seyn lassen, wenn ich nach seinem Willen bitte. Wie Ihr mir schreibt, so hat der Patient Hitze. Ich erzählte es D. Heinen, und sagte ihm, daß kein Medicus in Haynichen wäre. Nun steng er an, wenn es eine hitzige Krankheit ist oder wird, so braucht man den Arzt am wenigsten. Wenn man auf dem Lande am hitzigen Fieber liegt, und hat Gerste und Wasser, Honig und Essig, und eine gute

Warterinn, endlich ja keine warme Stube und keine heißen Bet-
 ten, so hat man die besten menschlichen Arzneymittel. — Ich
 besinne mich, daß dieses selbst die Arzneyen gewesen sind, die ich
 im Jahre 1757 in Bonau gebraucht habe. Die warmen Stu-
 ben und Betten sind deswegen schädlich, weil sie meistens das
 Friesel im Fieber hervorbringen. Ihr kennet ja wohl vom
 Jahre 1747 her die Methode bey hiigen Krankheiten. Ich
 grüße den Better herzlich, bete für ihn, ermuntere ihn, sich Gott
 zu überlassen und nur sein Herz durch Buße und Glauben zu
 beruhigen und zu stärken, so kann er das andere alles ohne
 Furcht erwarten. Die Furcht vor dem Tode macht vielleicht die
 meisten Krankheiten gefahrlieh und schrecklich; und unsere Furcht
 vor dem Tode kömmt nicht sowohl von dem Tode, als von dem,
 was auf den Tod folgt, her. Ein Kranker, der sich der Gnade
 Gottes versichern kann, und zu versichern sucht, der ist in der
 gefährlichsten Krankheit schon selbst ein Arzt. Auch grüße ich
 den guten alten Vater herzlich. Meine Umstände, o liebe Schwe-
 ster, die kennet Niemand, als Gott und ich; aber Gott sey ge-
 priesen, er hilft ja einen Tag nach dem andern überstehen. Der
 Frühling, der Frühling! Ein Gedanke, dessen Schreckliches ich
 durch nichts, als durch Gott unterdrücken kann. Ich fürchte,
 daß ich einer Auszehrung nahe bin. Ach Herr! lehre du mich
 nur sterben; das andre bekümmert mich nicht. Verreisen werde
 ich wohl nicht; ich traue mir nicht. Ich trinke schon seit der
 Bonauschen Krankheit keine Eyer mehr im Kaffee, der Hitze we-
 gen, und seit dem August des vorigen Jahres keinen Wein mehr.
 Was ist das: „Eure Schriften sind bald verkauft?“ Wenn die
 Leute sie nicht behalten, so qualet Euch nicht, schicket sie wieder,
 ich kann sie wohl los werden. — — Lebt wohl, gruset alle
 von mir herzlich.

G.

228.

An dieselbe.

L. d. 15. Apr. 1761.

Ich habe diese Messe ein Geschenk von funfzig Thalern auf der Post, ohne Namen des Wohlthäters, erhalten. — — Ihr könnet leicht denken, wie mich nichts sehr erfreuet, daß mich dieses Geld auch nicht sehr erfreuet hat. Aber die Dankbarkeit bleibet doch eine Pflicht, und also auch die Freude über das Gute, das uns Andere erweisen. Meine Umstände sind beynah die vorigen; doch nein, von der Seite des Körpers sind sie, Gott sey Dank, seit einigen Wochen erträglicher; und vielleicht gefällt es ihm, mich auch auf der andern Seite zu stärken. Lebt wohl.

G.

229.

An Caroline Lucius.

L. d. 15. Apr. 1761.

Liebe Mademoiselle!

Wenn meine Briefe Ihnen Beweise sind, wie hoch ich Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft achte: so sind sie das, was sie nach meiner Absicht seyn sollen; und wenn Ihnen mein Beyfall über Ihre Art zu denken, zu schreiben und zu leben, eine Aufmunterung ist: so werde ich stets etwas Nützlichcs thun, so oft ich an Sie schreibe; so wie ich stets etwas Gutes lese, so oft ich Ihre Briefe lese. In Wahrheit, liebe Mademoiselle, Sie sind eine meiner besten Correspondentinnen. Dieses Geständniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und ich kann es wegen

Ihrer großen Bescheidenheit ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht stolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu seyn, und die glücklichen Umstände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie geboren und erzogen sind. Sie müssen eine sehr gute Erziehung genossen haben; und welches Glück ist dieses nicht, an der Hand sorgfältiger und weiser Eltern so geleitet werden, daß wir früh das Beste kennen, lieben und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in Stand setzen, daß Sie die Ruhe und Hülfe eines rechtschaffenen Mannes werden; denn eine fromme, verständige und liebevolle Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen sehen, auch wohl darauf zu sehen Ursache haben; aber dennoch ist es die geringste Aussteuer eines Frauenzimmers, und Sie sind desto sicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie selbst, und nicht Ihre Erbschaft sucht. Ich kann den vortrefflichen Charakter, den Salomo von einer guten Frau entwirft, nie ohne Bewunderung lesen.

„Wem ein tugendsam Weib bescheert ist, sagt er, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebelang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reichet ihre Hand dem Dürftigen. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf, und preisen sie selbig; ihr Mann lobet sie. Viel Töchter bringen Reichthum; ein solch Weib aber übertrifft sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.“

Unverheirathete Frauengzimmer. Ihnen kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange schon an, Sie, gute Mademoiselle (so partiisch werde ich), bloß einem meiner Freunde zu gönnen, ohne einen selbst bestimmen zu können. Ihre Verbesserung, die Sie mit des Dobdrige Ausspruche vorgenommen haben, und die ich gern billige, scheint doch, weil sie so gültig ist, das Urtheil dieses Mannes immer noch zu rechtfertigen. Daß Sie aber so gut von mir denken, dazu, glaube ich, berechtigen Sie meine Schriften. Ich würde selbst so denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, sehr demüthig an der ganzen Richtigkeit zweifeln.

Ihre Nachricht von den gedruckten Briefen hat mich sehr erschreckt; mehr, als ich Ihnen sagen mag. Was ist der Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Hallern sagen:

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abschrift und auch für die böse Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünschen Sie Ihrer lieben Kranken Mama Ruth und Gesundheit in meinem Namen.

Gellert.

Freiherr von Widmann an Sellert.

Mürnberg, d. 17. Apr. 1761.

Wohl Edelgebohrner,

Hoch und vielgeehrter Herr Professor.

Erw. Wohl Edel Gebohrnen wertheſte Zuſchrift vom 28. des vorigen Monats iſt mir zu ſeiner Zeit zugetommen, ich habe aber mehrmalen die Antwort viel länger, als ich gerne gewollt hätte, aufſchieben müſſen, und nun ſtehe ich wirklich im Begriff, als Kayſ. Wahl Commiſſar zur Wahl eines künftigen Hoch- und Deutſchmeiſters nach Wergentheim abzugehen; Wie wohl würden die großen Fürſten bedienet ſeyn, wann Sie in ſolchen Fällen ihren Abgeſandten eben ſo leicht die erforderlichen Begabnußen als den Glanz und das Anſehen, ertheilen könnten. — Hier ſolget mein legtes Schreiben hinwiederum zurück, und ich danke recht ſehr für die gemachte Verbeſſerungen, welche ich mir ein für allemahl über alle meine künftigen Schreiben außbitte; Nun ſehe ich, daß es Euer Hoch Edel Gebohrn Ernſt ſeye, den mir ſo angenehmen als lehreichen Briefwechel fortzuführen, ich gewinne dabey auf alle Art ſo viel, daß ich Denenſelben meine Verbindlichkeit davor nicht hinreichend auszudrücken vermag. Was könnte meine ohnehinige Neigung zur guten Deutſchen Schreibart mehr beleben, als da ich mir ein Feld dargeſtellet ſehe, auf eine zugleich nützliche und vergnügliche Art unterrichtet zu werden. Die mir vorgeschlagene Bücher habe ich mir bereits alle angeſchaffet, und ich werde ſie gewiß fleißig zur Hand nehmen; Nach meiner Art zu denken hat der Preußiſche Grenadier Serceville durch Ueberſetzung Erw. Wohl Edel Gebohrnen Briefen der Menſchlichkeit mehr Ehre gemacht, als er durch ſeine verbliebenen Helden-Thaten immer erwerben kann.

Mein Bruder ist bey seinem vermahligen Schicksal wohl glücklich, daß er den Trost Ew. WohlEdelGebohrnen angenehmen Besuchs und Umgangs zu Zeiten genüset. Dero Trostgründe wider ein sieches Leben, müssen in dem Mund ihres liebenswürdigen Verfassers noch viel ergiebiger seyn; Dero Herr Brudern und denen beeden Herrn Grafen v. Moltke und Brühl bitte ich in meinen Nahmen für Dero Güte und Menschenliebe zu danken; Diese zwei lunge Herren Grafen dörfen nur ihren Herren Vätern nachahmen, um Kenner und Beförderer deren Wissenschaften zu werden. Ich habe lezthin in den Hambürgischen Staats und Gelehrten Zeitungen mit Vergnügen gelesen, was unser würdiger Herr Professor Platner auf den Geburtstag des Herrn Grafen von Moltke für einen trefflichen Glückwunsch fertig hat. Um nun wiederum auf meinen Brudern zurücke zu kommen, so darf er sich seinen Aufenthalt zu Leipzig, und sein Kranken-Lager minder gereuen lassen, wenn er die Wirkung, welche Cicero denen Wissenschaften durch die bekannte Stelle *Studia secundas res ornant etc.* mit Grund zueignet, in sich selbst fühlen und wahrmachen kan.

Uebrigens dancke ich meines Orts hinwiederum für alles schönes so Ew. HochEdelGebohrnen mir zu meiner Beschämung sagen, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Euer HochEdelgebohrnen

Dienstschuldigst ergebenster Diener

! von Widmann.

Der Frauendorff ist, nach Ew. WohlEdelgebohrnen Abschilderung, der Mann, den ich suche; ich bitte, ihn nur auszuforschen, was er verlange. Bey mir hat sonst ein Sekretar den Tisch mit mir, ober allein, zu Mittag (dann des Nachts esse ich sehr wenig), sein gutes Zimmer, Holz und Pacht, an Geld

aber 300 bis 400 Gulden jährlich, doch kömmt es mir auch wenn er alle Eigenschaften und Sitten hat, die ich hauptsächlich fordere, auf einen Zusatz nicht an. Frauenborff mußte sich, wenn wir mit einander über die Bedingungen richtig seyn werden, gefallen lassen etwa bis auf künftigen Herbst, oder so lange zu warten, bis ich ihm Zeit und Ort bestimmen werde, um zu mir zu kommen, dann meine Umstände, und mein künftiger Aufenthalt dürfften sich erst in einigen Monathen aufklären; das von ihm geschriebene Werkchen hat mir wohl gefallen, es ist Fleiß und Grund darinnen, nur wird er künftig die Säge des Hofes annehmen und vertheidigen müssen, bey welchem der Minister dienet, bey dem er sich befindet; dieses kan auch einem vernünftigen und bescheidenen Mann nicht schwer fallen.

331.

Caroline Lucius an Sellert.

[Dresden, d. 19. Apr. 1761.]

Hochzuehrender Herr Professor!

Am 15ten April waren Sie so gütig, einen Brief an mich zu schreiben; am 17ten früh erhielt ich ihn zu meinem größten ergnügen; heute haben wir den 19ten, und hier sitze ich schon wieder, mit der Feder in der Hand, um Ihnen meine Dankfagung dafür zu machen. — „Das ist zu bald,“ spricht ein gewisser Mensch, der manchmal sehr weise thut. „Einem Manne, der mehr zu thun hat, als deine Briefe zu lesen, muß du nicht zu oft beschwerlich fallen. Eine Unhöflichkeit ist es, es ist wahr, zu sorglos und nachlässig im Umgange und in der Correspondenz mit solchen Personen zu seyn, die uns damit Ehre erweisen; doch

muß man sie mit nichtsbedeutenden Briefen nicht so bombardiren.“ — Der gute Mensch! Er hat noch kein Bombardement erfahren; sonst würde er sich zu so gelinden Dingen keines so gewaltsamen Ausdrucks bedienen. Mit allem dem aber mag er wohl Recht haben, und ich kann auch Recht haben, und doch deswegen nicht seinem, sondern meinem, Willen folgen. Sehen Sie nur, mein lieber Herr Professor, wie ichs machen will. Ich will immer heute schreiben, weil ich so große Lust darzu habe. Hernach kann ich ja meinen Brief acht oder vierzehn Tage, oder so lange es das Ceremoniel (mit welchem ich allerdings nicht recht bekannt bin) erfordern wird, liegen lassen. Dieses Mittel gefällt mir außerordentlich wohl, weil es meine eigne glückliche Erfindung ist, und ich entdeckte auch so eine gewisse Art von Delicateffe darinnen, die ich zwar selber nicht recht erklären kann, die aber doch wirklich darinnen seyn muß: denn durch dieses Betragen beweise ich — es scheint mir zum wenigsten so — meinen Eifer und meine Sorgfalt in Beobachtung meiner Schuldigkeit, und das Vergnügen, so ich darin finde; und dann zeige ich auch zugleich meinen Gehorsam gegen das, was Höflichkeit und Bescheidenheit vorschreiben. Ist das nicht recht hübsch? und gefällt es Ihnen nicht auch? — Wenn ich Ihnen doch immer so schriebe, daß es Ihnen gefiele, und daß Sie denken könnten, Sie läsen etwas Gutes, so würden Sie immer, und mit Recht glauben, etwas Nützliches zu thun, so oft Sie mich Ihres unschätzbaren Beyfalls versichern. Stolz wird es mich nicht machen; so weit haben Sie mich schon gebracht, daß ich darüber hinweg bin; aber aufmuntern wird es mich allerdings, recht gut zu seyn, immer besser zu werden, daß ich soviel Beförderung und Anleitung darzu gefunden habe, ohne die Hindernisse anzutreffen, die vielleicht Andere auf ihren guten Wegen aufhalten, oder gar davon abführen können. Glauben Sie nicht, hochgeehrter Herr Professor, daß ich bisher auf eine undankbare Art fühllos, dieses

große Glück übersehen, und mich für weniger glücklich gehalten habe, weil meine äußerlichen Glücksumstände geringe sind. Man kann nicht stärker überzeugt seyn, als ich bin, daß Gott unendlich weise und gütig ist, und bey Bestimmung unsrer Schicksale, allemal dasjenige wählet, was im vollkommensten Verstande für uns das Beste ist; und diese Ueberzeugung ist Ursache, daß die Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welcher ich das Vergangene überdenke, eben so groß ist, als das Vertrauen und die Zuversicht, womit ich auf das Zukünftige hinaussehe. Und gesetzt, ich fände Ursachen, die Aussichten vor mir nicht für glücklich zu halten; so kann mich doch dieß nicht unruhiger machen. Das Leben ist kurz, und wir leben nicht in der Welt, um glücklich zu seyn.

Um wohl zu sterben, will ich leben.

Der Herr, der alles Fleisch erhält,

Wird mir, so viel ich brauche, geben.

Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,

Dieß sey mein Sorgen auf der Welt.

Der Charakter, den Salomo von einer guten Frau zeichnet, ist sehr vollkommen, und den Begriffen dieses weisen Mannes anständig. Vielleicht würde er weniger selten seyn, als er ist, wenn alle Männer so richtige Begriffe von demjenigen hätten, was den wahren Werth eines Frauenzimmers ausmacht, und folglich im Stande wären, ihre Wahl darnach auszurichten. Doch daran ist nichts gelegen, und man muß sich dadurch nicht irre machen lassen. Genug, daß die Männer so denken und die Frauenzimmer so leben sollten.

Ihre Parteilichkeit, mein lieber Herr Professor, verdiene ich zwar im geringsten nicht. Dennoch will ich Ihnen gestehen, daß sie mir so wohl gefällt, daß ich Ihnen nothwendig dafür verbunden seyn muß. Ich würde mich selbst keinem Andern, als Ihren Freunden, gönnen, wenn mir also zu reden erlaubt ist,

und es kann mir, denke ich, ~~schad~~ seyn; denn dieser Gedanke läßt eine sehr allgemeine Anwendung zu. Jeder rechtschaffene Mann, dessen Herz tugendhaft und empfindungsvoll ist, muß Sie lieben und Ihr Freund seyn. Ein Andern aber, der das nicht ist, hat auch kein Recht, mir zu gefallen.

Ob ich an Ihrer Stelle so gar demüthig seyn würde, das kann ich nun eben nicht für gewiß nachsagen. Ich fürchte immer, ich würde auf wunderliche Einfälle gerathen seyn, und deswegen halte ichs für weit sicherer für mich, daß ich an meiner Stelle bin.

Es ist mir leid, daß ich Ihnen unvorsichtigerweise eine böse, erschreckliche Nachricht geschrieben habe. Um sie einigermaßen wieder gut zu machen, kann ich Ihnen melden, daß diese gedruckten Briefe, die, wie die Buchhändler sagen, sehr fehlerhaft gewesen seyn sollen, unterdrückt und gar nicht mehr verkauft werden sollen; es wäre denn, daß beide Herren Verfasser ihre ausdrückliche Einwilligung dazu gäben. Meine Mutter, deren Gesundheit ziemlich wieder hergestellt ist, stättet Ihnen für Ihren so gütigen Wunsch, den verbundensten Dank ab. Ich habe die Ehre zu seyn,

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

222.

An B o r c h w a r d.

L. d. 21. Apr. 1761.

.....

Was haben Sie für böse Leute in Berlin, welche vertraute Briefe*) durch den Druck der Welt öffentlich bekannt und einen ehrlichen Mann schamroth machen? Es ist Grausamkeit, so zu verfahren; und ich werde künftig zittern müssen, so oft ich einen Brief schreiben will. Wie viele Dinge sind unter Freunden erlaubt und unschuldig, die in dem Angesichte der Welt sogleich anstößig werden!

O seelig, wen sein gut Geschick
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Verhindern Sie, wo Sie können, solche Gewaltthätigkeiten, und lieben Sie ferner Ihren ergebensten

S.

223.

An Caroline Lucius.

L. d. 2. Mai 1761.

Liebste Mademoiselle,

Zur Vergeltung für Ihren lieben schönen Brief, den mir Ihr Herr Bruder heute, den 2ten May, überbracht hat, will ich Ihnen auch heute noch danken und Ihnen sagen, was ich selten meinen Correspondenten sage, daß Sie mir nie zu früh und zu

*) (Die Briefe 215 u. 216.)

viel antworten können, wenn es Ihre Geschäfte anders zulassen. Anstatt das ichs, mit Ihrem Herrn Bruder, als einen Fehler ansehen sollte, daß Sie mir so fleißig und eiligst schreiben: so sehe ichs wirklich für eine Tugend an, in der es Ihnen hundert Frauenzimmer entweder gar nicht, oder nur aus Zwang, würden nachthun können; denn wenn sie auch Ihre Geschicklichkeit im Schreiben besäßen, so sind doch Geduld und Ernsthaftigkeit selten die Tugenden eines jungen Frauenzimmers. Der Inhalt unsrer Briefe ist wirklich sehr ernsthaft, und Ihre Geduld erkenne ich nicht bloß aus der Länge Ihrer Antworten, sondern aus der Genauigkeit und Richtigkeit, alles zu beantworten. Ja ich muß offenerzig gestehen, daß Sie bey unsrer Correspondenz die schwere Seite tragen, und ich die leichte. Sie antworten mir genau, und ich antworte Ihnen bequem. Gesezt, unsere Briefe kämen einmal auf die Nachwelt, so wird die Nachwelt sagen, was ich hier gesagt habe, und je mehr ich verliere, desto mehr werden Sie gewinnen. Aber, meine liebe Freundin, lassen Sie diesen Gedanken von der Nachwelt oder Welt nicht den geringsten Einfluß in Ihre künftigen Briefe haben, sonst wird das freywillige Gute und Schöne Ihrer Art zu denken und zu schreiben den Augenblick verloren gehen. Schreiben Sie stets in der Verfassung und der Absicht, wie Sie zeither an mich geschrieben haben, so schreiben Sie mit Glück, mit Nutzen und mir zur Ehre und Freude. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
Sellers.

An den Grafen Moriz von Brühl.

L. d. 16. Mai 1761.

Theuerster Graf,

Ihr letzter Brief ist mir ein sehr lieber Brief gewesen, und hat mich gelehret, daß mein Herz noch nicht zu allem Vergnügen erstorben sey, und daß mich wenigstens Ihre Liebe und Ihr Beyfall noch rühre. Wie viel Dank bin ich Ihnen also nicht für diesen Brief schuldig, und für die Bereitsamkeit, der ich nicht habe widerstehen können, so unempfindlich ich auch unter meinen anhaltenden Beschwerden geworden bin!

Ueber die Fürsorge, deren mich der Englische Gesandte Mitchell, mir unbewußt, gewürdiget, bin ich herzlich erschrocken. Gott, warum nehmen sich doch so viele Menschen meiner an? Bediene ichs denn mehr, als Andre? Nichts weniger. Die glänzenden Verdienste des Autors erwerben mir das Herz der Hohen und Niedrigen; und diese Verdienste, die in das Auge fallen, sind doch oft nichts gegen die stillen Verdienste eines Mannes, den Niemand bemerket, und der mir weit vorzuziehen ist. Ich kann es Ihnen, liebster Graf, versichern, daß ich den Gesandten um keinen Fürspruch gebeten, ja nie daran gedacht habe. Es kömmt nicht in mein Herz. Ich suche kein Amt, ich wünsche keine Pension, ich bin krank, und kann kein langes Leben hoffen, ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen Andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe dem Gesandten, da ich Ihren Brief erhalten, alles dieses selbst gesagt; allein umsonst. — Sie haben, sieng er an, es nicht wissen sollen, wie weit meine Liebe für Sie geht, und die Sache, da Sie es wissen, hat nunmehr ihr Schönes verloren. Aber ich werde doch thun, was ich für recht und gut halte. — Dieß war es alles, liebster

Graf, was ich von diesem Manne, der durchaus mein Wohlthäter seyn will, habe erhalten können. Ich fürchte, er wird wieder an den Lord St* * geschrieben haben; aber bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet. Ich habe im vorigen Jahre von einer ungenannten Dame aus dem Brandenburgischen ein Geschenk von zweyhundert Thalern erhalten. Also bekomme ich ja immer mehr, als ich zu hoffen und zu wünschen habe. O, guter lieber Graf, wenn mir Gott leidliche Gesundheit und ein freudiges Herz giebt: so verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß, dieß ist mein Wunsch und mein Gebet. Möchte es doch Gott erhören! Doch es ist ja ein köstlich Ding, geduldig seyn und auf die Hülfe des Herrn harten.

Der alte D. Müller, Professor Organi Aristotelici, ist gestorben. C[er]nesti und Andre haben mir ernstlich angelegen, diese Stelle zu suchen; aber um alles in der Welt willen würde ich sie nicht suchen, noch annehmen. Gott weiß es, daß ich kein neues Amt übernehmen kann; und wenn ich lebe, so kann ich ja der Universität eben so viel nützen, wenn ich Professor Extraordinarius bin, als wenn ich Ordinarius wäre. Wozu ich mich nicht geschickt fühle, das lasse ich mir von allen Königen der Erde nicht aufbürden.

Der Englische Gesandte ist noch hier, und sorgt bey den gegenwärtigen Drangsalen sehr für uns; das ihm Gott vergelten wolle. R*, ein geschickter und patriotischer Mann, der sehr gut bey dem Gesandten wegen seines Verstandes und Herzens steht, hat durch ihn Ihrer Frau Mutter und beynähe unsrer ganzen Stadt viele Dienste gethan. Er verdienet Ihre Aufmerksamkeit und die Gnade des Hofes. Er hilft mit Vermögen, Fürspruch, Rath, That und Muth. So viel! Das ist seit etlichen Monaten der erste Brief, den ich habe schreiben können und mögen.

Ich umarme Sie, und wünsche Ihnen von Gott alles, was Menschen glücklich macht.

G.

235.

An den Freiherrn von Widmann.

L. d. 17. Mai 1761.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Gesandter,

So wenig Geschmack ich bey meinen jezigen kränklichen Umständen und bey dem Gebrauche des Pirmonter Wassers an den Werken der Berechsamkeit finde: so kann ich doch Ew. Excellenz aufrichtigst versichern, daß ich Dero Anrede an das Großkapitul mit einem wahren Vergnügen gelesen habe. Ich habe es gefühlt, daß sie schön ist, und mich doppelt gefreuet, daß sie das Werk des Ministers ist, den ich so sehr verehere, und dessen große Verdienste einen so glücklichen Einfluß in das allgemeine Beste haben. Diese Anrede schicke ich Ew. Excellenz mit dem ersinnlichsten Danke und ohne alle Xenderungen zurück. Mit Gewissen habe ich keine wagen können*). Es ist wahr, daß die Rede hin und wieder die feyerliche Sprache der Hofcanzley spricht, die nicht die Sprache der Welt ist; allein ich glaube, daß diese so lenne Sprache hier nicht nur nothwendig, sondern daß sie von Ew. Excellenz so glücklich angebracht ist, daß die Rede selbst dadurch Würde und Nachdruck erhalten. Sie reden ia im Namen

*) (Die Rede, so wie der noch folgende Brief des Freiherrn v. Widmann, mit dem die in der Anm. zu No. 214 angeführte Sammlung schließt, sind hier nicht aufgenommen worden.)

Ihrer Kayserl. Majestät, und also mußten Sie in einem feyerlichen Tone reden. Wir haben eine Sammlung kleiner Hof- und Staatsreden, die aus den öffentlichen Zeitungen zusammen getragen worden, und ich wünschte, daß die gegenwärtige die Anzahl der guten Bepispiele in dieser Gattung der Beredsamkeit vermehren möchte. Dieses, Gnädiger Herr Gesandter, sagt ein Mensch, der sonst sehr furchtsam bey dem Drucke eines Manuscripts ist.

Der Herr Bruder, der Herr Obriste, trägt sein Leiden mit vieler Standhaftigkeit und Geduld. So langwierig sein Uebel ist, so ist es doch nicht ohne Hoffnung, und der gute Wreyer thut alles, dem Herrn Obristen eine dauerhafte Hülfe zu leisten. Gott wolle doch die Cur seegnen. Nunmehr hat auch der Herr Bruder die gnädigste Versicherung von Ihro Königl. Hoheit, dem Prinzen Ferdinand, daß er seine Cur ungehindert hier in Leipzig wird fortsetzen können; und ich glaube, daß unter den vielen Personen, die sich für ihn mit besonderm Eifer interessieren, selbst der Englische Gesandte, Mitchell, sich befindet; ein Mann von einem vortreflichen Charakter, und der selbst für mich viel Gnade hat. Ich erstaune, daß mich Gott so viel Günst und Liebe ohne mein Suchen bey Hohen und Niedrigen finden läßt; ein Glück, das tausend Andre mehr verdienen, als ich.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung und Danksagung für das letzte gnädige Schreiben, darinnen ich nichts zu ändern finde,

Sw. Hochfreyherrlich. Excellenz

unterthänigster Diener
Selleryt.

An Caroline Luclius.

L. d. 27. Juni 1761.

Stebe Mademoiselle!

Wenn ich nicht so gern schriebe, so hätte ich eine sehr gute Gelegenheit, meine Antwort auf Ihren letzten Brief *) noch etliche Wochen zu verschieben; denn ich trinke den Brunnen, und da glaubt man immer zu gewissen Freyheiten und Fehlern berechtigt zu seyn, ohne sich derselben schämen zu dürfen. Allein was auch andre Patienten gegen ihre Correspondenten thun, oder ich selbst bey meiner Cur gegen die meinigen thue: so muß ich doch bey Ihnen eine Ausnahme machen, wenn ich anders meinem Vergnügen und der Dankbarkeit, die ich Ihnen für Ihren fleißigen und geistreichen Briefwechsel schuldig bin, nicht zuwider handeln oder mediciniren will. In der That habe ich in dem Garten, wo ich dieses schreibe, Ihren Brief nicht; allein ich weiß doch, daß er lang, schön und voll von guter Meynung von mir war. Für alles dreyes danke ich Ihnen, und bitte Sie, mit einer so kurzen Antwort zufrieden zu seyn, bis ich gesund genug bin, lange zu sitzen, und viel zu schreiben. Wirklich thue ich zu wenig, um die besondere Achtung zu verdienen, die Sie für mich tragen; allein, wenn ich Klagen wollte, und Klagen nicht meistens Un dankbarkeit wäre, so würden Sie sehen, daß ich in meinen jetzigen Umständen selten schreiben kann, selten darf, und über beides mich betrübe. Aber Geduld, und Hoffnung, und Ergebung!

Grüßen Sie Ihre wertheften Eltern auf das verbindlichste von mir, auch Ihre Ifr. Schwester, und leben Sie recht sehr wohl.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr verbundenster Diener und Freund
Gellert.

*) (Bom 26. Mai: Briefw. Gs. mit Dem. Luclius No. 14.)

227. *)

E. d. 29. Juli 1761.

Bester Herr Hauptmann!

Sie haben mir gesund aus einem Lager geschrieben, und ich antworte Ihnen ziemlich krank aus einem Garten, wo ich seit etlichen Tagen den Pyrmonter Brunnen mit Milch trinke, diese meine Cur berechtigt mich, nicht viel zu schreiben; und mein Medicus freuet sich, wenn ich klage, daß ich so viel Briefe müsse unbeantwortet liegen lassen. Dennoch kann ich nicht von mir erhalten, den Ihrigen länger darunter zu sehen, und unempfindlich gegen so viele Freundschaft zu schreiben, als Sie mir darinnen bezeugen. Ich danke Ihnen also dafür durch herzlichste Wünsche für Ihre Gesundheit, und langes Leben, und beständige Zufriedenheit. Gott der Allmächtige wolle Sie auch aus diesem Feldzuge glücklich wieder zurück bringen. Das Gespräch mit dem König, das Sie mir überschickt haben, und das ich sehr flüchtig, und nicht ohne Furcht gelesen habe, hat freylich verschiedene Äuße, die historisch wahr sind; allein die Art und Weise eines Gespräches, der Zusammenhang, die Ausbrücke, wie sehr gehört das zur Wahrheit einer Unterredung, und noch darzu einer Unterredung von anderthalb Stunden. Man verändere, oder lasse gewisse Umstände weg, oder setze unvermerkt etwas hinzu: so wird die wahrhaftigste Geschichte unzuverlässig. Ich könnte mirs gefallen lassen, wenn die ganze Welt das Gespräch wüßte; der König würde nichts von dem Ruhme seiner Einsichten dadurch verlieren, und ich würde wenigstens dadurch gewinnen, daß er sich gegen mich sehr gnädig herabgelassen, und mich gelobt hat. Allein es ist der Ehrfurcht zuwider, die man Königen schuldig ist, daß man ihre Gespräche in Zimmern zu Zeitungsnachrichten werden läßet: und ich würde den Verdacht

*) (Freundschaftliche Briefe. E. d. Ann. zu No. 188.)

der Eitelkeit auf keine Weise vermissen können, wenn ich dieses Gespräch selbst aufsehen wollte. Und würde ich wohl alles so genau, und mit eben denselben Worten sagen können?

Ich bin etlichemal bey dem Markgrafen Carl hier in Leipzig auf seinen Befehl gewesen. Wir haben lange, von wichtigen Dingen, auch sehr mit Offenherzigkeit gesprochen. Er und ich haben kein Geheimniß daraus gemacht; und siehe, kein Mensch redet und schreibt von diesem Gespräch. Woher muß das kommen?

Das Gedicht des Herrn von B*** als eine Empfindung der Freundschaft gegen Sie, hat seinen Werth, wenn es auch in der Eil verfertigt ist.

In Brüg hat ein Grenadier, ein Franzose, meine Briefe übersetzt, und vorige Messe drucken lassen. Ich glaube nicht, daß er stets getreu übersetzt hat. Aber Sie werden noch besser davon urtheilen können als ich; und daher bitte ich Sie, diese Uebersetzung aus Brüg kommen zu lassen. Mir hat er sie nebst einem Brief zugeschickt. Wenigstens würde ich den Mann zu mehr als einem gemeinen Soldaten machen, wenn ich Obrister wär.

Ich umarme Sie, und bin mit wahrer Hochachtung ic.

S.

336.

An Caroline Lucius.

E. d. 8. Aug. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Erstlich danke ich Ihnen tausendmal für den Brief vom Grafen Moritz, alsdann für den Ihrigen*), und endlich bitte ich

*) (Bom 3. Aug.: Briefw. G. mit Dem. Lucius No. 17.)

Sie um eine neue Gefälligkeit, die Sie mir gewiß von Ihrem Herrn Vater auswirken werden, weil Sie viel auf mich halten, und er viel auf Sie hält. Der eingeschlossene Brief wird schon an meiner Statt reden.

Ich habe den Brunnen zum zweytenmale wieder anfangen müssen. Trauriges Schicksal! doch es ist unsere Pflicht und unser Glück, daß wir geduldig seyn, und das Beste von Gott hoffen sollen.

Gellert.

239.

Caroline Lucinde an Gellert.

Dresden, d. 15. Aug. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der Graf Moritz ist doch recht sehr hübsch, daß er so oft an Sie schreibt, und mir dadurch einen guten Vorwand giebt, meiner Begierde an Sie zu schreiben, den Willen zu lassen, und ich wäre ihm schon darum gut, wenn ich auch nicht wüßte, daß er Sie liebt und von Ihnen geliebt wird. Vor ein paar Stunden kam der hier eingeschlossene Brief von ihm an, den ich morgen früh mit der ersten Post an Sie absenden werde. Wie, und wo wird er Sie antreffen? Immer noch krank? immer noch auf dem Garten? — Sie haben den Brunnen wieder anfangen müssen, und ein trauriges Schicksal nennen Sie das? — O mein lieber Herr Professor, ich werde manchmal recht sehr betrübt, wenn ich an Sie denke; aber oftmals fühlet mich auch diese Betrübniß auf einen so frohen, so großen Gedanken, der mich ganz entzückt und durch seine allmächtige Kraft — so kann

Gellert V.

27

ich sie mit Recht nennen — alles Bekümmernde und Traurige in Hoffnung und Zufriedenheit verwandelt.

Mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, hat den Brief an den Grafen Morig am 10. fortgeschickt und er und ich danken Ihnen dafür, daß Sie so gütig gewesen sind, es uns aufzutragen.

Nun hätte ich eigentlich weiter nichts zu thun, als diesen Brief zu schließen, wenn ich nur nicht so sehr große Lust hätte, eine Bitte an Sie zu wagen, die Ihrer ganzen Gütigkeit und Ihren ganzen Verzeihung nöthig hat, und von der ich gar nicht weiß, wie ich sie vorbringen soll. Weil Sie aber fromm sind, und so gern verzeihen, so will ich sie immer ohne weitem Umschweif sagen, ehe ich den Muth wieder verliere, den ich mir dazu gefaßt habe; denn ich bin wirklich mehr als halb furchtsam. Hören Sie also nur, mein lieber Herr Professor, in dem beyliegenden Papiere ist etwas von meiner Arbeit, das ich, wenn meine Mutter mir nichts zu thun gab, gemacht habe. Meine Eltern, denen es gefiel, vielleicht weil es von mir war, wollten, ich sollte einen von unsern Verwandten zu seinem Namens-tage damit beschenken. Allein der Namens-tage ist noch lange nicht, und ich kann unter der Zeit wohl noch so viel nähen, daß man einen ganzen Menschen darein packen könnte. Nun ward ich gestern schon fertig, und heute, wie die Gelegenheit kam an Sie zu schreiben, ließ ich mirs plöðlich einfallen, Sie ganz gehorsamst zu bitten, diese Manschetten manchmal, etwan im Regenwetter oder im Winter, wenn Sie die Hände verstedten, zu tragen. Ich würde Sie für Freuden und aus Dankbarkeit für diese Gütigkeit recht sehr lieb haben. Freilich ist es kein Geschenk für einen Gelehrten; aber ich bin ein Frauenzimmer und es ist meine Arbeit. Ich weiß auch sehr wohl, daß kein Werth darinnen ist; allein wo ich mich recht besinne, so schreibt der alte Graf Tessin einmal an den Erbprinzen von Schwes-

ben, daß kleine Geschenke die Freundschaft befestigen. Darf ich diesen Satz auf Sie und mich ziehen? — Das weiß ich, daß Sie Sich meinen Freund und mich Ihre Freundin genannt haben, und Sie vermuthen wohl nicht, daß ich das vergessen werde.

Ueberhaupt habe ich immer geglaubt, es sey nichts von allen unschuldigen Dingen in der Welt, das man nicht thun könnte, wenn es nur mit einer guten Art geschähe; aber freilich die gute Art, das ist eben die Kunst. — Nun habe ich einmal in einem Buche, ich weiß nicht mehr in welchem, folgenden Gedanken gefunden, den ich für wahr halte, weil er mir gefiel und ich gleich davon gerührt ward: *La simplicité, heißt es, est le charme secret de tout ce qui nous touche: un coeur simple, des moeurs simples, un genre de vie simple, un stile simple; un goût simple; la simplicité est le vrai je ne sais quoi,* und dieser Gedanke hat mich in den meisten Fällen, wo ich ungewiß gewesen bin, beruhiget. Denn, hochgeehrtester Herr Professor, ich will es Ihnen nur aufrichtig gestehen, ich weiß fast niemals wie ich eine Sache thue; nur aus dem Erfolg urtheile ich, ob ichs gut oder schlimm gemacht habe. Ich bin zeit- lebens so mir selbst gelassen gewesen, und habe die Sachen gethan, wie ich sie gedacht habe, und wie sie mir eingefallen sind, ohne mich dabey viel zu bekümmern, und da ist es mein Glück, wenn ich gute Leute antrefe, die es mir sagen wenn ich fehle und es mir verzeihen. Sie sehen also wohl, mein lieber Herr Professor, daß ichs igt noch gar nicht recht weiß, ob ich einen Fehler gegen die Regeln des Wohlstandes und der guten Auf- führung begehe oder nicht. Morgen will ich diesen Brief über- lesen und es noch einmal recht überlegen. Werde ich unterdessen überzeugt, daß ich etwas Unanständiges thue, so schreibe ich an- ders: bleibe ich aber so ungewiß wie heute, so wage ichs, schicke ihn fort, und verlasse mich ganz allein auf Ihre Gütigkeit, nach welcher Sie überzeugt sind, daß, wenn ich auch einen Fehler

begehe, solches gewiß niemals aus Mangel an Ehrerbietung geschehen wird, mit welcher es mir Ehre und Pflicht bleiben soll, lebenslang zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

240.

An Caroline Lucius.

E. d. 15. Aug. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Ich wage es, Ihnen einen Antrag zu thun, der Ihnen ziemlich fremd vorkommen wird; aber thun Sie, als ob ich Ihr Onkel^o) wäre und hören Sie mich gelassen an.

Der hiesige Cantor an der Thomasschule, Dolez, einer meiner Bekannten und Freunde, ein Wittwer, sucht eine gute Frau, und hat mich im Vertrauen gefragt, ob ich keine für ihn wüßte. Ich habe ihm im Vertrauen geantwortet, daß ich allerdings eine wüßte, ein sehr gutes liebes Frauenzimmer, die ich zwar nie gesehen hätte, und von der ich doch sicher glaubte,

^o) (Bezieht sich auf folgende Stelle aus einem frühern Briefe der Dem. Lucius (1. Febr.: Briefw. No. 4): „ich bin in diesen Stücken wie Grandison: ich lege den Leuten, die ich liebe, gern Familien- oder besser gesagt Verwandtschaftsnamen bey. Ich wünschte bestwegen, . . . Sie zu meinem Großpapa anzunehmen, wenn Sie nur auch sechzig Jahr alt wären, Mein Vater lebt noch (Gott erhalte mir ihn lange!), also können Sie nur etwa mein Onkel seyn und das wäre ein guter Einfall“ u. s. w.)

daß ein wackerer Mann sehr glücklich mit ihr leben würde. Es käme also überhaupt nur darauf an, ob Er Ihr und Sie Ihm bis zu dieser genauesten Freundschaft gefallen würde, ob die Eltern — und so weiter. — Wer dieser Doleß ist? Ich will Ihnen den Mann kennen lehren, wie man einen Unbekannten im Umgange kennen lernet; zuerst von Person. Stellen Sie sich also einen Mann von vierzig Jahren mit einer aufrichtigen, verständigen und heitern Miene vor, dessen Person gut gewachsen und durch sich angenehm ist, der sich gut trägt, und durch sein äußerliches Betragen Vertrauen erweckt. — Sein Charakter? Er ist ein rechtschaffner Mann, christlich, verständig und wirtschaftlich. Er ist nicht gelehrt und hat doch Wissenschaft genug für sein Amt, und Eifer und Geschicklichkeit, es gut zu führen. Er ist sehr musikalisch, und hat doch Geschmac und Liebe für die andern schönen Wissenschaften. Er ist ein vertragsamer Collegen, ein zufriedner Mann im Hause, und ein munterer bescheidner Mann in Gesellschaft. Mit seiner verstorbenen Frau hat er vortreflich gelebt, und hat einen Sohn von ihr, dreyzehn bis vierzehn Jahr alt, den er wohl erzieht. — Sein Amt? Ich weiß nicht, wie viel es beträgt; aber das weiß ich, es ernährt den Mann und die Familie bequem. Vielleicht hat er auch einiges Vermögen mit seiner Frau bekommen; doch das weiß ich nicht.

Nun bin ich fertig mit meinem Antrage; und was denken Sie dabey, liebste Mademoiselle? Wenigstens soviel, daß ichs gut meine, daß die Sache überhaupt eine wichtige Sache, keine Sache für Sie allein, eine Sache Ihrer lieben Eltern vornehmlich und endlich die Sache ist, bey der uns die besondere Vorsorge Gottes leiten und beglücken muß. — Sie sind darum nicht sicher, wenn Sie diesen Antrag von sich entfernen; denn ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit, aus wahrer Hochachtung und Freundschaft, neue thun; es wäre denn, daß Sie mirs ausdrücklich ver-

böten. Ist schreiben Sie mir wenigstens so viel: ich werde noch nicht heirathen; der Mann ist gut und doch nicht für mich; meine Eltern verlangen mich noch bei sich, und Herr Doles braucht nicht sich uns zu präsentiren. Das ist genug.

Leben Sie wohl. Ich bin krank und schreibe doch eine ganze Stunde, um eine Pflicht auch heute gethan zu haben.

Sellert.

241.

U n d i e s e l b e .

L. d. 17. Aug. 1761.

„Schon wieder eine Commission? werden Sie denken; das ist ja schrecklich! Was wird mein Papa dazu sagen?“ Gebuld, liebe Mademoiselle; ich wills gleich machen, daß er nicht viel sagen soll; ich will Ihnen den Inhalt dieser Commission erzählen.

Der Herr Hofrath Ferber hat mich, mir unbewußt, durch seine Dienste von einem Amte befreyen helfen, das man mir in Warschau aus großer Gnade zugetheilet hatte, und das ich wegen meiner kränklichen Umstände mit gutem Gewissen nicht annehmen konnte^{*)}. Noch nicht genug! Eben dieser Mann hat mir, wie ich durch den Grafen Moriz erfahren, durch seine freiwilligen Bemühungen mit zu einer Pension von vierhundert Thalern, statt des Amtes geholfen, die ich nie gehofft, und an die ich kaum gedacht habe. Diesem Manne danke ich durch den beygelegten Brief. Wird es Ihrem Papa nun noch schwer werden, diesen Brief zu besorgen? Und damit ich Sie vollkommen

^{*)} (Die durch den Tod des Dr. Müller — s. No. 234 — erlebte Professur.)

überführe, so schicke ich Ihnen denselben in Abschrift, mit der Bitte, mir diese wieder zu übersenden, und sie in keine fremden Hände kommen zu lassen; denn Sie kennen das traurige Schicksal meiner Briefe. Ob ich über meine Pension eine große Freude habe? Gott vergebe mir, es erfreut mich jetzt wenig; aber ein gutes Herz, wenn es sich auch nicht freuen kann, soll doch wenigstens die Pflicht der Dankbarkeit empfinden, wenn ihm ein Glück begegnet, und soll es besonders von der Seite der Vorsehung betrachten. Daran arbeite ich, das ist es alles, was ich mit Gewissen sagen kann. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenst für Ihre getreuen Erfüllungen meiner Bitten, und für alle die Briefe, die ich zeither von Ihnen erhalten, und leider immer nur flüchtig beantwortet habe, und verharre mit größter Hochachtung und Dankbarkeit

Ihr verbundenster Diener
Gellert.

212.

An dieselbe.

L. d. 18. Aug. 1761.

Indem ich meinen letzten Brief von gestern fortschicken will, erhalte ich den Ihrigen und freue mich, daß ich ihn noch in der ersten Stunde beantworten kann. Sie sind ein gutes Kind und haben mir mit Ihrem Geschenke keine kleine Freude gemacht. Es ist wahr, daß ich keine genäheten Manschetten ordentlicher Weise zu tragen pflege; aber die Ihrigen will ich Ihnen zum Danke und zur Freundschaft, so ungern ich auch sonst Staat mache, dennoch tragen und es klugen Leuten, wenn sie mich fragen, auch gestehen, daß ich sie von einem jungen Frauenzim-

mer nebst einem Briefe erhalten, der noch mehr werth gewesen, als ganze Comoden voll Rättherien, auch von Ihren eigenen Händen. So bald ich den Ekel vor meinen Büchern verliere, will ich sehen, ob ich eins finden kann, das sich für meine Correspondentin, Freundin und Wohlthäterin schickt.

Können Sie wohl glauben, daß ich am verwichenen Sonnabende einen langen Brief an Sie geschrieben und ihn einige Stunden darauf, als einen vergeblichen Brief, in mein Pult geschlossen habe*)? Ja, liebe Mademoiselle, so gewiß als ich lebe. Ich trug Ihnen, um es kurz zu sagen, einen meiner Freunde zum Manne an. Allein ich fand, da ich den Brief wieder überlas, daß ich aus großem Verlangen, etwas Gutes zu thun, die Umstände meines Freundes vielleicht zu günstig betrachtete. Ich erschrock, stellte mir die Wichtigkeit meines Antrags vor, und legte den Brief traurig in mein Pult. Kurz es war ein gutherziger Einfall, der Ihnen nicht schadet und mich nunmehr auch nicht weiter beunruhiget.

Den Brief an den Herrn Hofrath Ferber schicke ich Ihnen offen, damit ich die versprochene Abschrift erspare. Siegeln Sie ihn mit einem Petschafte zu, mit welchem Sie glauben, daß ich siegeln könnte. Ferner schicke ich Ihnen aus Dankbarkeit den Brief des Grafen Moriz zu lesen, den ich heute durch Ihre gütige Bemühung erhalten habe, und empfehle mich Ihrem Herrn Vater gehorsamst.

Sellet.

*) (Der Brief vom 15. Aug. No. 240.)

243.

An dieselbe.

L. d. 24. Aug. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Wenn ich auch noch so krank bin, und weder Briefe lesen, noch weniger beantworten mag: so darf doch nur einer von Ihnen kommen, so fange ich an zu lesen, lese ihn gern, wünsche am Ende, ihn beantworten zu können, und lange oft bei diesem Wunsche schon nach der Feder. Dieses wiederfährt mir auch bei dem, den ich heute, den 24. August, von Ihnen erhalte. Man kann nicht aufrichtiger schreiben, als Sie schreiben, und schwerlich die Aufrichtigkeit mit so viel Behutsamkeit und Bescheidenheit verbinden, als Sie zu thun wissen. Dank sey es Ihrem guten Herzen, das Ihren Verstand stets inspirirt, und was er richtig und wahr denkt, immer noch wahrer und empfindlicher macht. —

So viel für heute. Es schlägt fünf Uhr, da nehme ich Studentenbesuche an, um mich meinem Amte nicht ganz zu entziehen; und es ist besser, ich sage einem jungen Studenten etwas Nützliches, als meiner Correspondentin etwas Gewöhnliches.

Den 25. August.

Ich will sehen, ob ich Ihnen heute mehr sagen kann, als gestern, ob ich gleich in der That kränker bin, als gestern. — Daß Ihnen mein Brief an den Herrn Hofrath Ferber so wohl gefallen hat, dieses bestärkt mich in der Meynung, daß er gut gewesen seyn müsse. Allein die Dankbarkeit ist auch natürlicher Weise die beredteste Empfindung, und einem verdienstvollen Manne nachdrücklich danken, einem Manne, dessen Vorsorge uns Ehre ist, der uns aus eigenem Antriebe der Güte gedenket, ohne

unser Wissen und noch dazu glücklich gebietet hat, dieses ist sehr leicht. Denn man darf ihm nur alles dieses, kurz zusammen gezogen, sagen, so hat man ihm auf eine wahre und kräftige Art gesagt, daß man den Werth seiner Wohlthat kennt, und also auch dankbar ist, oder es doch gern seyn will. In der That würde ich unzufrieden gewesen seyn, wenn Sie den gedachten Brief ungelesen fortgeschickt hätten, und dieses um desto mehr, da Sie sagen, daß Herr Ferber ein Freund Ihres Hauses ist. In dieser Aussicht hat Ihnen der Brief sogar wichtig seyn können.

Begen meiner gutherzigen Eilfertigkeit, einen meiner Freunde mit Ihnen zu versorgen, haben Sie mich auf eine Art beschämt, die ich fühle und die mir doch nicht weh thut. *) Vermuthlich

*) (Die Stelle in dem Briefe der Dem. Lucius, v. 22. Aug., No. 23. des von Ebert herausg. Briefwechsels, lautet so: „Wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir nach Ihrer großen Gütigkeit einen vorwizigen Einfall verzeihen könnten: so wollte ich mir die Freyheit nehmen, Sie zu fragen, wie es angeht, daß Sie glauben können, daß man wohl irgend einen Freund von Ihnen gut mit mir versorgen würde, da ich doch nicht so glücklich bin, Ihnen weiter als nach meinen Briefen bekannt zu seyn. Und diese beweisen noch eben nicht viel; denn kann ich mich nicht verstellen und besser scheinen, als ich bin? Ja, liebster Herr Professor, dies ist eine Sache, die in meinem eignen Kopfe noch nicht entschieden ist, und ich frage mich unzähligemal selbst, ob ich auch allemal so handle, wie ich denke und rede; und wenn ich aufrichtig seyn will, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich nicht selten bei meiner Untersuchung beschämt werde. Allein gesetzt, daß von Seiten meiner Gemüthsart alles seine Richtigkeit hätte: so kennen Sie doch meine Sitten nicht, ob ich mürrisch oder gefällig, ungeschickt oder manierlich, zu gezwungen oder zu frey in meinem Umgange bin. Und was ich im Uebrigen für eine Figur vorstelle, das können Sie ganz und gar nicht aus meinen Briefen errathen. Man kann, wie Sie wissen, gut denken, gut schreiben, und dabey bucklicht, lahm, auf einem Auge blind, oder sonst abscheulich häßlich seyn.“

sind einige Ihrer Einwendungen die Ursache gewesen, warum ich die Tractaten, die ich zu Ihrer Verbindung aufgesetzt, zurückbehalten habe. Indessen wollte ich doch jedem meiner Freunde für Ihren Charakter gut sagen, ohne Sie erst durch einen persönlichen Umgang mehr kennen zu lernen. Eben das edle Mißtrauen gegen sich selbst, das Sie mir bey dieser Gelegenheit und in andern Briefen zu erkennen geben, ist mir Bürge, daß Sie mir und sich das sind, was Sie scheinen, und daß Sie mit Wissen nicht besser scheinen wollen, als Sie sind. So gut, meine liebe Freundin, als wir seyn sollen, sind wir niemals, und also werden wir uns zeitlebens Vorwürfe machen können; aber sich aufrichtig bestreben, seine Fehler zu kennen und zu verbessern und im Guten zu wachsen, das muß uns wieder mit uns selbst ausöhnen, und eben dieses ist unsre wahre Weisheit, unsre tägliche Pflicht, und also auch unser tägliches Verdienst. Wenn Sie einen guten Mann bekommen, so ist's nach meinen Gedanken unmöglich, daß Sie nicht auch eine sehr gute Frau seyn sollten; gesetzt daß Sie auch verschiedene Fehler des Naturells mit zu ihm brächten, die er nicht kannte; und wer bringt von beiden Seiten nicht solche Fehler mit? Eine Person, die Verstand und Religion hat, und die liebt; o die kann alles über sich durch Hülfe der Uebung und der Zeit ausrichten. Indessen will ich mir's nie wieder einfallen lassen, einen meiner Freunde eher mit Ihnen zu versorgen, als bis Sie ihn wenigstens zehnmal gesehen haben und er Sie auch so vielmal. Sie können also lange für neuen Ansätzen von meiner Gutherzigkeit sicher seyn. Es geht nicht mit dem Schreiben. Lassen Sie mich schließen, und Ihnen für Ihren langen und mir so angenehmen Brief aufrichtig danken.

Gellert.

P. S. Es folgt schon wieder ein Brief an den Grafen Moriz; wenn ich nur nicht die Güte Ihres Papa's miß-

brauche. — Unser Briefwechsel, liebe Mademoiselle, wird, wie ich sehe, weitläufig. Ich hebe Ihre Briefe auf, und wenn Sie die meinigen auch aufheben, so werde ich mir über lang oder kurz eine Abschrift von denselben ausbitten: theils, daß ich sehe, was ich Ihnen geschrieben habe, theils, daß ich die Ihrigen placiren kann; denn ist liegen sie noch unter den andern Briefen meiner Freunde ohne alle Ordnung. Den 28. August. Leider schreibe ich an einem Briefe von drey Seiten ist immer auch so viel Tage, weil ich auf einmal nicht viel schreiben kann und auch nicht soll.

G.

244.

An dieselbe.

Z. b. 16. u. 17. Sept. 1761.

Liebste Freundin!

Das waren harte Tage, sehr schwere, harte Tage! Aber diese kurze Klage sey auch meine ganze Klage; denn was ist das für ein Christ, der nicht im Leiden Geduld beweisen und lernen will; er, der auch im Glende Gott noch preisen soll? D wie beschämt ward ich, liebste Freundin, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeschlagen in die Kirche trat, und bey dem Eintritte das Lied von den Schülern mir entgegen singen hörte: D Herr mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets deinem Rath ergebe ic. *) Bist du der Mensch, dachte ich, der dieses Lied gemacht hat, und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich, und sieng an, bitterlich zu weinen, und um Muth und Freudigkeit zu beten und

*) (M. 1, S. 491.)

zu kämpfen. Heute, Mittwoch, will ich diesen Muth in diesem meinen Briefe an Sie zu beweisen suchen, nicht Klagen, sondern Gott danken, der alles, alles wohl macht, und Niemanden über Vermögen versucht werden läßt. Wie, wenn ich so krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht!

Getrost also! Wir wissen nicht, was zu unserm Besten dienet; aber Gott weiß es, und Gott ist die Liebe; auch wenn er uns züchtiget. Dieser Glaube muß unser Trost seyn. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit für uns übrig, die wir glauben, und auf sein Wort hoffen. Diese Betrachtungen scheinen freylich mehr ein Brief oder eine Rede an mich, als an Sie, zu seyn; aber ich weiß doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo Sie sie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder im guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht; und dieses wollen wir ja gern alle Tage unsers Lebens seyn.

Ihren letzten Brief*), meine gute Correspondentin, habe ich wieder sehr begierig gelesen. O ein großer Lobspruch für Ihre Briefe, denn was ist, das ich iht gern läse? (ein frommes Buch ausgenommen.)

Meine Briefe, wenn Sie mir die Wohlthat sie abzuschreiben, erweisen wollen, müssen Sie einzeln copiren, damit ich Ihre Antworten dazwischen legen kann. Genug! genug! Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr Freund und Diener
Sellers.

*) (Rom 6. Sept.: Briefw. Bd. mit Dem. Lucius, No. 25.)

Den 22. September.

Sie haben nichts verloren, daß mein Brief so spät abgeht. Einige schwere Zufälle ließen mich, seitdem ich ihn geschrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich selbst. Heute, und das sey Gott im Himmel gebanket! genieße ich einige Erholung. Dies melde ich Ihnen und überschiere Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl.

245.

Caroline Lucina an Sellert.

Dresden, d. 2. Oct. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß die Besserung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchem Sie mir Ihren letzten schönen Brief, einen Brief, der mich gleich stark gerührt und erbaut hat, überschierten, von Beständigkeit gewesen seyn möge, das wünsche ich nicht allein von ganzem Herzen, sondern ich hoffe es auch zugleich so sehr, (denn wie leicht hofft man nicht, was man sehnlich wünscht? und wie gegründet hofft man es nicht, wenn man Gott, der uns alles gewähren kann, was er für gut findet, ernstlich und in der Ordnung, in der man bitten soll, darum gebeten hat?) daß ichs igt wage, an Sie zu schreiben, um so vielmehr, da der eingeschlossene Brief, den die Post heute mitgebracht, und den mir mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, zur Bestellung gegeben hat, mir zur Entschuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlassung ist.

Ihre Gedanken, liebster Herr Professor, schätze und liebe

ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem letzten Briefe würde ich schätzen und lieben, auch wenn ich nicht wüßte, wer ihn geschrieben hätte, und die Abshilderung, die Sie mir von dem Zustande Ihres Gemüths beym Eintritte in die Kirche und von den Empfindungen machen, die Ihr Lieb in Ihnen erregt, haben mich unaussprechlich gerührt. — Mein Gott! dachte ich, warum genießen so viele das Glück der Gesundheit, die es nicht schätzen, dich nicht dafür loben und es nicht zu deiner Ehre und nach deinem Willen gebrauchen? Und einem Manne, den du liebst, der den Werth dieser Wohlthat zu schätzen wüßte, der dich dafür loben und sie zu dem Endzwecke, zu welchem du sie erzeigst, anwenden würde, dem versagst du sie? — Aber war das nicht verwegen, bester Herr Professor? Sie sind frömmer, als ich; Sie denken gewiß nicht so. Ich sah es nicht sogleich ein; sonst hätte ichs gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen! und wie viel Vorsichtigkeit ist nöthig, auch bey den besten, unschuldigsten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiser und billiger, als unsern Gott, hielte, der doch allein weiß, was zu unserm Besten dienet, und der die Liebe ist; oder als ob ich glaubte, er handele nach bloßem Eigensinne mit uns Menschen? — Bieviel Dank weiß ichs nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurecht brachten, und es mir empfindlich machten, wie heilsam und tröstlich es sey, sich Gott in seiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken, diesen drey Eigenschaften, nach welchen er unser Glück will, was dazu dienet, kennt, und ein uneingeschränktes Vermögen besitzt, es uns zu verschaffen! Eine ganze Ewigkeit und Seligkeit wartet unser! Dort also, nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier ist lauter Prüfung. Glück und Unglück, Lust und Schmerz sind einerley, sind beides Prüfungen; nur unser Verhalten dabei entscheidet unsern Zustand, und macht denselben glücklich oder unglücklich; und wer weiß, obs nicht gefährlicher ist, durch Glück

und Freude geprüft zu werden. Wenigstens wird mehr Stärke des Geistes dazu erfordert, sich wohl dabei aufzuführen. Es mag wohl selten geschehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was sie sind, nehmlich für Prüfungen. Sie schmeicheln unsern Empfindungen zu sehr, bemächtigen sich unsers Herzens, lassen uns nicht die gehbrige Freyheit nachzudenken, und besigen uns, anstatt daß wir sie besigen sollten. Wir betrachten sie als billige Belohnungen, genießen derselben in Sicherheit, und vergessen darüber, auf unsrer Huth zu seyn. Bey Widerwärtigkeiten im Gegentheile hört die Zerstreuung auf. Sie lassen uns mehr in unsrer eignen Gewalt, unterrichten uns von der Unbeständigkeit und Unzulänglichkeit irdischer Glückseligkeiten, und die Entbehrung des Vergnügens und der Zufriedenheit treibt uns an, nach etwas zu streben, das uns schadlos halten könne, und wesentlicher und beständiger, als jene, sey; und wo fänden wir das sonst, als in Gott und in der Ausübung des Guten? Denn diese allein giebt Freudigkeit zu ihm, und wir wissen wohl, daß wir ohne dieselbe uns keine Rechnung auf seinen Beistand und seine Hülfe machen können. Ich weis nicht, hochzuehrender Herr Professor, ob ich richtig unterscheide; aber ich bin schon seit langer Zeit hiervon überzeugt, und vielleicht ist diese Uebersetzung nöthig, um solche, die hier wenig Glück haben, gegen die Versündigung des Murrens und der Unzufriedenheit zu bewahren. Denn wenn ich annehme, daß alles Prüfungen sind, und daß es sicherer für uns ist, durch Unglück, als durch Glück, geprüft zu werden: so muß sogar, wenn ich mein Bestes liebe, meine Vernunft mich hindern, Kleinmüthig oder unzufrieden zu seyn, zumal da das Leben so kurz, und am Ende desselben, das man sich ja zu seinem Troste, auch zu seiner Ermunterung, immer als sehr nahe vorstellen kann, nicht das geringste daran gelegen ist, ob es glücklich oder unglücklich gewesen, sondern ob es in beiden Fällen wohl oder übel geführt worden — Ich halte

mich wohl, mein lieber Herr Professor, zu lange bey Sachen auf, von welchen Sie weit besser zu reden wissen; aber die Materie, auf die Sie mich gebracht haben, gefällt mir, ich lerne gern von Ihnen, rede mit Ihnen gern davon, und es ist natürlich, daß ich mich freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade so selig sind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, das im eigentlichen Verstande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht, durch unser Wohlverhalten dabei, in einen wahren Segen verwandeln könnten, dessen wir noch in alle Ewigkeit genießen sollen; denn wir haben ja die Verheißung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden uns im Himmel wohl belohnt soll werden. Freylich sind diese Tugenden unsere Pflicht, aber Gott ist so gütig, daß er sie uns zum Verdienst anrechnen und uns dafür belohnen will. Je mehr er uns also Leiden zuschickt, desto mehr Gelegenheit giebt er uns, diese Tugenden auszuüben, und je größere Belohnungen haben wir zu erwarten, und dieß ist ein großer Trost.

Die Abschriften von Ihren Briefen, liebster Herr Professor, sind größtentheils fertig, und ich werde bald Gelegenheit nehmen, sie Ihnen zu übersenden. Leben Sie unterdessen recht wohl. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

246.

An Caroline Lucius.

L. d. 7. Oct. 1761.

Allerdings, liebste Freundin, sind Glück und Unglück, frohe und traurige Begegnisse, Prüfungen, bey denen wir unsern Gellert V.

hofsam gegen Gott üben sollen, und in Ansehung der glücklichen Lage, die wir insgemein so zu nennen pflegen, mag es wohl sehr wahr seyn, daß sie schwerer zu tragen sind, als die traurigen. Die Tugenden, zu welchen uns die Lage des Glücks verbinden, ich meyne die Mäßigung in dem Genuße der Freuden des Lebens, Dankbarkeit und Demuth gegen die unverdienten göttlichen Wohlthaten, Vertrauen auf die fernere gnädige Vorsehung Gottes, und Eifer, andere Menschen auch, gleich uns, glücklich zu wissen und gern glücklich zu machen, scheinen leichtere und frohere Tugenden zu seyn, als die Tugenden im Glende, als Gelassenheit, Geduld und nöthige Ergebung in anhaltenden Widerwärtigkeiten, die Gott schickt oder zuläßt. Allein die Natur eines unge störten Glücks, das die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den Stolz und Leichtfinn unsers Herzens unvermerkt nährt und ihm schmeichelt, macht durch diese heimlichen Feinde die Ausübung der Pflichten des Gehorsams in guten Tagen gemeinlich schwerer, als wir im Anfange denken. Wir erinnern uns zwar an diese Tugenden, wir sprechen von ihnen, loben sie, bewundern sie, beten um dieselben, und meynen, daß wir sie haben und ausüben, weil wir ihre Nothwendigkeit und Vortreflichkeit einsehen, und entfernen uns doch täglich mehr von ihnen, bis wir endlich durch sichtbare Bergehungen aus dem Schlummer der guten Meynung von uns selbst erwachen. Jedoch, liebe Mademoiselle, wenn das Glend, das uns trifft, unverschuldetes Glend ist, so sind die bösen Lage für ein christliches Herz leichter zu tragen, als es die guten meistens nicht sind; und wenn sie auch nicht leichter zu tragen wären, so sind doch die Züchtigungen in Ansehung ihres heilsamen Einflusses auf das Glück unsrer Seelen, wenn sie geduldig überstanden sind, unaussprechlich große Wohlthaten, für die wir Gott, der mit uns, als Kranken Seelen, verfahren muß, noch ewig danken werden. „Alle Züchtigung, so lange sie da ist, dünket sie uns

nicht Freude zu seyn; aber nachmals wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, denen, die dadurch geküßt sind.“*) So denkt ein Christ, und tröstet sich. Aber ach! haben wir nicht oft die meisten Leiden verdient, und wo nicht stets die, die uns treffen, doch andere und oft härtere, die uns nicht treffen? Und wir können verlangen, daß es uns immerdar wohl gehen soll? Wie unbillig und begehrtlich ist der Mensch! Und wie unglücklich würde er seyn, wenn ihm nichts wiederfähre, als was er wünscht!

Ich merke, daß ich krank bin, liebe Mademoiselle, weil ich einen Gedanken, den ich Ihnen in wenig Zeilen hätte beantwortet und getrost zugeben können, so weitläufig umschrieben habe. Aber das Vergnügen, mit Ihnen so ernsthaft reden zu können, entschuldigt einen Theil der Länge dieses Briefs, und heimlich mag ich ihn wohl wieder mehr an mich, als an Sie, geschrieben haben. Doch nun auch kein Wort weiter auf heute. Morgen beantworte ich vielleicht eine Stelle aus Ihrem Briefe, die mich angeht. Wenn ich ein Vater wäre, und meine Tochter hätte diesen Brief geschrieben, so würde ich vor Freunden geweiht haben; das weiß ich gewiß. Leben Sie wohl, beste Correspondentin.

Den 8. October.

„Sie sind frömmere, als ich“ — so sagen Sie, und ich glaube sicher, daß Sie es für wahr halten. Allein habe ich nicht eben die Pflicht, so günstig von Ihnen zu denken, als Sie von mir denken? Unstreitig! Ich erschrecke, so oft ich meine Tugend gelobt finde, vermuthlich weil ich allemal an meine Fehler denke, die andre Menschen, denen ich so gut vorkomme, nicht wissen oder sehen können. In der That will und darf ich Ihnen Ihre gute Meynung von mir nicht benehmen; aber bitten darf ich Sie wohl, daß Sie Ihre gute Meynung nicht immer

*) (Ep. a. d. Cor. 12, 11.)

meinen Lobspruch seyn lassen. Ein solches Geständniß der Bescheidenheit und Demuth (so dachte ich, als ich die angeführte Stelle Ihres Briefes las), ein solches Geständniß kann dieses Frauenzimmer thun, und sie thut es gewiß von Herzen. Ist sie nun nicht eben bewogen besser, als du? Würde es dich nichts kosten, wenn du ihr eben das sagen solltest? Und gleichwohl fällt es dir gar nicht schwer, es zu denken und in Gedanken für wahr zu halten. Ist sie also nicht bescheidener als du? Das Uebrige Ihres Briefs will ich nicht beantworten. Ich lese Sie gern, wenn Sie munter schreiben, ich lese Sie gern, wenn Sie ernsthaft schreiben, und ich danke Ihnen freundschaftlichst, daß Sie so oft, und so gern, und so viel an mich schreiben. Leben Sie stets wohl.

Den 8. October Nachmittags.

Schon wieder einen Brief von Ihnen, für den ich Ihnen geschwind danken muß. O wie sehr werde ich Ihr Schuldner! Sie haben mir eigenhändige Abschriften von allen meinen Briefen an Sie geschickt; das ist sehr viel Freundschaft! Rein, so gütig wäre ich nicht, ich sage es Ihnen aufrichtig, und wenn Sie mich auch noch so inständig bäten. Aber desto mehr will ich mich bemühen, unsern Briefwechsel, der nunmehr schon ein Jahr gedauert hat, fleißig zu unterhalten. Möchte ich ihn doch auch zu Ihrem wahren Vortheile unterhalten können! Wenigstens müssen Sie mir dafür verbunden seyn, daß ich Ihnen Gelegenheit zu so viel guten Briefen gegeben, daß ich Sie durch meinen Beyfall ermuntert, und daß ich oft, wenn ich aus Krankheit andern nicht geantwortet, doch Ihnen geantwortet habe. Den auf den 21. October versprochenen *) Jahresbrief unsrer

*) (In einem Brief v. 5. Oct.: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, No. 28.)

Correspondenz erwarte ich zuversichtlich, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebenster Diener
Seltzer.

247. (66.)

An Herrn v. Bose.

L. d. 8. Oct. 1761.

Ihr frommer Brief vom vierten October verdient eine lange und geschwinde Antwort, und je weniger ich das erste leisten kann, desto mehr will ich das andre beobachten, und Ihnen an eben dem Tage für Ihren Brief danken, an dem ich ihn erhalten. Leider habe ich über mein Glück, über das Sie sich so brüderlich erfreuen, wenig Freude; aber genug, wenn ich als eine unverdiente Wohlthat von Gott erkenne, und die erhaltne Pension zu meinem und Anderer Besten sorgfältig anzuwenden mich bemühe. Ich bin noch krank, liebster Bose, das ist gewiß. Indessen will ich nicht klagen, sondern Gott preisen, der auch die schwerste Last nie über unser Vermögen steigen läßt, und mit unsrer Schwachheit täglich Geduld trägt, wenn nur unser Herz aufrichtig ist. Er gebe Ihnen und mir das Glück, das wir Beide nach unsern verschiednen Umständen wünschen, und lasse Sie die Früchte einer frühen Gottseligkeit in einem langen, zufriednen und der Welt nützlichen Leben schmecken. Erfahrung auf der Bahn der Tugend bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Dieser Trost muß Sie in den künftigen Gefahren desto muthiger machen, je glücklicher Sie durch Gott die Gefahren der ersten Jahre überstanden haben. Helfen Sie aus Dankbarkeit nun denen fort, die diesen Weg der Tugend erst zurück legen müssen, und werden Sie ihnen, so wie

Sie können, Rath und Hilfe und Beyspiel. In ihrer erhaltenen Domherrnstelle wünsche ich Ihnen von Herzen Glück. O ja, lieber Wose, Ihr Leben hat sehr viel sichtbare Spuren der göttlichen Fürsorge; und wie glücklich sind Sie, daß Sie dieselben so dankbar bemerken, und insonderheit diejenigen Wohlthaten am meisten schätzen, die Andre oft am wenigsten wahrnehmen, ich meyne die geistlichen. Gott lasse es Ihnen allezeit wohlgehn!

G.

248.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 9. Oct. 1761.

Gott Lob! Meine Umstände, so kränklich sie sind, sind doch immer noch erträglich. Wir sollen fröhlich seyn in Hoffnung, geduldig in Trübsal und anhalten im Gebete. Dieses ist die einzige Arzney bei allen Uebeln, die der Christ gebrauchen soll.

Herr Heinecke hat mir gesagt, daß der alte Vater Meese bei ihm wohnt; das ist gut; und daß ihr nebst Eurem Sohne bey dem Stadtschreiber wohnt, das höre ich auch gern, aus mehr als einer Ursache gern. Ich grüße den Stadtschreiber herzlich und ermuntre ihn zu allen seinen Pflichten. Ich habe 25 Thlr. und wieder 16 Thlr. 8 Gr. Contribution geben müssen; daher werde ich mir diesen Winter auch kein Kleid machen lassen. Hier habt Ihr 1 Thlr. für Euch und 8 Gr. für Arme. Lebt wohl, grüßet alle herzlichst und freundlichst, insonderheit den alten Vater Meesen. Gott stärke ihn und alle. Lebt wohl und betet ferner für Euren Bruder

G.

Caroline Lucius an Sellert.

Dresden d. 21. Oct. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Heute ist, wie Sie wissen, der Neujahrstag unsrer Correspondenz, und ich setze mich nieder, Ihnen einen Brief zu schreiben, wie ich Ihnen versprochen und Sie mir erlaubt haben, und dieses thue ich mit einer desto größern Empfindung von dankbarem Vergnügen, da Ihr vortrefflicher Brief vor mir, mir ein neuer, größter Beweis von der Gütigkeit ist, mit welcher Sie von mir denken, und eben deswegen auch eine starke, nachdrückliche Aufmunterung, nichts zu unterlassen, was mich Ihres großmüthigen Versprechens, den Briefwechsel mit mir noch ferner zu unterhalten, würdiger machen könnte, und alles zu vermeiden, was die Erfüllung Ihres noch großmüthigern Wunsches, ihn zu meinem wahren Vortheile unterhalten zu können, verhindern würde; denn dieser Wunsch wird gewiß erfüllt werden, so lange ich nichts von dem, was Sie mir schreiben, aus einer undankbaren, leichtsinnigen Unachtsamkeit vergesse, oder mir etwas ingeheim verzeihe oder nachsehe, was ich mir unter Ihrer Aufsicht und vor Ihren Augen nicht erlauben würde.

Sehr wohl bin ich mit mir zufrieden, ich muß es Ihnen nur gestehen, und ich darf es doch auch wohl seyn? daß ich Ihnen nunmehr ein Jahr lang so zu schreiben gewußt, daß Sie die Zeit, die Sie angewendet, mir zu antworten, nicht für verloren achten. Möchte ich Ihnen doch künftig — und ich will hoffen, daß ichs können werde — wenigstens Ursache zu so viel Zufriedenheit über mich geben, daß sie Ihnen die Mühe belohnt, die Sie auf Ihre Briefe an mich wenden; denn die Gütigkeit, aus welcher Sie mir sie schreiben, nur auf irgend die geringste

Weise zu ersehen, dieses fühle ich zu sehr, daß ichs nicht kann. Sie mein Schuldner? — Nein, liebster Herr Professor, ich weiß zu gut, wofür ich Ihnen verbunden seyn muß. Ich will gern Ihre Schuldnerin seyn. Es ist mir Freude und Ruhm. Ich würde weniger froh, weniger glücklich seyn, wenn ich weniger Ihre Schuldnerin wäre, und dennoch sind Sie unter allen Menschen der Einzige, gegen den ich die Verbindlichkeit zu haben wünschte, die ich gegen Sie habe. Mein Vater hat über meinen und über Ihren Brief geweint, und es fehlt wenig, daß ich nicht über Ihre Güte weine. Wie rührend ist der Lobspruch, den Sie meinem Brief ertheilen! „Wenn Sie ein Vater wären“ — Wie viel Freuden würden da Ihre seyn! Wie gut, wie liebenswürdig müßte Ihre Tochter seyn! — Sie wäre (das weiß ich gewis, Sie hätten erlaubt) meine Correspondentin und Freundin geworden. Wie würden wir uns unter Ihrer Aufsicht, Sine die Andre, geliebt, vergnügt und ermuntert haben! —

Ich kann mir nicht helfen, bester Herr Professor, ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen: Sie sind doch frömmere, als ich, und dieses will ich Ihnen gleich beweisen. Es kam mir sehr leicht, sehr natürlich vor, Ihnen offenerzig, ohne Kränkung meiner Eigenliebe, nach meiner Ueberzeugung zu sagen, daß Sie frömmere sind, als ich. Hätte ich aber eine Widersehung bey mir empfunden, dieses, ungeachtet meiner innerlichen Ueberzeugung, zu thun: so weiß ich nicht, ob ich mich würde haben überwinden können, Ihnen diese Widersehung zu gestehen. Und gleichwohl sagen Sie mir etwas von der Art, so gütig, so ungezwungen, so edel — Ich will es Ihnen nicht einmal sagen, wie viel Tugend ich in diesem Theile Ihres Briefs finde, und wie groß Sie mir vorkommen — Gewis, Sie können nichts thun oder sagen, das mich nicht in meiner guten Meynung bestärken sollte. Noch weniger können Sie mir dieselbe benehmen. Dieses ist weder in Ihrer noch in eines Menschen Gewalt. Und

gesetzt, es wüßte es jemand möglich zu machen, so wäre dieses
 der ärgste Verdruss, den man mir anthun könnte; denn ich fühle
 die allerangenehmste Zufriedenheit; Sie als den Mann zu den-
 ken, den die Welt in Ehren hält, den die Rechtschaffenen
 lieben, den auch die hochschätzen, die es nicht sind.
 Und wenn Sie sich hierbey an den Namen meines Freundes er-
 innern, den Sie sich — nie werde ich Ihnen danken können
 — selbst gegeben: so wird es Ihnen nicht schwer fallen, diese
 Empfindung zu erklären. Thun Sie mir, ich bitte Sie, lieb-
 ster Herr Professor, thun Sie mir keinen Zwang an in demje-
 nigen, was ich von Ihnen sage. Soll ich denn nicht reden, wie
 ich denke? Dazu werde ichs nimmermehr bringen. Meine Ge-
 danken überraschen mich; ich schreibe sie Ihnen hin, wie ich sie
 Ihnen sagen würde, und mein größtes Vergnügen beym Schrei-
 ben besteht mit darinnen, daß ich mir einbilde, daß meine Auf-
 richtigkeit Ihnen gefällt. Ja, wie ich sagte: Sie sind frömmere,
 als ich (und hier verdiene ich wohl getabelt zu werden), so fiel
 es mir nicht einmal ein, daß es eine Pflicht giebt, die mir be-
 siehlt, so zu denken. Ich dachte es blos, weil es so ist, und
 sagte es Ihnen, weil ichs dachte, ohne die geringste andre Ab-
 sicht. Soviel, hochzuhehrender Herr Professor, will ich Ihnen in-
 dessen doch versprechen, daß ich niemals in der Absicht, Ihnen
 einen Lobspruch zu halten, so von Ihnen sprechen will, wie ich
 denke, zugleich aber kann ich Ihnen auch versichern, daß ich
 meine Meynung von Ihnen niemals zu Ihrem Lobspruche habe
 machen wollen. Ich halte meine Meinung — zwar wird sie
 hier von dem Urtheile der Welt unterstützt — aber doch halte
 ich sie für so wichtig nicht, daß ich glauben sollte, ich könnte
 Sie damit loben. Sie aber können mich loben, das fühle ich,
 und ich kann nicht glauben, daß es Eitelkeit ist, wenn ich ganz
 und gar nicht gleichgültig dabey bin. „Ein Lob, aus dem
 „Munde des redlichen Mannes = = von den Lippen des Christen

„verköndigt“ = wie beruhigend ist dieser Beyfall! Dieser kostbare Beyfall, der eigentlich von Gott mir zuerkannt, und von seinem Verehrer mir nur ausgetheilt wird“ — der sollte meinem Herzen nicht Aufmunterung und Belohnung seyn? — Daß ein Werkel so denkt und empfindet, und ich und Andre, die ihn lesen, es ihm nachdenken und nachempfinden können, haben wir dieses nicht auch, wenigstens zum Theil, einem Gellert zu danken? — Welch Glück für mich, Ihre Freundschaft erlangt zu haben? Sie schon ein Jahr zu besitzen; und versichert zu seyn, daß ich sie nie (es müßte denn durch meine Schuld geschehen, und dafür will ich mich durch Gottes Hülfe hüten) verlieren werde! Bestes, großmüthigstes Geschenk! Ich kenne seinen ganzen Werth, fühle die ganze Stärke der Verbindlichkeiten, die es mir aufliegt, gut und tugendhaft zu seyn. Sehen Sie, lieber Herr Professor, dieß, (ich meine die Glückseligkeit, einen Freund zu besitzen, wie Sie mir sind,) dieß ist eine unschädliche Art von irdischer Glückseligkeit, die man mit völliger Sicherheit, ohne Gefahr genießen kann, und bey der man eben um deswillen mehr glücklich als bey andern ist. Doch die Ewigkeit gewinnt allemal ihre Sache ganz. Wäre das Glück der Freundschaft eine bloß irdische und also endliche Glückseligkeit, so würde sie viel verlieren, und kaum den Namen verdienen. Es würde für unsere Ruhe gefährlich seyn, sich derselben zu sehr und zu sicher zu überlassen, und die Furcht vor der Vernichtung unsrer Glückseligkeit, zu welcher ein jeder Augenblick bevollmächtigt seyn kann, würde uns alle Fähigkeit des Genusses rauben. Allein wir sind besser unterrichtet. Wir wissen, daß die Freundschaft, eine Glückseligkeit für den Geist, gleich ihm unsterblich, nur hier ihren Anfang nimmt, um ewig mit ihm in unendlich größerer Vollkommenheit fortzubauern. Ich freue mich auf alles, was ich auch hierinnen in der Ewigkeit gewinnen soll. Sie sehen, mit Ihnen sprechen, oder irgend eine fromme Pflicht ge-

meinschaftlich mit Ihnen ausüben, wie ich dort thun werde, ohne Furcht, Sie wieder zu verlieren, dieses ist ein Glück, das ich vielleicht hier immer werde entbehren müssen, das mir aber aufbehalten ist. O wenn man an alles dieses gedächte, so würde man die Freundschaft allemal anwenden, wozu sie gegeben ist, und nicht so traurig seyn, wenn unsre Freunde uns verlassen, oder wir sie verlassen müssen. Ich habe auch Freunde, die mir sehr lieb waren, durch den Tod aus dem Gesichte (nicht aus dem Herzen) verloren; aber ich bin nicht mehr betrübt darüber. Ich weis, daß sie mich noch lieben, daß ich sie wieder finden und eine ganze Ewigkeit mit ihnen zubringen soll.

Ist denn Niemand da, der mir befehlt aufzuhören? — Ich bin doch sehr unbedachtsam. Ich werde es noch so weit treiben, daß Sie meiner überdrüssig werden! Wenigstens müssen Sie mich für außerordentlich geschwätzig halten. Aber Sie wissen wohl, daß Sie sich bey mir bedankt haben; und wofür? Dafür, daß ich so oft, und so gern, und so viel an Sie schreibe. Aber schon die siebente Seite —

Rein, das war wohl Ihre Meinung nicht. Leben Sie wohl, stets wohl, liebster Herr Professor, und verzeihen Sie nur heute — es ist Neujahrstag — Ihrer

gehorsamsten Dienerin
C. C. Lucius.

250.

An Caroline Lucius.

E. d. 30. Oct. 1761.

Liebste Correspondentin!

Als mir der Abt Jerusalem, den ich vor einigen Jahren besuchte, seine sehr guten Kinder zeigte, fragte ich ihn, welches

ihm das liebste wäre. Das weiß ich selbst nicht, gab er mir zur Antwort; das Nächste ist mir stets das liebste. Eben so muß ich mir antworten, wenn ich mich frage, welcher mir unter Ihren Briefen der liebste ist; allemal der Nächste; heute der Beste und in acht Tagen wieder der Beste. Hätte ich eine Tochter, so sollte sie allerdings wöchentlich Briefe mit Ihnen wechseln, und sie würde es, wenn sie Geschmack und ein gutes Herz besäße, so gern, als ihr Vater, thun, sich oft mit mir über Ihre Freundschaft erfreuen und Ihnen heimlich alles das Gute schreiben, was ich von Ihnen denke, und was ich Ihnen wünsche. Aber, liebe Mademoiselle, könnte ich nicht auch einen Sohn haben, einen erwachsenen Sohn, der einige von den guten Eigenschaften eines Grandison's besäße, der eines Bartlett's würdig, und seines Vaters Freude wäre? Wenn ich nun so einen Sohn hätte, sollte dieser nicht auch Briefe mit Ihnen wechseln dürfen, so wie Grandison mit der Byron? Und wenn er nun das einige Zeit gethan hätte, ohne Sie, wie ich, von Person zu kennen, und er bäte mich, mit ihm nach Dresden zu reisen, dürfte ich ihn da wohl mitnehmen? Wenn er nun endlich auf der Rückreise ganz tieffinnig neben mir in der Kutsche säße, und zu mir sagte: „Liebster Papa, das ist ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer. Diese wünschte ich mir wohl, und daß ich ihren lieben Eltern gefiele. Sie hat Verstand, ein frommes gutes Herz, und wie Sie mir selbst gesagt haben, so viel gute weibliche Eigenschaften und Tugenden —“ Wenn er nun dieses sagte, und ich mit diesem meinem Sohne mitten auf der Straße wieder umkehrte, und zu Ihnen käme, würden Sie über unsre Zurückkunft erschrecken, oder sie heimlich billigen? Ein süßer Traum für mich! und o wie rührend würde er mir erst seyn, wenn ich ihn, als Vater, dächte und zur Wahrheit und zum Glücke für einen guten Sohn und eine gute Tochter machen könnte! Aber auch ohne diese Fesseln der Verwandtschaft

will ich Ihre eben so gewisser und aufrichtiger Freund seyn, und, wie ich mit Ihnen sicher hoffe, nicht bloß auf dieses kurze Leben. Indessen hoffe ich, Sie auch in dieser Welt noch gewiß zu sprechen, wenn mir Gott das Leben fristet, und uns Frieden schenkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen lieben Hause; und ich weiß es sicher, es wird Ihnen wohlgehen.

Sellert.

251.

A u d i e s e l b e.

E. d. 10. Nov. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Sie heben sogar meine Couverte auf? Das ist nun freilich eine Liebe für meine Briefe, über die ich ein wenig gelacht habe; aber ich schämte mich doch zugleich, daß ich nicht alle meine Couverte eigenhändig überschrieben, und ich verspreche Ihnen von dieser Stunde an, daß Herr Södicke, wenn ich auch noch so viel zu thun hätte und wenn auch zehn Besuche um mich herum säßen, dennoch niemals mehr mein Secretair seyn, sondern daß jedes Couvert, ich müßte denn sehr krank seyn, von mir selbst soll überschrieben werden.

In der kleinen Streitfrage, bey der Sie mich zum Richter aufwerfen*), wird der gute La Bruyère wohl ziemlich Recht

*) (Die Stelle in dem Briefe der Dem. Lucius — v. 7. Nov., Briefw. Sellerts mit Dem. Lucius No. 32 — lautet so: „Und hier — erlauben Sie mir, Sie um Ihre Gedanken von der Freundschaft zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts, die an keine nähere Vereinigung denken, zu bitten. Es giebt Leute, die diese Art von Verbindung für schlechterdings unmöglich hal-

haben. Ich selbst befürchte, daß sich bey der Freundschaft unter Personen beyderley Geschlechts nur gar zu öfters etwas, der Liebe ähnliches, mit einmischet, ohne daß wir es wissen und denken, und ohne daß wir es wollen und wünschen. Vielleicht hätten wir uns auch, wenn wir es merken, es zu wissen, daß wir's gemerkt haben; aus Furcht, zu verlieren. Werden Sie indessen nicht unruhig, liebe Mademoiselle, daß ich nicht ganz Ihrer Meynung bin. Sie haben dennoch Recht, und ich habe auch Recht und la Bruyère auch. Man redet in solchen allgemeinen Aussprüchen nur von dem, was oft und in vielen Fällen, nicht von dem, was stets und in jedem einzelnen Falle geschieht. Es kann Freundschaften unter beyderley Geschlechtern geben, die nichts von der natürlichen Neigung des einen Geschlechts gegen das andre an sich nehmen; auch bey unverehelichten und jungen Personen, sowohl auf einer Seite, als auf beiden Seiten. Das gebe ich gern zu, und ich würde mich tranken, wenn es nicht wahr wäre. Ach ja, im Anfange der Freundschaft kann es bloße Freundschaft seyn; es kann heute, es kann morgen, es kann ein Jahr, zwey Jahre, und noch länger wahr seyn, daß ich bloß Freund bin, und in kurzer Zeit kann durch den Dienst des Umgangs und durch die erlaubten Gefälligkeiten der Freundschaft

ten. Ich sehe nicht ein, warum? Andere haben seltsame Meynungen davon, und man hat mir einmal etwas gesagt, das der Herr de la Bruyère davon soll geschrieben haben, das ich aber für falsch halte. Der Gedanke ist dieser: „L'amitié peut subsister entre des gens de differens sexes, exempte même de grossièreté. Une femme néanmoins regarde toujours un homme comme un homme, et reciproquement un homme regarde une femme comme une femme. Cette liaison n'est ni passion, ni amitié pure, elle fait une classe à part.“ Ich halte es der Neugierigkeit werth, zu wissen, ob sich also verhält. Ich bin aber der Meynung, daß dieses selbst aus der Natur der Freundschaft, wo nicht gar aus der Erfahrung, widerlegt werden könne.“)

aus dieser Wahrheit eine Unwahrheit, aus dem Freunde halb Freund, halb Liebhaber werden, oder auch aus der Freundin, oder auch aus beiden zugleich. Aber was disputire ich wider Sie? Ich weiß Jahre aus meinem eignen Leben, wo ich mich sicher erinnere, daß Sie Recht haben; aber ich weiß auch Perioden, wenigstens kurze, wo Sie nicht ganz Recht hatten. Genug, je unschuldiger und frömmere beide Personen sind, desto eher wird ihre Freundschaft bloße Freundschaft bleiben, und desto leichter werden sie die geheime Stimme der Liebe vernehmen. Indessen bin ich völlig überzeugt, wenn es auf Gründe und Beredsamkeit ankäme, so würden Sie, Mademoiselle, in dem Streite mit dem La Bruyère gewiß gewinnen, und dieses um desto eher, je mehr Sie Ihr eignes freundschaftliches Herz in diesem Falle unterstützen würde. Nach der gemeinsten Erfahrung hingegen zu urtheilen, dürften Sie wohl verlieren, und zwey Autoren einmal gegen ein Frauenzimmer Recht behalten.

Den 11. November.

Bis hieher schrieb ich gestern, um mich von meinen Schularbeiten zu erholen, und ist, da meine Zuhörer alle fort sind, will ich zur Erholung noch einige Augenblicke mit meiner Zuhörerin reden, die, nach ihren Briefen zu urtheilen, die meisten meiner Zuhörer an Geschmack übertrifft. Ich weiß nicht, welchem alten Philosophen einmal alle Zuhörer davon liefen, bis auf Cinen. Zu diesem sagte er: Tu mihi solus amplum theatrum! und las immer fort. Erschrecken Sie nicht über diese lateinischen Worte. Ihr Papa wird Sie auf sein Gewissen versichern, daß sie Ihnen nicht nachtheilig sind; und warum soll ich die französische Stelle in Ihrem letzten Briefe nicht mit einer lateinischen im Vorbeygehen vergelten? Sie erwarten vermuthlich eine kleine Dissertation über die Poesie des Herrn U, der in der That ein sehr harmonischer Poet und einer unsrer besten Dichter ist (seine

freyen Stellen ausgenommen), und über die Schreibart des Herrn Wieland, die sich der englischen Poesie sehr nähert, und sich ihr vielleicht oft weniger nähern könnte, um für die deutschen Leser noch schöner zu seyn; Sie erwarten, sage ich, durch den Schluß Ihres Briefs *) dazu berechtiget, vermuthlich diese kleine Dissertation, da ich Sie noch dazu meine Zuhörerin genannt und gethan habe, als ob ich fortbiciren wollte; allein Sie irren sich sehr, meine liebe Correspondentin. Anfangs, da ich das Collegium geschlossen hatte und mich geschwind an mein Pult setzte, mag es wohl mein Einfall gewesen seyn, ist aber, da ich schon eine Seite geschrieben habe, ist er es nicht mehr. Endlich bin ich, offenerzig zu reden, nicht der beste Richter, und die Poesie und ihr Verdienst wird mir alle Tage fremder, und warum sage ich nicht, gleichgültiger? Young spricht einmal in einem Briefe (er redet die Autoren an): Um gut zu schreiben, verbrennet die Hälfte eurer Bibliothek, und ich, um gut zu lesen, dürfte mit meinen wenigen Büchern beynah auch so etwas wagen, denn Jahre und Krankheit machen mich sehr eigensinnig in der Lectüre, und in der Kritik vielleicht nicht selten hart und wohl gar ungerecht. Ueberhaupt zu reden lobe ich weit lieber, als daß ich table, und Uzen und Wielanden zu loben, ist Pflicht; aber darum kann uns der eine wohl besser gefallen als der andre, und dieses ohne Nachtheil des guten Geschmacks. Das heißt recht, schreiben um sich zu erholen. Nun weiß ich doch, daß Sie mir die Bequemlichkeit meines Briefs vergeben, den ich fortsetzen würde, wenn nicht mein Bruder diesen Abend seinen funfzigsten Geburtstag beginge und mich zu sich gebeten hätte. Er hat Ihnen immer gedroht, daß er sich noch wegen des Vorwurfs, den Sie

*) („O wie große Lust hätte ich noch, Sie etwas von Uzen und Wieland zu fragen. Aber, leider! es ist kein Platz mehr da.“ S. den in der vorigen Anm. bezeichneten Brief.)

ihm in Ihrem ersten Briefe an mich gemacht, an Ihnen rächen, und Ihnen ich weiß nicht was für Bitterkeiten sagen wollte. Aber Sie haben nicht viel zu fürchten. Er kann wirklich gut schreiben; er ist auch boshaft genug, um satyrisch zu schreiben. Noch letzters sagte er bey Tische zu mir: Lobe er die Briefe seiner Correspondentin wie er will. Wenn ich an sie schreiben wollte, so würde sie sehen, daß man mehr Geschmack und Genie haben muß, an mich, als an ihn zu schreiben. — Das muß ich meinem Bruder nachsagen, daß er seinen eigenen Verdiensten gern Gerechtigkeit widerfahren läßt, auch wohl mehr als Gerechtigkeit.

Noch ein Wort, Mademoiselle! Ich bin zu meiner großen Bewunderung fünf Tage auf dem Lande verreist gewesen, so wenig gern ich auch reise. Einmal rief mich eine meiner besten Correspondentinnen und Freundinnen, die Frau von Zetwig, zu sich auf ihr Landgut, und zwar in der Angelegenheit ihrer beyden Söhne, die sie gern aus dem Hause und nach Leipzig thun wollte. Bey dieser vortrefflichen Dame habe ich im Jahre 57 zur Zeit der Rossbacher Schlacht an einer tödtlichen Pleuresie darnieder gelegen, und sie hat mir Dreyvierteljahre lang tausend Freundschaften und Wohlthaten erwiesen. Von dieser Seite war also die Reise Dankbarkeit. Ferner wollte sich der Herr Sgntor Dole's in Leipzig mit einem Frauenzimmer, die sich oft bey dieser Dame aufhält, und die ich ihm ehedem zur Frau vorgeschlagen, versprechen, und also reiste ich auch von dieser Seite aus Pflicht und Freundschaft. Diese Versprechung ward also in Bonau, so heißt das Gut der Frau von Zetwig, vollzogen, und ich hoffe eine sehr glückliche Ehe. Auch bin ich auf dieser Reise, so sehr ich es von mir und dem Wetter fürchten mußte, doch nicht krank geworden. Für diese Wohlthat danke ich Gott noch jetzt, so wohl als für die, daß ich seit der Messe täglich drei bis vier Stunden meine Arbeit habe verrichten

Können. Leben Sie wohl! O welch ein langer Brief! Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, sagte Balzac einmal von einem langen Briefe, so wäre er gewiß kürzer geworden. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester.

Gellert.

P. S. Schreiben Sie mir immer Ihre aufrichtige Meynung von beiden Dichtern; ich werde es gern lesen. Und wenn Sie sonst von guten Büchern mit mir reden wollen, so thun Sie es ohne Bedenken.

252.

Aus einem Brief von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 17. Nov. 1761.

.....
 Aufrichtig soll ich Ihnen meine Meynung von den Herren Uz und Wieland sagen? — O sehr gern, Herr Professor. Uz hat, so viel ich weiß, eine lebhafte Einbildungskraft, ist schimmernd, reich an Gemälden, abwechselnd, und drückt sich ungezwungen und edel aus. Für die Schriften der Engländer habe ich eine etwas partheyische Neigung, und dieß ist vielleicht Ursach, daß ich Wieland den gern lese. Er hat die Eigenschaft, daß er mein Herz in Bewegung setzt, es erweitert, und meine Wünsche und Hoffnungen auf die erhabensten und besten Gegenstände lenkt. Ich denke, ich würde eben nichts wider ihn einzuwenden haben, wenn er sich nicht öfters so fremder und unnatürlicher Bilder bediente; denn ob man gleich versteht, was er damit anzeigen will, so sind es doch höchst erzwungene und theils lächerliche Ideen, wenn er (nur ein Beyspiel anzuführen) die Seelen gehen, Enien, oder wohl gar grasen läßt. Indessen,

hochzuehrender Herr Professor, kann ich nicht sagen, welcher von beiden mir am besten gefällt. Ich liebe die Vergleichen nicht sonderlich, und ich habe auch immer in den Gedanken gestanden, sie wären sich nicht ähnlich genug, um bequem verglichen zu werden. Was ich aber, liebster Herr Professor, Sie zu fragen, mir die Freiheit genommen hätte, wäre mein letzter Brief nicht schon so lang gewesen, betraf nicht sowohl die Poesie des Einen und die Schreibart des Andern, sondern vielmehr den moralischen Charakter des Herrn U z und seiner Gedichte, und den Grund oder Ungrund des strengen Urtheils, welches Herr Wieland von ihm fällt. — Es sind also freye Stellen in den Liedern des Herrn U z? — Ich habe seine lyrischen Gedichte vor langer Zeit einmal bey meinem Bruder gelesen. So viel weiß ich noch, daß ich damals die Eigenschaften daran fand, die ich eben genannt habe, und daß ich eine Menge sehr schöner Stellen aus ihm behalten, wider welche, wie ich gewiß bin, nicht die geringste Einwendung kann gemacht werden. Eine gute Zeit nachher las ich in Wielands Sympathieen, und noch kürzlich in einigen andern Schriften, auf die ich mich nicht besinne, solche Urtheile von diesem U z, daß ich mich von Herzen schämte, ihn gelesen und, noch mehr, es gestanden zu haben, daß er mir gefiel. Ich halte Wielanden für einen wirklich frommen Mann, der es mit seinem Eifer reblich meint und ich konnte mir nicht einbilden, daß ein solcher Mann einem Andern vor der ganzen Welt so viel Böses nachsagen und alle Leute so ängstlich vor ihm warnen würde, wenn er sich nicht in seinem Gewissen dazu verbunden glaubte. Da betrachtete ich nun U zen im ganzen Ernst als einen bösen, lieberlichen Menschen und, was noch ärger ist, als einen Heuchler, der sich zuweilen unter der edlen Gestalt eines eifrigen Anhängers der Tugend hatte zeigen können; und damals bekam mein Verstand den Vorwurf, daß er das Schlimme nicht unterschieden hätte, welches nicht geschehen seyn mußte,

weil mich Wieland mit seiner Strenge ganz befürtzt machte; zugleich aber machte ich meinem Gedächtnisse ein Compliment, daß es nur sein Gutes behalten hatte. Bald darauf nun fiel mirs ein, daß Zachariä in seinen Tageszeiten, im Mittage, den Namen Uꝛ mit vielen verehrungswürdigen Namen (der Ihrige, Herr Professor, ist auch dabey, wie Sie wissen) und mit Wielanden selbst in eine Classe gesetzt. Nun halte ich Zachariä auch für fromm und tugendhaft (er ist unser Liebling, und meine Schwester wünscht, ich weis nicht warum, vermuthlich weil sie ihm alles Gutes gönnt, daß Sie sein Freund seyn möchten), und ich kann ebenfalls nicht von ihm glauben, daß er sich nicht scheuen sollte, einen Menschen, der ärgerliche und verwerfliche Dinge schreibt und denkt, mit so viel bessern Leuten zu vergleichen. Da wollte ich Sie nun, mein liebster Herr Professor, gehorsamst bitten, mir zu sagen, was man davon zu halten hat. Ist Wieland ungerecht? Ist Uꝛ gottlos und ärgerlich? — Ist Zachariä leichtsinnig und ihm Tugend und Laster gleichgültig? — Oder will man Wielands spotten, wenn man Uꝛ und ihn zusammensetzt und beide lobt? Seltsam ist es doch wirklich, daß man in Schriften, wo Dichter gelobt werden, diese zwey Namen fast öfter als andre neben einander findet, da doch die Personen, die ihn führen, wenigstens Wieland, über die Vergleichung erröthen.

253. (80.)

[An Herrn von Knoch.]

L. d. 2. Dec. 1761.

Ich bin so wenig der Verfasser der moralischen Erzählungen, daß ich sie nicht einmal genau kenne. Also hätte ich

die erste Hälfte Ihres Briefs sehr entscheidend beantwortet. Möchte ich doch auch die andre Hälfte: Was lese ich, und wie soll ich lesen, daß ich weiser und besser werde? — so leicht und zuversichtlich beantworten können! Aber das ist eine schwere Frage; eine Frage, die ich aus Freundschaft Ihnen vor tausend Andern gern beantworten möchte, und die ich vielleicht nicht halb beantworten kann. Dennoch, was quäle ich mich? Sie kennen gewiß die besten Bücher aus der theologischen, moralischen, historischen und physischen Classe; und das sind eigentlich die Bücher, die unsern Verstand und unser Herz vorzüglich bilden und bessern können. Wie man lesen soll, das wissen Sie ja auch ohne mich. Wer die besten Bücher oft und mit viel Aufmerksamkeit liest, wieder liest, in der Absicht liest, sie auf seinen Verstand und sein Herz und sein Leben anzuwenden, sich das Vorzüglichste anmerkt, oft selbst aufschreibt, und sich fleißig daran erinnert; der hat gut gelesen.

Endlich, liebster Freund, braucht man, um weise zu leben, nicht so wohl viel zu lesen, als die Regeln der Weisheit sorgfältig, fortgesetzt und täglich auszuüben. Der Unterricht in der Tugend und alle Beweisgründe von der Vortrefflichkeit derselben geben uns die Kraft und das ernsthafte Bestreben nicht, die Tugend selbst zu erlangen. Sie können uns wohl dahin bringen, einige Versuche im Guten zu wagen, schwache Versuche, die bald mißlingen, und uns sehr sauer werden; aber das wahre Vermögen und der anhaltende Eifer zum Guten ist nirgends als in der Religion enthalten. Wie diese von Gott ist, so ist auch die Kraft, die unser Herz ändert, bessert und tugendhaft macht, ein göttliches Geschenk, das uns durch die sorgfältige und tägliche Betrachtung und Beobachtung der Wahrheiten der Religion und durch Gebet von Gott mitgetheilet, und stufenweise vermehret wird, so daß wir, je mehr wir diese Gabe eifrig üben und anwenden, auch also immer durch unser ganzes Leben an Weisheit,

Erkenntniß und Tugend zunehmen. Wir bleiben indessen unvollkommne Geschöpfe, die täglich fehlen. Aber unsre Tugend soll uns auch nicht gerecht vor Gott machen, unsre Tugend ist nur eine Frucht des Glaubens, der unser Herz reiniget, und unser Gewissen durch den Besiß eines unendlichen Verdienstes und der freyen Gnade Gottes beruhiget. Wer also die Schrift oft mit achtsamer und williger Seele liest, und mit ihr etliche wenige gute Bücher, in denen die Wahrheiten der Religion im Zusammenhange vorgetragen, oder ihre Lehren und Gebote erklärt, und dem Verstande und Herzen überzeugend und eindringend vorgehalten, oder auch andre historische und kritische Kenntnisse beygebracht werden, die zur Einsicht in die Schrift und ihren Inhalt vornehmlich dienen; von dem kann man sagen, daß er genug liest, um immer weiser und besser zu werden. Dieses ist so wahr, daß das mannichfaltige Lesen oft nur eine Zerstreung unsrer erlangten Einsicht wird, so wie das beständige Lesen und die sonst rühmliche Begierde immer noch Ein gutes, noch ein schönes Buch mehr zu lesen, oft nichts als Wollust und Flucht vor einem thätigen Leben ist. Indessen bleibt es immer gewiß, daß die, welche mehr Ruhe und Freyheit von bestimmten Geschäften haben, auch eine Pflicht mehr tragen, ein gutes Buch zu lesen und zu nützen. Dieser guten Bücher, liebster Freund, haben Sie, so viel ich weiß, viel. Gesezt, Sie hätten ihrer nur hundert, und Sie läsen sie drey, vier, fünf und mehrmal: so würde es so viel seyn, als ob Sie ihrer so viel hundert hätten, ja Sie würden mehr Vortheile von Ihrer Lectüre haben, als der gierige Leser, der sie zu ganzen Tausenden liest, und in der Absicht, sich zu bessern, sein Leben verliert. Da Sie aber einmal so viel Vertraun in meinen Rath setzen: so wünschte ich, daß Sie mir ein Verzeichniß Ihrer kleinen oder großen Bibliothek schickten. Auf diese Weise würde ich entweder Ihr Verzeichniß nach meinem Geschmacke ergänzen, oder Ihnen diejenigen Werke vor-

nehmlich empfehlen können, die ich für die besten und brauchbarsten halte. — — Leben Sie wohl.

G.

254.

An Caroline Lucina.

L. d. 16. Dec. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Außerdem, daß U z meistens von Wein und Liebe gesungen, und sich, wenigstens in einigen Gedichten, vielleicht in der neuesten Ausgabe, die Sie noch nicht gesehen, freyer Stellen bedient hat, weiß ich keine Ursache, warum Wieland dessen Charakter so heruntersetzt. Ueberhaupt sollten Gegner einander nicht durch persönliche Vorwürfe anfallen, auch wenn sie die Wahrheit auf ihrer Seite hätten. Der selige Baron Cronget, der aus Anspach gebürtig und U zens Freund war, hat mir von dieses Dichters Aufführung nie etwas Nachtheiliges gesagt. Herr Professor Zacharia ist allerdings mein Freund seit vielen Jahren, und Ihre Igfr. Schwester hat dadurch, daß sie ihn gern liebt, einen Beweis ihres guten Geschmacks für sich. Unter seinen komischen Heldengedichten hat mir der Phaeton immer vorzüglich gefallen. Sie, liebste Mademoiselle, werden aus meiner flüchtigen Art, Ihren letzten Brief zu beantworten, ohne Zweifel schließen, daß ich entweder nicht wohl, oder mit Arbeiten des Berufs überhäuft bin. Beides ist wahr, und dennoch ist es ein geringerer Fehler, flüchtig als gar nicht auf einen so lieben Brief zu antworten. Haben Sie wenigstens Dank für den großen Fleiß, den Sie auf unsre Correspondenz wenden, und setzen Sie ihn, wenn wir leben, zu meinem Vergnügen in dem künftigen Jahre

fort, zu dem ich Ihnen im Voraus tausendfaches Glück wünsche, Ihnen und Ihrem ganzen Hause. Also leben Sie wohl, liebe Freundin, und beschließen Sie das alte Jahr, so wie Sie es durchlebt haben, zufrieden und freudig dankbar. Ich bin zeitlebens mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

255. (90.)

An einen jungen Officier bey der Abreise zu
seinem ersten Feldzuge. *)

1761.

Es ist mir, als ob ich nur halb von Ihnen Abschied genommen hätte, und mich zu beruhigen, muß ichs noch schriftlich thun, und Ihnen die guten Wünsche und Bitten, mit welchen ich Sie auf Ihrer Abreise zur Armee begleite, wiederholen. Wie glücklich wird es Ihnen, liebster Herr von Schönfeld, sowohl im Felde als in Ihrem ganzen Leben gehen, wenn es Ihnen nach meinen Wünschen und nach meiner Hoffnung geht! Vermöge dieser Wünsche werden Ihnen Gesundheit, Muth, Klugheit, Tapferkeit und Ehre auf der Bahn folgen, die Sie von heute an betreten, und auf der Sie durch ein langes Leben, wie ich zu Gott hoffe, Ihrem Vaterlande immer wichtigere Dienste leisten werden. Wenn Sie mich fragen: Wie wird ein Jüngling, wie ich bin, seinen Weg, den gefährlichen Weg des Soldatenstandes, unsträflich wandeln? so kann ich Ihnen getrost antworten: Wenn er sich hält nach Gottes Wort. Es ist wahr, daß die Gottesfurcht allein keinen Soldaten macht, so wie sie keinen Gelehrten und Künstler

*) (Der junge Officier war, wie aus einer handschriftl. Bemerkung Meyers erhellt, ein Herr v. Schönfeld.)

macht. Allein wie sie die Seele des ganzen Lebens und die Anführerin zu allen Pflichten ist, so ist sie es auch besonders zu den Pflichten des Soldatenstandes. Der Soldat, der Gott wahrhaftig fürchtet, wird die Wissenschaft, die sein Stand fordert, sorgfältiger erlernen, fortsetzen und ausüben. Er wird muthiger und gefeilter in Gefahren, geduldiger in Beschwerlichkeiten, folgsamer und gewissenhafter in Ausrichtung der empfangenen Befehle, in Vollziehung der härtern billiger und schonender, und also immer geschickter zu seiner Pflicht, und glücklicher in der Erfüllung derselben seyn. Er wird selbst dadurch mehr Ehre und Liebe bey den Rechtshaffnen, und bey denen, die es nicht sind, erlangen. Eben weil er Religion hat, und Gott überall fürchtet und gegenwärtig sieht, wird er den Müßiggang, die Quelle so vieler bösen Neigungen und so vieler Laster, meiden. Er wird vorsichtiger in dem gesellschaftlichen Leben seyn, und weil er den Umgang mit schlechten Menschen nie ganz fliehen kann: so wird er desto mehr über seine Tugend und sein Herz wachen, und sich durch schlimme Beyspiele nicht verführen lassen. Eben weil er Gott fürchtet, und ein gutes Gewissen höher schätzt, als alles verbotne Vergnügen, wird er auch nicht in die so gewöhnlichen Ausschweifungen der Wollust und des Trunks verfallen, die seine Kräfte verzehren und ihn weichlich, muthlos, und zum täglichen Feinde seiner selbst machen. Er wird natürlicher Weise mehr Gesundheit und Stärke des Körpers und des Geistes genießen, und die tausendfache Last des Kriegs eher tragen können. Ja, liebster S[chönfeld], der Soldat, der Gott fürchtet, darf sich vor nichts fürchten, auch vor dem Tode nicht; denn der Fromme ist auch im Tode getrost, und sein Tod ist der Schritt in eine ganze glückselige Ewigkeit. Ich kenne Ihr gutes Herz, Ihre Liebe für die Religion, den guten Unterricht, den Sie genossen haben, und die lehrreichen Beyspiele Ihres Hauses; alles dieses läßt mich hoffen, daß Sie sicher ein frommer und

vortrefflicher Soldat seyn und bleiben werden. Der Segen Ihrer würdigen Mutter folgt Ihnen, und der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten und hilft ihnen aus. Das Gebet zu Gott müsse Ihr Schild und Ihre Stärke seyn, nicht allein in den Gefahren des Kriegs, sondern in allen Hindernissen der Tugend und in allen Versuchungen des Lasters.

So gehen Sie denn getrost und freudig ins Feld, zur Ehre Gottes, zum Dienste des Vaterlandes und zu Ihrem eignen Glück. Der Herr segne Sie und behüte Sie, und lasse Sie unverletzt am Leibe und Geiste aus dem Feldzuge zurück kommen!

G.

256. (81.)

[An Herrn von Kochow.]

L. d. I. Jan. 1762

So wenig ich auch das Geld liebe: so hat mich doch Ihr Geschenke, eben weil es von Ihnen kam, unerwartet, am letzten Tage des Jahrs und in einer Stunde kam, da ich die genossnen göttlichen Wohlthaten des verflossnen Jahres überdachte und niederschrieb, es hat mich, sage ich, ungemein und bis zu Thränen gerührt. Göddick war der Ueberbringer. Ich las Ihren Brief, gab ihn Göddicken erschrocken und sagte: Lassen Sie mich einen Augenblick allein, ich will sehn, ob ich die Freude der Dankbarkeit nicht auf frischer That empfinden, und meinem Freunde und Wohlthäter mit gerührtem Herzen Gutes von Gott wünschen kann. Ja, liebster Freund, wenn ich auch dieses alles thue, so thue ich nur immer Pflicht, und die natürlichste Pflicht. Sie aber haben mehr gethan. Ihr Brief ist mir eben so viel, ja weit mehr werth, als Ihr ansehnliches Geschenke; und ohne

denselben hätten Sie mich nur halb erfreut, und halb sich verbindlich gemacht.

In der That haben Sie meinen igtigen Charakter und sein Fehlerhaftes genau getroffen. Er ist zum Theil eine Wirkung eines siechen Körpers und schweren Blutes, und ich suche ihn zu bestreiten, das kann ich mit Wahrheit sagen. Allein ob ich ihn genug, aus allen Kräften und zu allen Zeiten bestreite, das will ich nicht sagen. Der Mensch, auch der, der seine Fehler erkennt und gern gut seyn möchte,

Der Mensch bleibt stets ein Kind, das meistens elend wählet,
Den Fehler bald bereut, und gleich drauf wieder fehlet.

Allein da wir einen höhern Beystand haben, so bleibt es stets unsre Pflicht, wider uns selbst zu streiten, und zu hoffen, daß wir siegen werden, wenn auch unsre Siege nicht merklich oder langsam sind. So viel Sie indessen Ursache haben, mich einer finstern Ernsthaftigkeit, die leicht zu dem Schwermüthigen führt, zu beschuldigen, so wenig trifft mich der Vorwurf einer zu großen Gutthätigkeit. Diese dichten Sie mir aus einer zu günstigen Meynung von meinem Herzen und aus großer Liebe, ohne es selbst zu wissen, an. Eine zu leichtsinnige Eilfertigkeit giebt es bey dem Wohlthun, dieser könnte ich mich eher anklagen; aber wie sie oft aus Trägheit und Weichlichkeit entsteht, so kann sie am wenigsten auf die Rechnung einer zu großen Begierde, Andern wohl zu thun, geschrieben werden. Bis auf diesen Punkt ist Ihr ganzer Brief Wahrheit, Beredsamkeit und Liebe für mich. Ich danke Ihnen also für denselben eben so herzlich, als für das Geschenke. Gott lasse es Ihnen, theuerster Freund, und Ihrer würdigen Gemahlinn in diesem Jahre und in einem langen Leben vorzüglich wohl gehen und segne Sie für das Gute, das Sie mir aus Liebe erzeigen. Lebe ich, so will ich ernstlich sorgen, Sie in diesem Jahre, so Gott will, auf Ihrem Landgute

zu sehen, und bey Ihnen gesünder und heittrer zu werden. Möchte mir doch dieses Glück aufbehalten und lebenslang eine Materie der Dankbarkeit und Freude seyn! — — Ich würde Ihnen ein kleines Werk des verstorbenen Kirchmanns, eines Lehrers des Prinzen von Braunschweig, das den Titel führt: Kleine Schriften zur Beförderung der Religion und Tugend, besonders bey der Erziehung junger Standespersonen ꝛ. und vom Herrn Professor Gärtner vorige Oftermesse herausgegeben worden, mit diesem Briefe als ein Gegengeschenke, ob es gleich nur acht Groschen kostet, zuschicken, wenn es ist in den Buchläden zu haben wäre. Es verdient, daß Sie es lesen und jungen Freunden empfehlen. Auch das Leben des Braunschweigischen Prinzen, Albrecht Heinrichs, von Jerusalem beschrieben, ist vortreflich, voller Beredsamkeit und Unterricht. Leben Sie wohl mit Ihrer theuersten Gattinn.

S.

257.

An Caroline Lucius.

E. d. 13. Febr. 1762.

Liebste Freundin!

In der That habe ich ein großes Vergnügen eingebüßt, daß ich die Reise nach Dresden mit meinem Bruder nicht habe thun, und also auch nicht die Person habe kennen lernen, die mir durch ihre Briefe so viel Freude und ihrem Verstande und Herzen in meinen Augen durch dieselben so viel Ehre macht, die mir so viel wahre Hochachtung bezeugt, und die mich gewiß eben so gern würde gesehen haben, als ich sie hätte sehen und sprechen mögen. Mein Bruder, liebste Mademoiselle, hat mir freylich diesen Ver-

lust durch seine Erzählungen von Ihnen und Ihrem guten Charakter zu ersetzen gesucht; aber alle Geschichte, wenn sie auch noch so gut gesagt wird, läßt unsrer Wißbegierde immer noch viele Fragen übrig, die nicht jeder Zeuge beantworten kann. Genug, er ist Ihr und Ihrer Igfr. Schwester Lobredner, und spricht von Ihrem ganzen Hause so, wie man spricht, wenn man mit Vergnügen und Hochachtung von Abwesenden redet. Herr Krebel ist sein Nachfolger und oft sein Vorgänger.

Alles dieses würde ich Ihnen schon vor einigen Wochen gesagt haben; aber ich war zu krank, es Ihnen gern zu sagen, und hoffte immer auf eine heitere und willige Stunde. Ich kann nicht sagen, daß ich sie eben jetzt hätte; aber ich habe doch so viel Gewalt über mich, den Fehler zu empfinden, den ich begehen würde, wenn ich meiner besten Correspondentin noch länger auf zween Briefe nicht wenigstens etliche Zeilen antwortete. Der ganze erste Monat des Jahres ist ohne Brief an Sie verstrichen, und schon auch die Hälfte des zweyten; das geht wohl zu weit. Vielleicht verbessere ich diesen Fehler in der Folge, wenn ich weniger Versuchung habe, sie zu begehen. Ob ich jetzt gesünder bin, als lezt hin? Das kann ich wohl nicht ganz mit Wahrheit sagen, gute Mademoiselle; aber ich danke Gott, daß meine Beschwerden erträglich sind, und mich ermuntern helfen, immer besser zu leben und zu sterben. Daß Sie mir tausend Gutes wünschen und herzlich für mein Glück beten, das weiß ich gewiß, und danke Ihnen dafür zeitlebens mit der Liebe eines Freundes und Bruders.

Gellert.

Caroline Lucius an Sellert.

Dresden, d. 22. Febr. 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Nun habe ich den Herrn Bruder erst recht lieb, oder, wenn es besser gesagt ist, nun liebe ich ihn noch einmal so stark als zuvor, weil er Ihnen so viel Gutes von mir sagt, und überhaupt so gütig von uns urtheilt. Ich bin doch recht glücklich ihm gefallen zu haben, und ich freue mich darüber: nicht aus Eitelkeit; gewiß nicht! aber ich denke, ich müsse mich über die günstige Meynung aller Leute freuen; die Ihnen wieder sagen können, was sie Gutes von mir denken. Herr Krebel — ich bin vergnügt über ihn — kann wohl nur wenig von mir wissen; er hat mich nur ein paar Stunden gesehen; aber desto gütiger ist es von ihm, daß er vortheilhaft von mir spricht. Er hat meine Dankbarkeit und meine guten Wünsche dafür.

Aber, liebster Herr Professor, wenn der Herr Bruder mich einmal tabelt — (und sollte er das noch nicht gethan haben?) — oder Sie selbst etwas von mir entdecken, das Ihren Beyfall nicht hat, das Ihrer Gütigkeit gegen mich nicht Ehre macht, und dem Charakter einer Person, die Sie Ihre Freundin nennen, nicht gemäß seyn kann: dann, versprechen Sie mirs, daß Sie mich erinnern wollen. Ich habe bisweilen, es ist wahr, wunderliche Einfälle, die eben nicht alle Leute haben können. Hier ist vielleicht einer davon. Es kömmt mir manchmal vor, als ob mich verlangte zu wissen, auf welche Art Sie mir einen Beweis geben würden, und was ich dabey empfinden würde. Ich denke, ich würde stolz darauf seyn. Es müßte mich zwar demüthigen wegen meines Fehlers, aber auch erheben wegen des Antheils, den Sie an mir zu nehmen bezeugten, dadurch, daß Sie die

Sorgfalt, mich gut zu behalten, und die Mühe, mich besser und vollkommner zu machen, für Sie nicht zu gering hielten. — Sie sind lauter Güte und Sanftmuth. Ihre Verweise müssen die Verweise der Liebe, und väterliche Erinnerungen, Ihre Erinnerungen seyn. — Brüderliche Erinnerungen habe ich vielleicht sagen sollen. Sie, bester Herr Professor, haben sich — so außerordentlich gütig! — den brüderlichen Character beygelegt — ich verehere und liebe diese Güte — aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es wohl auch nicht?) mit der Liebe lieben, mit der man einen Bruder liebet. Meine Liebe ist eine ehrfurchtsvollere, gehorsamere, dankbarere Liebe; eine Liebe, die, so freywillig, so selbstgewählt (ich fürchte, ich brücte mich schlecht und unverständlich aus, und Sie werden mich nicht verstehen können) sie auch ist: dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben, bey sich hat, als die Liebe gegen Brüder, ob sie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt, und ein uneingeschränktes Vertrauen nicht ausschließt.

Wie oft nenne ich nicht in Gedanken ein Unglück, oder doch einen unangenehmen Umstand meines Lebens, daß ich nicht an dem Orte seyn kann, wo Sie leben? Wie sehr gern wollte ich gehalten seyn, Ihnen von allen meinen Gedanken Rechenschaft zu geben, Sie zum Richter über alle meine Handlungen zu machen! Wie wollte ich Sie um vielerley fragen, und mit begieriger Aufmerksamkeit den weisen Unterricht von Ihren Lippen hören! Ihre liebevollen Lehren und die stillschweigende Vorschrift Ihres Beyfalls würden mich noch mehr unterweisen, wie ich Ihres Beyfalls würdiger werden könnte; es würde mir noch leichter werden, und ich könnte etwa Gelegenheiten finden, Ihre Gewogenheit besser zu verdienen, und vielleicht würden Sie dann noch mehr mein Freund seyn, als Sie ißt sind. Sie würden (ja, lieber Herr Professor, ich weiß es, ich weiß es, daß ich lau-

ter vergebliche Dinge rede; aber lassen Sie mich sie nur austreden; es läßt sich so hübsch denken, was da alles geschehn würde, und ich schreibe Ihnen so gern, was ich gern denke) — Sie würden, sage ich, sehn, daß, ob ich wohl Ihre Gütigkeiten unter allen, denen Sie welche erweisen, am wenigsten verdienen mag, ich doch gewiß zu denen gehöre, die am meisten geschickt sind, sie zu verstehn und zu empfinden. Keines von Ihren Worten geht bey mir verloren; ich zergliedre so zu reden Ihre Gedanken. Ich fühle das Große, das Christliche, das Rührende, die Herablassung, die Güte — zum Beispiel: ich empfinde es ganz wie gütig es von Ihnen ist, daß Sie nachrechnen, wie viel Zeit ohne Brief an mich verstrichen; ja, noch mehr — o mein liebster Herr Professor, wie sehr beschämen Sie mich! wie wenig verdiene ich! — daß Sie sogar Sich einigermaßen zwingen, und die heitere und willige Stunde nicht erwarten, auf die Sie hofften. O daß doch alle Ihre Stunden heiter wären! Nur Ihrentwegen wünsche ich; denn der Brief, der liebe, schöne, in einer unwilligen umwölkten Stunde geschriebene Brief, hat so wenig Unwilliges und Düsteres an sich, daß ich mein ganzes Leben durch, lauter solche Briefe lesen, und demjenigen, der sie mit geschrieben, aufs freudigste und eifrigste dafür danken wollte.

Endlich, hochzuehrender Herr Professor, wenn Sie etwa dem Herrn Bruder die Mühe machen sollten, mein Geschwäg zu lesen, so erlauben Sie gütigst, daß ich hier, ehe ich schliesse, die Gelegenheit ergreife, Demselben meine Ehrerbietung und größte Dankbarkeit für die besondre Gewogenheit zu bezeugen, aus welcher er mich mit seiner guten Meynung beehret, und meinen besten Herrn Professor in der Seinigen bestätigt hat. Erhalten Sie mir dieselbe, gütiger Herr Ober-Post-Commissarius: ich werde mich bestreben, sie zu verdienen.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Meine Eltern

empfehlen sich Ihnen und dem Herrn Bruder gehorsamst. Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

259.

An Caroline Lucius.

L. d. 25. Febr. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Es ist vielleicht eben so gut, daß Sie nicht mit mir an Einem Orte zugleich wohnen. Ich würde gewiß verlieren, nicht weil ich das gar nicht bin, wofür Sie mich aus gutem Herzen halten, sondern weil Sie mich in der Ferne für viel besser halten, als ich bin, und sich das von mir denken, was man sich gern an Personen denkt, die man hochhält. Und Sie, meine Correspondentin, würden wenigstens von dem lebhaften Einbrücke etwas verlieren, den meine Briefe und Schriften ist auf Ihren Charakter machen. Gehn Sie nur den Weg, auf dem Sie so glücklich fortgerückt sind, immer freudig fort. Es ist der Weg des stillen Verdienstes, der zur Zufriedenheit führt, und Sie zu einem der besten, nützlichsten und liebenswürdigsten Frauenzimmer machen wird, das unser Vaterland noch gesehen hat. Haben Sie ja die Beispiele nicht immer in der Nähe, die sich Ihr edler Eifer wünscht; nun wohl gut:

Wenn ungewiß bey meiner Pflicht ich wankte,
So stärkt mich oft der mächtige Gedanke:

Gellert V.

30

Was thät dein Freund bey dieser Pflicht?
 Verfahre so, als wär er selbst zugegen!
 So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen,
 Und der erst wankte, wankt ist nicht.

Sie fürchten sich immer vor Ihren Fehlern; ich auch, mein gutes Kind. Aber mir fällt bey solchen Gelegenheiten auch immer der Gedanke eines sehr frommen Mannes ein: „Vor meinen Fehlern, sagte er, fürchte ich mich nicht sehr, diese machen mich behutsam und demüthig; aber vor meinen Tugenden fürchte ich mich weit mehr, diese machen mich leicht stolz.“

Ich weiß, daß Sie auch an meinen kleinen Angelegenheiten Theil nehmen, darum will ich Ihnen hier ein Paar Briefe beylegen, die Sie nicht ungern lesen werden. Der eine, von meinem Bruder, dem Bergrathe in Freyberg, wird Ihnen sagen, daß ich eine neue Ursache hätte, nach Dresden zu reisen. Ob ich reisen werde! Ich zweifle sehr daran, und eben wegen dieses neuen Beweggrundes mehr als jemals. Der Hof und die Studierstube sind gar zu verschiedene Derter. Der Brief des österreichischen Hauptmanns wird Ihnen wegen seiner treuherzigen Schreibart und der Achtung für meine Schriften und meine Vaterstadt gefallen. Leben Sie wohl, liebste Mademoiselle, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester von mir auf das Beste. Ist erinnere ich mich auch, daß ich Ihr Präsent noch nicht trage. Das ist freylich nicht sehr galant; aber ich will mirs zu den Feyertagen gewiß lassen zurechte machen, und Ihnen alsdenn noch einmal dafür danken.

Gellert.

Warum frankiren Sie Ihre Briefe an mich? Das ist nicht recht.

Caroline Lucina an Sellert.

Dresden, d. 5. März 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Es ist freylich sehr gut, daß wir uns die Abwesenheit unsrer Freunde einigermaßen dadurch ersetzen können, daß wir sie zu unserm zweyten Gewissen machen, wie Grandison seinen Bartlett nennt. Ich denke, ich will es auch thun; aber, liebster Herr Professor, Sie müssen mich dessenungeachtet manchmal darüber murren lassen, daß Sie so weit von mir sind. Ich habe zuweilen meine Freude daran, so wie ich mich zu einer andern Zeit vergnüge, daß Jemand ist, den ich nicht von Person kenne, dem ich nicht bekannt bin, und der dennoch mein Freund ist, und wohl mehr mein Freund ist, als alle die andern, die ich mehr kenne. Sie haben wohl auf gewisse Art recht; allein wenn es auch zehnmal eben so gut wäre, daß ich hier in Dresden sitze, und Sie dort in Leipzig, dreyzehn Meilen von mir entfernt sind, so können Sie es doch von mir nicht verlangen, daß ichs Ihnen nachsagen soll. Ich habe es alles überlegt: ich, und nur ich allein, könnte etwas dabey verlieren; aber was heißt das? ich allein würde auch viel dabey gewinnen; daran denke ich immer, und niemals an das, was ich verlieren könnte.

Aber ist es nicht erbärmlich, daß wir uns auch vor unsern Tugenden fürchten sollen? Ich hätte wohl Lust, Ihnen meine Gedanken davon zu sagen, wenn ichs wagen dürfte. Und warum sollte ichs nicht? Wenn ich sie einmal denke, und wenn ich sie Ihnen gesagt hätte, wie ich gewiß ohne Bedenken würde gethan haben: warum sollte ich mich fürchten, sie Ihnen zu schreiben? Ich will nur allemal thun, als wenn ich mit Ihnen redete. Werden Sie nur nicht unwillig auf mich, gütiger Herr

Professor, ich muß eine Frage aufwerfen: Ist nicht schon Stolz dabey, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr bewußt seyn, daß ich sehr fromm und besser, als andere, bin? Denn gemeinlich, sagt man, entsteht unser Stolz aus der Vergleichung, die wir zwischen uns und andern anstellen, weil wir nur vergleichungsweise gut sind. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, mir gefällt die Furcht vor den Fehlern besser. Sie scheint mir natürlicher und auch demüthiger zu seyn, und vielleicht ist Demuth und Behutsamkeit eben sowohl eine Folge von der Furcht vor unsern Fehlern, als von den Fehlern selbst.

Wiel, vielmal danke ich Ihnen, hochzuehrender Herr Professor, für das Vergnügen, so Sie mir durch die gütige Mittheilung der beyliegenden zwei Briefe verschafft haben. Indessen bin ich mit des Herrn Bruders seinem nicht halb zufrieden. O wenn der Herr Bergrath mein Herr Bruder wäre, er hätte mir das Alles viel umständlicher und weitläufiger beschreiben müssen, wenn er mir hätte genug thun wollen. Zudem hat er Sie auch gar nicht gebeten, er hat Ihnen gar nicht ein Bißchen zugeredet, daß Sie doch der Churprinzessin den Gefallen erweisen möchten. — Wollen Sie es denn wirklich nicht thun? O gewiß Sie thun es! — „Hof und Studirstube“ — Was will das sagen? das ist einerley. Sie kennen doch die Churprinzessin schon sonst? — Sie soll eine so gute Dame seyn. Alle Welt ist hier voll von ihrem Lobe. Sie spricht mit allen Leuten so gutherzig — recht vertraulich. Ich bilde mir ein, sie werde eben so erfreut über Sie seyn, als es Ihre Frau Schwester über den Hauptmann gewesen seyn wird. Ihr Hof, spricht man, ist gar nicht wie andre Höfe. Freylich ist er deswegen keine Studirstube; das will ich damit nicht sagen. Aber es sind sonst in Dresden Stübchen, in denen man schon so viel studiren kann, als sich studiren läßt, wenn man nicht zu Hause vor seinen

Bücherschränken und Schreibepulten figt. In Gasthöfen aber, das glauben Sie mir, liebster Herr Professor, giebt's keine solche stillen Stübchen; allein ich will mir die Freiheit nehmen, Ihnen eine Adresse zu geben. Auf der breiten Gasse (es ist die stillste, einsamste Gasse in der ganzen Stadt) im Wiedemannischen Hause (es wohnen lauter stille, eingezogene Leute in dem Hause, und der Wirth ist siebenzig Jahr, ein Mann, den wir sehr lieb haben) drey Treppen hoch, da würden Sie recht ruhig und stille seyn können. Es sieht Sie niemand, und Sie sehen auch niemanden, wenn Sie nicht wollen. Es wohnt niemand gegenüber, als ein Mann, — der stört Sie nicht, — der sieht nur, wenn er je ans Fenster kömmt, durch ein Sechrohr nach dem Himmel *); und es wäre überhaupt aus vielerley Ursachen, die ich jetzt nicht anführen will, sehr hübsch, wenn Sie da Ihre Wohnung zu nehmen belieben wollten.

Der Brief des Hauptmanns gefällt mir sehr wohl, und gewiß besser, als er allen andern Leuten gefallen kann. Warum? Das werden Sie sehr leicht errathen. Es ist bey allem dem ein großes Glück für Sie, bester Herr Professor, daß nicht die ganze halbe Welt, von der Sie, wie der Hauptmann mit Recht sagt, verehrt werden, aus lauter solchen Leuten besteht, wie der Hauptmann und noch jemand, denn ich nicht gern nennen will, und daß es vielleicht noch viel kleine Organisten darinnen giebt. Ich ärgere mich über mich selbst (ich will es nur gestehen, daß ich von mir selbst rede), daß der Hauptmann mehr Blödigkeit hatte, als ich, und daß ich mich keines Augenblicks erinnern kann, in welchem die Geschichte vom Kleinen Organisten auf mich paßt.

D ich bitte Sie um alles, liebster Herr Professor, danken Sie

*) Anspielung auf den in diesen Briefen oft vorkommenden Herrn Seis, der sich in Nebenstunden, doch bloß als Dilettant, mit Astronomie beschäftigte. Ebert.

mir nicht noch einmal für mein Präsent, wie Sie es nennen. Ich würde es Ihnen nicht abschreiben können.

Von meinen Eltern und meiner Schwester viel und große und gehorsamste Empfehlungen. Und von mir nehmen Sie mit Ihrer gewöhnlichen Gütigkeit die Versicherung, daß ich mit unveränderlicher Ehrerbietung lebenslang bin

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

261. (92.)

b. 22. März 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der allgemeine Ruhm, den Sie erlangt haben, in der That das menschenfreundliche Herz zu besigen, das man aus allen Ihren Schriften so deutlich hervorleuchten sieht, macht mich so kühn, ob ich Ihnen wohl gänzlich unbekannt bin, dennoch an Sie zu schreiben; ja ich bin so sehr von dem Ihnen eignen edelmüthigen Bestreben, Ihre Nebenmenschen zu belehren und zu bessern, überzeugt, daß ich dieses gütige und großmüthige Herz, welches ich an Ihnen verehere, zu beleidigen glauben würde, wenn ich mich wegen meines Unterfangens sehr entschuldigte, zumal wenn Sie gesehen haben werden, daß es nichts Geringers betrifft, als die Beruhigung meines Herzens. Ich gestehe aber offenherzig, daß ich sehr verlegen bin, Ihnen mein Anliegen auf eine deutliche Weise, und in der gehörigen Ordnung der Gedanken, vorzutragen; doch mein Vertrauen auf Ihre gütige Rücksicht läßt mich hoffen, daß Sie mir alle Fehler dieser Art ver-

zeigen werden. Um Ihnen die Zweifel zu entdecken, die mich über mein Herz und meinen Charakter beunruhigen, sollte ich Ihnen zuvörderst Beides genau abschildern; ich will es versuchen.

Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleidens und der Empfindlichkeit anzunehmen, dabey aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart ist biegsam, nachgebend, ich verehere und schätze Verdienste, wo ich sie auch finde. Das Lesen guter und nützlicher Bücher ist mein liebster und angenehmster Zeitvertreib, und ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last seyn. Eine rührende Stelle, große und edle Empfindungen, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter hat mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührende Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann, und belehren mich das durch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und Temperaments. Ich stelle mir die Gefahren und die Schwachheiten, denen ein solcher Charakter unterworfen seyn muß, ohne sie zu kennen, so lebhaft vor, daß ich davor erzittere. Die Ursache dieser beunruhigenden Vorstellungen ist wohl hauptsächlich diese: Ich bin von Kindheit auf in der größten Einsamkeit erzogen worden. Meine Aeltern habe ich frühzeitig verloren, und die Verwandten, bey denen ich mich seitdem befinde, lieben mich zwar herzlich, und besitzen selbst viel liebenswürdige Eigenschaften, halten aber doch, ich weiß nicht, ob aus Vorurtheilen oder Stärke des Geistes, eine zärtliche Freundschaft und edle Empfindungen für romanhaft, eine vergoßne Thräne über die leidende Jugend einer Clarissa, oder über die rührende

Geschichte der frommen Clementine, für kraßbar, und überhaupt ein empfindliches Herz für gefährlich. Ich weiß dieses zum Theil nur aus allgemeinen Gesprächen; denn ich hätte mich so viel als möglich, bey der Kenntniß, die ich von ihrer Denkart habe, ihnen meinen wahren Charakter sehen zu lassen. Wie unangenehm mir aber unter einem solchen steten Zwange das Leben fällt, werden Sie, theuerster Herr Professor, selbst am besten schließen können. Und dieses ist dennoch die Lebensart, die ich nun schon so lange führe, als ich angefangen habe, vernünftig zu denken, ohne ein freundschaftliches Herz um mich zu haben, mit dem ich meine Empfindungen theilen könnte. Meine liebste Freundinn hat der Tod schon vor einigen Jahren in eine bessere Welt versetzt, und eine andere ist seit ihrer Verheirathung kältsinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundschaft bestehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdische Glückseligkeit in die Freundschaft gesetzt habe: so werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine solche für mich möglich sey, auch nicht bey Veränderung meines Standes; ja ich sehe alle die Unruhen, die Beängstigungen voraus, denen mein allzuempfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgesetzt seyn würde. Dieses alles zusammen (ich muß es zu meiner äußersten Beschämung gestehen) macht mir das Leben so verhasst, daß mich nichts so sehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bey einer so dauerhaften Natur, als ich besitze, ein langes Leben bestimmt haben möchte. Ich weiß, wie sehr ich mich dadurch an dem gütigen Gott durch Undankbarkeit verfühle; allein ich kann mir doch auch nicht vorstellen, daß eben dieser liebevolle Gott, der den Trieb, unsern Zustand immer vollkommner zu machen, in unser Herz gelegt hat, sich dadurch beleidigt finden sollte, wenn man sich wünschet, je eher je lieber dieses Standes der Unvollkommenheit entleibigt und ewig glücklich zu werden. Nun, hochzuehrender Herr

Professor, habe ich Ihnen so gut als es mir hat gelingen wollen, mein ganzes Herz mit allen seinen Fehlern und Schwachheiten entdeckt. — Aber aus eben dieser Ursache kann ich mich nicht überwinden, dem Namen nach von Ihnen gekannt zu seyn. Entschuldigen Sie daher meine Freyheit, daß ich Ihnen denselben verschweige. Demungeachtet verspreche ich mir von Ihrer Gütigkeit, daß Sie mir aus Mitleiden und Menschenliebe antworten, und mich belehren werden, welches die Gefahren sind, vor denen ich mich am meisten zu hüten habe, und ob ich mich in meinen Begriffen von der Freundschaft und wahren Glückseligkeit getrrret. Ich weiß wohl, daß ich mir alles dieses aus Ihren und anderer vortrefflichen Männer Schriften selbst beantworten könnte; allein, ein unmittelbarer Unterricht macht doch jederzeit einen stärkern Eindruck, und in öffentlichen Schriften findet man doch immer viele Abweichungen der allgemeinen Charaktere gegen den seinigen ins besondere, und zu dem, wofern ich sie nicht gänzlich unrecht verstehe, so bestärken mich alle diese theuern Männer nur noch mehr in meiner Meynung. Um aber Ihre Gütigkeit nicht allzusehr zu mißbrauchen, will ich Sie nur noch um Verzeihung aller meiner Fehler und Freyheiten ersuchen. Haben Sie nur die Güte und bestimmen dem Boten, in wie vielen Tagen oder Wochen, nach Ihrer eigenen Bequemlichkeit, er wieder bey Ihnen nach der Antwort fragen soll. Sie mögen nun aber meine Bitte statt finden lassen, oder nicht, so bin ich doch nicht weniger mit aller ersinnlichen Hochachtung

Ihre

ganz ergebenste Dienerinn,
und beständige Verehrerinn

** von **

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

L. d. 22. März 1762.

Gnädiges Fräulein!

So viel ich urtheilen kann, entspringt Ihre Traurigkeit, über die Sie klagen, theils aus Ihrem guten und empfindlichen Herzen, theils aus der Einsamkeit, in der Sie von Jugend auf leben, und theils aus den Büchern, die Sie lieben, und so gern und oft lesen. Eine Traurigkeit von dieser Art erschreckt mich nicht, und darf Sie auch nicht erschrecken; allein so gut sie in Ansehung ihres Ursprungs ist, so kann sie doch durch die Länge der Zeit sehr beschwerliche Folgen für Sie haben. Arbeiten Sie ihr also entgegen, theuerstes Fräulein, und halten Sie es für Ihre größte Pflicht, und für den herrlichsten Sieg, diese Feindinn Ihrer Ruhe zu überwinden, es koste auch was es wolle. Erinnern Sie sich daher täglich, und besonders mit dem Anfange des Tages, an die so wohlthätige Pflicht der Zufriedenheit und der Ergebung in den göttlichen Willen. Sagen Sie zu sich selbst: „Warum bist du traurig oder unruhig? „Deine Religion, die dir Gott gegeben hat, befiehlt dir die „Freude, und ist dir zur Ruhe der Seele gegeben. Alles also, „was dich bey deiner Jugend zur Traurigkeit und Schwermuth „führen will, muß dir nothwendig verdächtig seyn. Sey nicht „traurig — du sündigest an dir selbst — du versündigest dich an „der Tugend und Frömmigkeit, weil Andere aus deinem Bep- „spiele schließen werden, daß sie das Herz traurig und nieder- „geschlagen mache — du versündigest dich an dem Herrn deines „Lebens; denn Unzufriedenheit ist eine Art des Undanks, den „wir begehen, ohne daß wirs wissen und wollen. Denke doch „an das Gute, das du vor so vielen Andern genießest, — an

„das blühende Leben deiner Jugend, an deine Gesundheit, an
 „den Schlaf, der dich erquicket, an die Bequemlichkeit deiner
 „Umstände, an die wohlzubereitete Mahlzeit, die täglich auf
 „dich wartet, an das Glück, den Verlust liebenswürdiger Nel-
 „tern durch liebenswürdige Verwandten ersetzt zu haben. —
 „Denke an die Güter deiner Seele, an deinen fähigen Verstand,
 „an dein fühlbares Herz, an die Glückseligkeit eines ruhigen
 „Gewissens, die mehr ist, als das Leben selbst; und endlich
 „denke immerdar an den liebevollen Geber aller dieser Güter und
 „Vorzüge, und daran, daß noch eine ganze Ewigkeit zu deiner
 „immerwährenden Freude auf dich, nach seiner unendlichen
 „Gnade, wartet. Ist es möglich, daß dir das Leben eine Last
 „seyn kann, wenn du alles dieses überlegst?

„Zerstreue also deine finstern Gedanken, und unterdrücke deine
 „schweremüthigen Empfindungen. — Du findest die Freundin
 „oder den Freund nicht, wie du ihn wünschest. Aber suchest du
 „nicht vielleicht eine vollkommne Freundschaft, die nur
 „in Gedanken möglich ist; die in dem Buche zwar durch Nach-
 „ahmung, aber darum nicht zur völligen Erreichung so schön
 „abgebildet wird? Duldet Gott die schwachen Menschen, so
 „dulde auch den unvollkommnern Freund, und wenn du besser
 „bist, als Andre, so trage und verbessere die Fehler der andern,
 „die du zu deinem Glücke nicht hast. — Die Glückseligkeit in
 „diesem Leben besteht nicht darinne, daß alle deine erlaubten und
 „guten Wünsche erfüllt werden müssen, sondern darinne, daß
 „du dich bemühest, so gut, so weise, so nützlich, so ruhig zu
 „werden, als du nach der Vernunft und der Offenbarung wer-
 „den sollst. — Sey geduldig; diese Tugend sollst du eben zu
 „deinem Glücke hier auf Erden lernen und üben. — Sey getrost;
 „Gott wacht über die Schicksale derer, die auf ihn vertrauen,
 „besonders. — Sey froh in dir, denn Gott giebt uns mehr
 „Gutes, als wir in Ewigkeit ihm danken können.“

Aber diese Betrachtungen, gnädiges Fräulein, bringen nicht allezeit gleich stark in uns ein; sie weichen auch bald wieder aus unsrer Seele, wenn wir schon einen Hang zur Traurigkeit haben. Entfernen Sie also alles das, was die Traurigkeit nährt und unterhält.

Mein erster Rath ist: Lesen Sie weniger. Ihre Clarissa und Ihr Grandison sind vortreffliche Bücher, aber Ihrem Herzen schmeinen sie nachtheilig zu seyn. Nehmen Sie also künftig lieber bloß historische, bloß moralische, physikalische Bücher zur Hand.

Zweytens: Meiden Sie die Einsamkeit, so viel Sie können, wenn es Ihnen gleich sauer wird. Machen Sie sich kleine nützliche Geschäfte, die sich für Ihren Stand und Ihr Geschlecht schicken. Haben Sie keine bestimmte Arbeit, so arbeiten Sie zum Besten der Armen, was Ihrem Charakter am anständigsten seyn mag. Die Kenntniß und Beforgung des Hauswesens ist eine rühmliche Pflicht des schönen Geschlechts; und das Haus weislich regieren helfen, ist besser, als die schönsten Bücher lesen, und keine häuslichen Pflichten besorgen. Die Bewegung und Veränderung, zumal im Freyen, ist nicht bloß Arzney für den Körper, sie heitert auch unser Gemüthe auf.

Drittens rathe ich Ihnen: Lassen Sie sich ja nicht die Furcht, unglücklich zu wählen, einen Eckel vor der Ehe überhaupt erwecken. Die Gefahr dieses Standes ist groß, gnädiges Fräulein; aber es giebt doch noch gute und liebenswürdige Männer, wenn es gleich keinen Grandison giebt; und endlich wer hat diesen Stand eingesezet? Lesen Sie ja, wenn ich bitten darf, was die Frau von Beaumont in dem Magazine für erwachsene Frauenzimmer von diesem Artikel sagt. Sie verdient in dem gegenwärtigen Falle mehr Glauben, als das, was Männer darüber sagen können. Sollte für eine liebenswürdige und edelgesinnte Person Ihres Geschlechts

nicht auch ein liebenswürdiger und edelgefinnter Mann vorhanden seyn? Und wenn er noch nicht genug wäre, kann er nicht durch die Hülfe einer tugendhaften Liebe noch mehr werden? Fassen Sie also Ruth, gnädiges Fräulein! Die Religion und Ihre eigne vortreffliche Einsicht, von der mir Ihr Brief ein Beweis ist, werden Ihnen genug Mittel wider die Traurigkeit darbieten. Gebrauchen Sie dieselben täglich, und Sie werden täglich ruhiger und zufriedner werden. Gott gebe Ihnen dieses Glück! Und von wem sollen wir das größte Gut des Lebens, Zufriedenheit und Ruhe der Seelen, mehr hoffen und bitten, als von dem Gott alles Trostes und dem Vater der Barmherzigkeit, der die Menschen so unendlich liebt? Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung

G.

R. G. — Noch ein Wort, gnädiges und theuerstes Fräulein! Auf der letzten Seite Ihres mir so schätzbaren Briefs steht eine Stelle, die mich beunruhiget. „Ich kann mir doch auch nicht vorstellen, sagen Sie, daß der liebevolle Gott sich dadurch „beleidigt finden sollte, wenn man sich wünschet, je eher, je lieber, dieses Standes der Unvollkommenheit entledigt und ewig „glücklich zu werden.“ Wenn Sie dazu die Einschränkung setzen: wofern es ihm und seinen heiligen Absichten gefallen sollte — so ist dieser Wunsch des Todes ein christlich edler, hoher und seliger Gedanke. Außerdem erfordert es unser Gehorsam und die Liebe gegen Gott, daß wir es uns auf dieser Erde, auch unter den Widerwärtigkeiten, Leiden und Schwachheiten dieses Lebens, so lange gefallen lassen, als er, der Herr unserer Lage, der Herr über Leben und Tod, uns nicht selbst abrufft. Diese Stimme: Kommt wieder Menschenkinder! sollen wir mit einer heiligen Gelassenheit und täglichen Bereitschaft erwarten. „— Eins (sagt du Moulin in seinem Buche von

dem Frieden der Seele) „eins soll uns Anlaß geben, die Welt mit guten Augen anzusehen, weil nämlich die Erde der Ort unsers Aufenthalts ist, ehe wir in den Himmel eingehen, und weil alles, was uns auf diesem Wege begegnet, uns dahin zu treiben dienet. Alle Geschöpfe, die durch die Sünde nicht verderbt sind, leiten uns zu Gott; und es ist keines unter ihnen so böse, das uns nicht Anlaß gebe, unsre Gedanken zu ihm zu erheben. Allen denen, die ihn lieben, lachet die Natur freundlich zu; Gottes Wohlthaten und Güter umgeben uns, sein Gesetz unterweiset uns, und seine Verheißungen trösten uns. Er leitet uns mit seinem Geiste, und bedeckt uns durch seine Vorsehung. Er zeigt uns den aufgesteckten Preis am Ende des Schrankens. Durch diese Mittel fällt uns die Welt so verdrießlich nicht. — Und wenn wir mit einem wohlbedachten Urtheil dasjenige, was gut und böse in ihr ist, erwägen: so nehmen wir wahr, daß wir es besser darinne haben, als Andre, und daß das Leben nicht allzuböse sey, weil es der Weg ist, der uns zu Gott führet.“

Wollen Sie ferner an mich schreiben, gnädiges Fräulein, so wird es meine große Pflicht seyn, Ihnen zu rathen und zu dienen, so viel ich kann und weis. Sie können Ihren Namen auch künftig verschweigen, damit Sie unbesorgter schreiben.

363.

An Caroline Lucius.

L. d. 29. März 1762.

Liebste Mademoiselle!

Der fromme Mann mit seiner Tugendfurcht hat also, wie Sie meynen, nicht sogar Recht; und ich fürchte, er hat sehr

Recht. — „Ist nicht schon Stolz dabey,“ spricht Ihr Brief, „wenn ich mich fürchte: meine Tugenden möchten mich stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr bewußt seyn, daß ich sehr fromm und soviel besser, als andere, bin?“ — — Warum sollte das schon Stolz seyn, gute Correspondentin, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Es ist in einem guten Herzen, was es ist; eine Besorgniß, die sich auf gar zu gute Erfahrungen gründet: auf die Gewißheit, daß wir uns bey unsern Tugenden gern zu sehr gefallen, und unsern Kräften zu viel zutrauen. Wir sollen uns also freylich nicht sowohl vor unsern Tugenden, als vor der Eigenliebe und dem Stolze fürchten, die unsre Tugenden überall begleiten, und von ihnen Gelegenheit nehmen, uns sicher oder schläfrig zu machen. — Bewußt seyn darf ich mirs wohl, daß ich fromm bin, auch sehr fromm, und besser, als andre; das ist der Stolz nicht. Wenn es wahr ist, daß ich so beschaffen bin, und ich sehe meine Vorzüge, Gaben und Tugenden für das an, was sie sind, für unverdiente Geschenke und Gnaden der Vorsehung, so bin ich demüthig, wenn gleich mein Herz den Ausspruch thut, daß ich besser bin, als tausend Andre. Aber weil wir so leicht in dieser Vergleichung mit andern irren können, so ist es sicherer und eine Pflicht, sich lieber geringer, als andre, und andre höher, als sich, zu schätzen. Wenn wir hingegen noch so bescheiden von unsern Tugenden urtheilen und sie als unser eignes Werk ansehen, so sind wir stolz, und lassen uns von unserm Herzen belügen. Wir können daher andre, es sey nun mit Wahrheit oder aus Irrthum, weit über uns in Gedanken setzen, uns gegen sie für Klein achten, und doch auf das wenige Gute, das wir an uns antreffen, eben so herzlich stolz seyn, als andre auf ihre großen Verdienste. Müssen wir uns endlich prüfen, und uns selbst erkennen, so dürfen und müssen wir auch unsre Tugenden er-

Kennen, und damit sie uns nicht stolz machen, so müssen wir sowohl auf ihre Mängel sehen, die unser Werk sind und die wir nicht gern sehen, als auch auf unser Unvermögen bey aller unsrer Tugend, damit wir die Quelle des Guten nicht aus den Augen verlieren und eben dadurch unser Gutes selbst. Liebste Correspondentin, die Sache, die ich Ihnen auf diesen zwei Seiten gesagt habe, mag wohl wahr seyn, aber um schön gesagt zu seyn, sollte sie nur eine halbe Seite einnehmen. Vergeben Sie es meinen Krankheiten und Berufsarbeiten.

Zugleich sende ich Ihnen wieder einen Brief von fremder Hand, nebst meiner Antwort zum Durchlesen, theils um Ihnen mein Vertrauen und meine Freundschaft zu beweisen, und theils, um Sie mit dem Charakter des ungenannten Frauenzimmers bekannt zu machen. Dieses Fräulein, die ich beklage, ist sowohl des Mitleidens einer guten Lucius, als auch ihres Briefwechsels werth, und vielleicht könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beitragen. — Aber lassen Sie diese Briefe, ich bitte Sie herzlich, ja nicht in fremde Hände kommen. Sie wissen die Ursachen nur zu gut, die mich zu dieser Ängstlichkeit bringen.

Leben Sie wohl, meine liebe Freundin, und grüßen Sie Ihre werthen Eltern und Ihre gute Schwester gehorsamst und freundlichst von mir.

Gellert.

N. S. Bald hätte ich das bequeme Logis vergessen, das Sie mir angewiesen haben. Es scheint recht für mich gemacht zu seyn, und dennoch zweifle ich sehr, ob ichs bald beziehen werde. Indessen heben Sie es so lange für mich auf, als es möglich ist, und bezahlen Sie die Miethé immer auf ein Jahr voraus.

264.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 1. Mai 1762.

Ich betete, da ich Deinen letzten Brief gelesen hatte, mit den Worten der Kirchenfürbitte: Sieh ihr, o Gott! christliche Geduld, stärke ihren Glauben u. s. w. Ja, liebe Schwester, Euer Leiden ist groß, ich fühle es vor den meinigen nicht genug; aber ich glaube, daß Ihr mit mehr Kraft und Stärke des Geistes traget, als ich. Wir wollen für einander beten, einander trösten, und uns bemühen, durch Stilleseyn und Hoffen stark mit Gott zu werden. Die Elenden suchen Wasser, und ist nichts da. Ihre Zunge ist verborret vor Durst. Ich der Herr will sie erhören. Ich der Gott Israel will sie nicht verlassen. Diese Stelle, die mir unlängst bey dem Lesen der Bibel aus dem Jesaja, Cap. 41, 17. in die Augen fiel, ist mir in dieser Woche, in der ich viel harte Stunden gehabt habe, oft ein Schild und Trost geworden. Auch Arndt in seinem andern Buche, ungesähr vom 43. Capitel an, hat uns viel Trost gesammelt. — Gott stärke Euch, und segne alle die Unsrigen.

G.

265.

An Caroline Lucius.

L. d. 15. Juni 1762.

Liebste Mademoiselle!

In der That haben es alle meine Correspondenten leichter, als Sie, und dieses nicht blos aus den sehr wahren Ursachen,
Gellert V.

31

die Sie angeführt haben *). Nein, ich will billig seyn, und Ihnen noch etliche nennen, die Sie entweder nicht haben wissen können, oder die Sie aus Bescheidenheit nicht bemerkt haben. Niemand, ja Niemand, weder Mannsperson noch Frauenzimmer, schreibt so oft an mich, als Sie. Niemand schreibt auch so viel an mich, oder so lange Briefe, und Niemand schreibt mir endlich auch so schöne Briefe. Alle aber haben meistens mehr Inhalt und Materie zur Correspondenz, als meine Dresdner Freundin. Es ist wahr, die Fräulein Schönfeld schreibt treffliche Briefe, aber sie schreibt nicht oft und hat den Ausdruck im Deutschen nicht so sehr in der Gewalt. Endlich schreibt sie stets ernsthaft an mich. Die Fräulein Erdmuthé **) — ja, liebe Mademoiselle, die könnte auch eine große Nebenbuhlerin Ihres Verdienstes werden, aber es scheint nicht, daß sie es Ihnen so bald freitig machen wird, denn sie hat mir noch nicht auf meinen ersten Brief geantwortet. Ich habe es Ihnen, wo ich mich recht besinne, schon im Anfange unsrer Correspondenz gestanden, daß Sie bey derselben die Hauptrolle haben, und ich hingegen die leichte. Ich beantworte selten Ihre Briefe genau, und raube Ihnen also den Vorrath zu künftigen; oder, welches noch schlimmer ist, ich antworte gar nicht, bis Sie zum zweyten Male geschrieben haben. Und ich denke, in dieser traurigen Stellung stehen Sie igt mit mir. Aber lassen Sie mich auch sagen, daß ich vor der Messe oft krank, nachher vier Wochen auf dem Lande mit einer Cur beschäftigt, und die übrige Zeit in Fahren und Reiten vertheilet gewesen, und endlich nunmehr wieder Docent und aller Menschen Correspondent und über dieses immer noch krank bin. Damit ich Ihnen indessen Materie zu einem Briefe, und mir mein eignes Vergnügen zugleich verschaffe, so schicke ich

*) (In einem Briefe v. 30. März: Briefw. 88. mit Dem. Lucius, Nr. 45.)

**) (Vermuthlich die Verfasserin des Briefes Nr. 261.)

Ihnen ein kleines Gedicht an den Herrn Grafen Moltke und seine Antwort darauf. Schreiben Sie mir, wie Ihnen beydes gefällt: so habe ich einen Brief mehr von Ihnen, und Sie haben wenigstens keinen ganz undankbaren Inhalt. Daß ich auf die Poesie seit vielen Jahren keinen Anspruch mehr mache, und also auch nicht auf das Lob etlicher Zeilen, dieses habe ich Ihnen, was den ersten Punkt betrifft, schon bey andrer Gelegenheit gesagt, und den andern werden Sie mir schon zutrauen.

Also habe ich doch nach vielen Monaten wieder einmal an meine so liebe und beste Correspondentin, an meine vorzügliche Freundin in Dresden, an die gute Luclus geschrieben! Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester, auch Ihren Herrn Bruder.

Sellert.

Wie ich mich bey dem Gebrauche der Cur befunden habe? Recht erträglich, Dank sey Gott! recht erträglich, bis auf den letzten Tag. Der war hart, sehr hart, gleich einigen, die ich vor zwey Jahren in eben diesem Monate und in eben den Tagen desselben dulden müssen.

266.

Aus einem Briefe von Caroline Luclus an Sellert.

Dresden d. 29. Juni 1762.

.....
 Es ist wahr, bloß das Geschenk der Gesundheit scheint zu mangeln, um Ihren Zustand zu demjenigen Grade von Glückseligkeit zu erheben, dessen das menschliche Leben hier fähig ist, und Ihr würdiger junger Freund, Ihr Graf Moltke, und alle diejenigen, die mit ihm Gott um Gesundheit für Sie bitten, ha-

ben sehr Recht, wenn sie es auch in der Absicht thun, daß die Welt es erfahren möge, daß Gott auch schon in diesem Leben diejenigen segne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen, die Sie so gut kennen, als der Graf Moltke, wird daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Professor, mit den auserlesensten Glückseligkeiten gesegnet sind. Allein freylich, diese Glückseligkeiten, oder doch die besten derselben, sind von der Art, daß sie sogar über den Reid erhaben sind, und also den Augen der Wenigsten kennbar werden. Denn ist es nicht gewiß, daß schon ein gewisser Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt, einen Geschmack daran zu bekommen, und einen Wunsch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geschickt, diese Ruhe und diese Glückseligkeit zu verstehen, so würde sie bald die Gewohnheit verlieren, die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Menschen nach der Beschaffenheit seines äußerlichen Zustandes zu entscheiden, und sie würde einsehen lernen, daß bey dem größten Theile der sogenannten Glücklichen

— — — — — si riduce
 Nel parère a noi felici
 Ogni la felicità.

Und hätte sie keine Empfindung genug, den Unterschied zwischen Beyfall und Beyfall, und Liebe und Liebe zu machen, so würde sie denjenigen höchst glücklich nennen, der, außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußtseyn seiner Tugend und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und sich freuen wird, gelebt zu haben, noch die Tugend anderer genießt, die sie ihm verdanken, und das Lob, das sie sich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entferntesten, glänzendsten Hoffnungen, die sie ihnen verspricht, mit ihnen theilet. — O Graf Moltke, wie würdig denken Sie des besten Mannes! — Vor dem Angesichte Gottes will er sich einst seines Lehrers, seines

Freundes, rühmen, und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! — —

Ein strahlend Zeugen=Heer, um Gott für ihn zu danken,
Von Gott ihn nun belohnt zu sehn!

Kann nicht der Mann, der außer der allgemeinen Liebe die besten Zuneigungen solcher Herzen besitzt, die einen eigenthümlichen, vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß sie ihn lieben, und durch die Art, womit sie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das Schätzbarste unter allen schätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und besessen werden können, sein Eigenthum nennen? — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerster Herr Professor, das Glück empfinden, in den Stand gesetzt zu seyn, sich den Herzen anderer auf eine solche Art theuer zu machen, daß die Grenzen des Lebens zu enge sind, ihre Dankbarkeit und Liebe zu fassen. — Wir alle, die wir glauben, haben Hoffnungen auf hohe Seligkeiten, aber Sie haben hier eine Hoffnung, dort eine Seligkeit mehr. In Ihren letzten feyerlichsten Augenblicken, wenn die Seele schon anfängt, sich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denken; dann wird die Vorstellung von der glorreichen Scene, die Ihrer wartet, nicht der geringste oder gleichgültigste unter Ihren Gedanken seyn. — Glücklicher Graf! auch Sie werden alsdann, vielleicht fern von ihm und Ihnen unwissend, etwas beytragen, die letzten Stunden Ihres Freundes heiterer zu machen. — — Wundern Sie sich nicht, bester Herr Professor, daß ich so lange und mit so vielem Vergnügen, dem Gedanken Ihres Lobes nachhänge. Sie verdienen, so wie Menschen es verdienen können, (das muß ich dazu setzen; Sie sind viel zu groß, um es nicht gern zu sehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin,) das Glück, das Ihrer erwartet, und dieß Glück ist zu schön, als daß ich das Mittel nicht lieben sollte, das Sie dazu erhebt, auch selbst dann,

wenn es mich tranken wird. Sie selbst müssen sich darauf freuen, und diese Freude auf das zukünftige Leben ist eine eigne Annehmlichkeit des gegenwärtigen. Es ist also nichts Widersprechendes, wenn ich sage, daß ich mit einem lebhaften Vergnügen an Ihren Tod und an die Folgen desselben denke und dennoch mit dem größten Eifer um die Verlängerung Ihres Lebens beten kann. Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftigen Freuden des Genusses nicht verkürzt werden. Es bleibt allemal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Leben müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden der Hoffnung und Erwartung verlieren.

Der Inhalt, den Sie, gütiger Professor, mir verschafft haben, ist so wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demselben länger überließe. Erlauben Sie mir indessen nur noch, hier einer Art des ausgesuchtesten Vergnügens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht und der durch die großmüthigste Freundschaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarsten Empfindungen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, noch rührender gemacht worden, zu danken habe, indem er mich berechtigt, einen besondern Antheil an Ihnen und demjenigen, was Ihnen angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menschen gefunden, dessen Herz zum Gefühle einer allgemeinen Menschenliebe empfindlich gebildet gewesen, und der bey dem Gedanken, daß alle übrige Menschen mit ihm Ursprung, Wesen und Interesse gemein haben und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen und zu einerley Bestimmung erschaffen sind, fühllos geblieben? Es ist gewiß, daß diese Betrachtungen ein jedes Herz, das menschlich empfinden kann, auf die angenehmste Weise rühren müssen. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines solchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich

aus der Verbindung aller übrigen Menschen eine kleine Anzahl auszusondern, mit denen es ein besonderes Interesse, einige besondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinschaftlich theilt und ihnen deswegen näher anzugehen scheint; und dann Sie als das Band dieser engern Verbindung betrachtet. — Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen Moltke, des Grafen Moritz, des Fräulein Schönfeld und aller Ihrer Freunde bekannt machen können, ich würde mich ihres Werthes gefreuet und ihnen dazu Glück gewünscht haben. Allein zu wissen, daß ich ein besonderes Interesse mit ihnen theile, daß wir in Absicht auf dasselbe einerley Wünsche, einerley Pflichten, einerley Hoffnungen haben, zu wissen, daß wenigstens einmal des Tages unsere Gebete, im genauesten Verstande, einerley Inhalt haben, und dann die glückliche Phantasie höher zu treiben und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken oder für Sie anflehen, dieß, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die die allgemeine Menschenliebe in Ansehung ihrer erhöht, zärtlicher macht und meinen bessern Zuneigungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.

Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Inhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte blos Worte sind. Sie sehen indessen, liebster Herr Professor, ob ich den Inhalt zu brauchen gewußt habe, den Sie mir zu geben gütig genug gewesen sind. Welch eine Menge habe ich geschrieben! Und doch habe ich noch nicht gesagt, wie Ihr Gedicht und die Antwort mir gefällt. Ich will beydes schön nennen und dann nichts mehr davon sagen. Ich fühle es nur allzuwohl, daß ichs nicht bin, die Sie und diejenigen, so Ihrer werth sind, loben kann, und es ist mir auch genug, daß meine Empfindung so richtig ist, daß ich das wahre Schöne selten verkenne.

Meine Eltern empfehlen sich gehorsamst. Mein Bruder und

meine Schwester sind auß dankbarke durch das sehr gütige An-
denken gerührt, womit Sie dieselben beehren. Sie küssen Ihnen
die Hände. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

267. (95.)

An einen Geistlichen der römischen Kirche in Böhmen.*)

L. d. 21. Juli 1762.

Je unerwarteter mir der Beyfall gewesen ist, mit dem Sie
meine Schriften beehret haben, desto angenehmer hat er mit

- *) Dieser Brief ist eine Antwort auf einen zwar sehr gut gemeyn-
ten, aber ohne Erlaubniß seines Verfassers nicht druckbaren
Brief eines böhmischen Geistlichen, der Sallerten sehr ernst-
lich zur römischen Kirche zu bekehren suchte. Der Pater **
nimmt in demselben, nach vielen vorausgeschickten Lobe-
bezeugungen der Sallertischen Schriften, und besonders seiner Lieder,
die Gelegenheit dazu von dem Liebe über den thätigen
Glauben; fragt Sallerten: „Sind Sie denn ein
„Lutheraner? Beynahe glaubte ich es nicht, wenn
„Sie nicht in Dero Vorrede des Herrn D. Luthers
„erwähnt hätten.“ führet darauf aus den Schriften
Luthers und anderer Lehrer unsrer Kirche eine Menge abge-
rißner Stellen an, die, seiner Meynung nach, gerade das Ge-
gentheil des Sallertischen Liebes vom thätigen Glau-
ben sagen sollen, im Grunde aber nur dem, in der römischen
Kirche herrschenden Begriffe von den guten Werken und ihrer
Verdienstlichkeit, nachdrücklich widersprechen; bittet sodann Gott,
daß er Sallerten vollends erleuchten wolle, und beschwört
endlich diesen selbst bei seiner Seligkeit, zur römischen Kirche
überzutreten, und diesen Wink der göttlichen Gnade, der bey

seyn müssen; und ich danke Ihnen für denselben und für alle die Bewogenheit und Freundschaft, die Sie mir in Ihrem Briefe so aufrichtig bezeugen, auf das verbindlichste.

Was die Anmerkungen anlanget, die Sie mir in Ansehung des geistlichen Liebes, der thätige Glaube betitelt, gemacht haben: so kann ich Ihnen dreist und zuversichtlich antworten, daß der Inhalt dieses Liebes die einmüthige Lehre unsrer Kirche ist; daß kein Mensch bey uns leugnet, daß der wahre Glaube nicht die Liebe Gottes, und durch die Liebe auch gute Werke hervorbringen müsse; daß der rechte Glaube aus zwey Eigenschaften erkannt werde, aus dem Vertrauen auf das unendliche Verdienst Jesu Christi, durch den wir allein gerecht und selig werden, und aus dem Gehorsame. Wir lehren ohne Ausnahme, nach den Wahrheiten der heiligen Schrift, daß die guten Werke, ob sie uns gleich nicht vor Gott gerecht und selig machen, dennoch als nothwendige Früchte aus dem wahren lebendigen Glauben folgen müssen, und daß der Glaube, der nach dem Ausspruche der Schrift, das Herz reiniget, und also die innerliche Heiligung der Seele wirkt, auch die äußerliche Heiligkeit des Lebens und die Beobachtung der göttlichen Gebote wirkt. Was Lutherus in denen, außer ihrem Zusammenhange angeführten Stellen, die Ihr Brief beybringt, gemeynet habe, das hat er an hundert anderen Orten, und zwar so erkläret, wie es in meinem Liebe steht. Halten Sie mich für einen rechtschaffnen Mann und Christen; so werden Sie mit zuvertrauen, daß ich hier nichts gesagt habe, als was ich für wahr nach meinem Gewissen halte. Indessen will ich zum Ueberflusse einige Stellen aus Luther's Schriften hersetzen, die seinen Sinn wegen des thätigen und lebendigen Glaubens erklären.

seinem hohen Alter (er hielt ihn für einen Mann von sechzig Jahren) leicht der letzte seyn könne, ja nicht zu verachten.
Anmerk. der Herausgeber. 1774.

In der Borrede über die Epistel an die Römer: — „Es
 „ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den
 „Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht sollte ohne Un-
 „terlaß Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu
 „thun sind; ehe man fragt, hat er sie schon gethan, und ist
 „immer im Thun.

„Wir lehren also, daß, Gott verfühnen, fromm machen,
 „Sünde tilgen, sey ein so hoch, groß und herrlich Werk, das
 „allein Christus, Gottes Sohn, thun müsse, und sey eigentlich
 „ein lauter bloß sonderlich Werk des einigen rechten Gottes und
 „seiner Gnade, dazu unsre Werke nichts sind, noch vermögen.
 „Aber daß darum gute Werke sollten nichts seyn, wer
 „hat das je gelehret oder gehört? Ich wollte meiner Predig-
 „ten Eine, meiner Lectionen Eine, meiner Schriften Eine,
 „meiner Vaterunser Eins, ja wie klein Werk-ich immer ge-
 „than, oder noch thue, nicht für der ganzen Welt Güter ge-
 „ben, ja ich achte es theurer, denn meines Leibes Leben, das
 „doch einem jeden lieber seyn soll, denn die ganze Welt. Denn
 „ists ein gut Werk, so hats Gott durch mich und in
 „mir gethan. Hats Gott gethan, und ist Gottes Werk,
 „was ist die ganze Welt gegen Gott und sein Werk? Ob ich
 „nun wohl durch solch Werk nicht fromm werde, (so durch
 „Christus Blut und Gnade ohne Werk geschehen muß) dennoch
 „ists Gott zu Lobe und Ehren geschehen, dem Nächsten zu Nutz
 „und Heil, welches keines man mit der Welt Gut bezahlen oder
 „vergleichen kann.“ Luth. Op. Tom. V. Ien. p. 282.

Mein Alter erstreckt sich zwar nicht so hoch, als Ihnen ge-
 sagt worden; denn ich bin erst seit wenig Tagen in mein acht
 und vierzigstes Jahr getreten; dennoch haben Sie sehr
 Recht, wenn Sie glauben, daß ich dem Tode sehr nahe bin,
 dessen Vorboten ich seit vielen Jahren an mir habe sehen müs-
 sen. Gott gebe, daß ich täglich durch Glauben und Gehorsam

mich zu einem seligen Tode vorbereite; und den hoffe ich in der Religion, in der ich leben und sterben werde, in der Religion der heiligen Schrift. Ich bin

G.

268.

In Caroline Lucius.

E. d. 23. Aug. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Herr Reich, der Compagnon der Weidmannischen Buchhandlung, mein Verleger und guter Freund, reiset nach Dresden und fragt mich, ob ich nichts an meine Correspondentin zu bestellen habe; denn er kennt Sie aus Ihrem ersten Briefe, den ich ihn um die Zeit, da ich ihn erhielt, bey einem Besuche habe lesen lassen, weil er ein Mann ist, der Verstand und Geschmac lieb und besitzt. Dieser Mann mag also immer die Freude haben, Ihnen einen Brief von mir zu überbringen, und zugleich eine kleine Neuhe auf Ihre Toilette, die schon drey Jahre ungebraucht in meiner Commode gelegen hat, und zu der ich auf eine besondere Art gekommen bin. Ich gab um die gedachte Zeit einen Besuch bey etlichen Damen, die von dem Lande zur Messe herein gekommen waren, und, unbekümmert um ihre Hände, gab ich nur auf ihre Neben Acht, sprach das Nothwendigste, und ging wieder meinen Weg. Den Tag darauf fand ich das beygelegte Etui in meinem Rocke. Dieses ist die Geschichte des Etui. In der That weiß ich nicht gewiß, von wem sich herschreibt; aber es ist doch höchst wahrscheinlich, daß es durch die Hände einer der erwähnten Damen in mein Kleid ist practicirt worden. Es mag also immer wieder in die Hände eines Frauen-

zimmers Kommen, in denen es am besten aufgehoben ist. — Schreibe ich noch Bücher, liebe Mademoiselle, so würde ich Ihnen freylich lieber ein Buch von mir als die Neuble eines Galanteriehändlers schicken; allein da ich keine Bücher mehr schreibe und Ihnen also kein proportionirlich Gegengeschenk für Ihre Manschetten machen kann, so können Sie ja leicht ein mir heimlich gemachtes Präsent unter der Bedingung von mir annehmen, daß Sie mir den größten Gefallen dadurch erweisen. Nun sollte ich noch Ihren langen und schönen Brief vom 29. Junius beantworten, aber wie viel würde ich von mir selbst reden müssen, wenn ich ihn aufrichtig und genau beantworten wollte, und wie oft würde ich sagen müssen: Das ist zu viel Gutes von mir gesagt und Das auch —! Ich will Ihnen also lieber danken, als antworten. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, und schreiben Sie mir bald, daß Sie wohl leben. Ich bin stets
Ihr verbundenster Freund und Diener
Gellert.

269.

A n d i e s e l b e .

L. d. 4. Sept. 1762.

Liebe Mademoiselle!

Da Sie meine Bitte wegen des Stui so willig erfüllt haben, so ist es billig, daß ich Ihre Gegenbitte *) eben so willig erfülle, und das will ich so bald als möglich thun. Herr Deser, mein Maler, ist ein sehr geschickter Mann, aber auch, wie alle Künst-

*) (Um Gellerts Portrait, s. den Brief v. 27. Aug. 1762 in dem Briefw. Bd. mit Dem. Lucius No. 48.)

ler, ein langsamer Arbeiter. Wenn wird er mir also, liebste Freundin, eine Copie liefern können, da ich weiß, daß wohl schon ein Duzend bei ihm bestellt sind! Er hat mir dieses selbst gestanden, und es kommt mir auch nicht fremd vor, da ich das Glück in der Welt genieße, viele Freunde zu haben. Mit einem Worte, Sie sollen mein Portrait haben; denn welche meiner Correspondentinnen hätte ein besseres Recht dazu, als Sie? und wer hätte mich so berebt und zugleich so bescheiden und reich darum bitten können, als Sie? Vielleicht kann mein Bruder die Erfüllung Ihres Wunsches beschleunigen helfen, da er Herr Desern gleich gegenüber wohnt. Wenn ich nicht durchbringen kann, so weiß ich keinen Rath, der helfen wird, als daß Sie selbst an Desern schreiben. Er liebt das Geld nicht sehr, sonst wollte ich seine Eilfertigkeit gern durch eine doppelte Erkenntlichkeit zu gewinnen suchen.

Ihre Freundin, die Sie so sehr lieben, hat das Recht unsre Correspondenz zu lesen, weil sie Ihre Freundin ist, das versteht sich; und wenn lauter gute Leute in der Welt wären, so möchte alle Welt unsre Briefe lesen: ich denke, ich hätte nicht viel dawider. Grüßen Sie diese Ihre Freundin auf das Verbindlichste von mir, und danken sie ihr, daß sie so gut von Ihnen und von mir denkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause. Der Tgfr. Schwester können Sie immer die kleine Galanterie abtreten, wenn es wahr wird, daß Sie mein Portrait erhalten. Für Ihren Herrn Bruder, den ich nebst der kleinen Friederike vielmal grüße, will ich schon ein Buch finden.

Ihr ergebenster Freund
Sellert.

270.

Sellert an seine Schwester.

L. d. 5. Sept. 1762.

— — Gott gebe Euch leibliche Gesundheit und Ruhe, sammt unserm ganzen Hause. Ja ich habe ein Pferd, und reite auch fast täglich Nachmittags von fünf bis sieben Uhr, aber niemals gerne und selten ohne Furcht. Allein kann ich gar nicht reiten, sondern ich nehme stets einen jungen Herrn zur Gesellschaft mit, und dieß macht mir viel Unbequemlichkeiten. Gott sey Dank, daß ich diese Bewegung noch vornehmen kann. Sie wird mir die Kräfte nicht geben, die mir mangeln; sie wird mir aber zuträglich seyn, hoffe ich. — — Lebt wohl und gesund und in Gott getroßt.

G.

271.

Caroline Lucius an Sellert.

Dresden, d. 14. Oct. 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Die Frau von Sevigné nennt's grausam gegen sich seyn, wenn man sich ein Vergnügen entzieht, das man sich auf eine ungeschuldige und ungezwungene Art verschaffen kann. Ach ich habe vielleicht weit weniger, als andre, unter Vergnügen zu wählen; und grausam gegen mich zu seyn: dazu habe ich mir, denke ich, keine Ursache gegeben. Sie wissen, wie vergnügt ich bin, wenn ich Ihnen schreiben darf, und ich habe so lange nicht geschrieben! — Außerdem ist hier noch ein gewisser Herr Seidelin*),

*) Ein junger Däne, der damals in Leipzig studirte. Ebert.

der morgen nach Leipzig reißt, und der mir verspricht, daß er auch vergnügt seyn will, wenn ich ihm einen Brief an meinen besten Herrn Professor mitgeben kann. Sie erlauben doch gütigst, daß ich ihm dieses Vergnügen mache? Eine lächerliche Frage! werden Sie denken. Freylich; aber ich bin mit allem dem zufrieden, daß Sie mir nicht darauf antworten können, und daß ich nur Ihre Antwort voraussehen muß. Einmal kommt mirs doch zu, so zu fragen. Wenn Sie mir nun antworten könnten, so würde es oft heißen: Heute nicht, mein gutes Kind! — — So ungefähr, wie manchmal bey uns, wenn sich jemand melden läßt: „Ja, heute gehts nicht an. Wir haben zu thun. — Wir haben Kopfschmerzen. Wir müssen ausgehen.“ Kommen aber die Leute, ohne vorher zu fragen; Gut! So sind sie da. Wer kann sich helfen? Vielleicht thut man erst ein wenig steif und fremd, hernach schickt man sich, so gut man kann, und endlich wird man wohl gar verdrießlich, wenn sie wieder fortgehen wollen. Denken Sie ja nicht, daß ich das Letzte hier auf meinen Brief anwenden will. O nein, liebster Herr Professor, dafür ist schon gesorgt! Denn was habe ich Ihnen zu sagen, das Sie verdrießlich machen könnte, wenn ich aufhöre?

Eine einzige Frage wollte ich mir indessen wohl die Freiheit nehmen an Sie zu thun, und gehorsamst bitten, daß Sie mir dieselbe einmal nach Ihrer Bequemlichkeit beantworten wollen.

Mein Vetter, der D. Stieglitz *), gab mir den ersten Theil von dem Emil des Rousseau zu lesen, ohne selbst etwas von diesem Buche gelesen zu haben. Es war mir lieb; denn die Verfolgungen, die dieses Buch erlitten und seinem Verfasser zu-

*) Sohn des geheimen Kriegsraths und Bürgermeisters Stieglitz in Leipzig, der durch seinen unskäten und flatterhaften Sinn seinem würdigen und durch Ernesti's classische Zueignung des Cicero berühmten Vater vielen Kummer machte. Ebert.

gezogen, machen es interessant, und so natürlich es ist, wenn jemanden der Kopf abgeschlagen wird, zu fragen: Was hat er gethan? eben so natürlich ist es, wissen zu wollen, warum das Buch zum Feuer verdammt worden. Heute kommt Stieglitz zu mir. Ich spreche: Hier haben Sie Ihr Buch wieder, geben Sie mir nun den andern Theil. — — „„Kein, Cousine.““
 „„Nun? warum?““ „„Ich lese selbst nicht weiter.““ „„Deswegen kann ichs doch wohl lesen.““ „„Im Ernst, Cousine, Sie kriegens nicht; ich darfs Ihnen nicht geben.““ „„Wer wehrts denn?““ — „„Doctor Reinh — „„Was geht uns „D. Reinhold *) an?““ — „„Fragen Sie nur Ihren Bruder, der hats gehört; der Doctor sagte, es wäre ein giftiges Buch. Er giebt mir den Gluch, wenn ichs Ihnen lese lasse.““ — „„Was steht aber so Gefährliches darinnen?““ — „„Auf mein Wort, ich weiß es nicht, ich habe es ja nicht gelesen, aber „der Doctor!““ — „„D mit Ihrem Reinhold!““ — „„Auch andre Leute. Der Geh. Rath Fritsch fragte mich, ob ich „narrisch wäre, daß ichs Ihnen gegeben hätte? Ich darf gewiß nicht.““ So stritten wir, liebster Herr Professor, und endlich verglichen wir uns dahin, daß ich Sie fragen sollte, wofern Sie das Buch kennen, ob er mirs geben darf, und er ließ mich versprechen, es nicht zu lesen, wenn Sie es nicht wollen, und wenn mirs auch hundert Leute geben wollten. Das that ich gern, und wills ihm auch halten. Große Lust hätte ich, zu sehen, was für ein Lehrgebäude von Religion Rousseau seinem Emil beybringen und auf welche Art er sie ihn lehren wird.

So habe ich Ihnen denn wieder, mein theuerster Herr Professor, eine halbe Viertelstunde Zeit verberbt! Nun will ich eilen und es dem Herrn Oberpostcommissär eben so machen, und hernach untröstlich seyn, wenn Sie verdrießlich darüber werden.

*) Hofrath Reinhold, damaliger Amtmann zu Dresden. Ebert.

Herr Seidelin hat mir auf die Fragen, die ich Ihrer Gesundheit wegen an ihn that, solche Antworten gegeben, wie ich sie immer zu erhalten wünsche. Leben Sie ferner recht sehr wohl. Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

272.

An Caroline Lucius.

L. d. 26. Oct. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Alle Ihre Briefe sind mir sehr lieb, Sie mögen mir sie durch die Hände des Briefträgers oder guter Freunde schicken, und das müßte auch ein sehr mürrischer Kopf seyn, dem sie nicht gefielen, und der sich nicht darüber freuen sollte, daß Sie so gern an ihn schreiben. So viel ist gewiß, daß es mir kein geringeres Vergnügen ist, Ihre Briefe zu lesen, als Ihnen, an mich zu schreiben; denn ich lege Ihr Geständniß nach dem Buchstaben aus, weil ich weiß, daß Sie nichts anders reden, als was Sie denken. Und warum sollten Sie auch nicht gern an einen Mann schreiben, der Sie als seine Tochter liebt, und das aus den besten Gründen?

Aber auf den Emil des Herrn Rousseau zu kommen, meine berebte Freundin, so muß ich Ihnen kurz gestehen, daß ich von diesem Buche nichts als die Vorrede gelesen habe, daß mein Leben, nach meinen Gedanken, zu kurz ist, als daß ichs jemals ganz lesen sollte, und daß ich, wenn auch dieß nicht wäre, zu wenig ein Freund der Schreibart des Rousseau bin, als daß ichs ganz lesen könnte. Ich liebe das Natürliche und einfältig

Schöne und Wahre, und Rousseau liebt das Sonderbare, das Paradoxe, und höchstens das schimmernde Wahre, das in Bewunderung und Bestürzung setzt, es mag überzeugen oder nicht, bessern oder verderben. Es kann seyn, daß in seinem Emil oft viel Gutes und der Tour nach Neues steht, das man vielleicht in andern Büchern von der Erziehung, in dieser Art gesagt, nicht findet. Allein wenn seine Weisheit im Ganzen sich nicht mit der Religion verträgt, wie man ihm Schuld giebt, und auch nur einer einzigen Wahrheit der heiligen Schrift widerspräche, so entbehre ich sie mit großer Zufriedenheit, und werde, so lange mich zuverlässige Richter nicht das Gegentheil lehren, andre lieber bitten, das Werk nicht zu lesen. Bey Ihnen aber, liebe Mademoiselle, (und hier sehen Sie die Größe meines Vertrauens zu Ihnen) bey Ihnen, sage ich, will ich eine Ausnahme machen. Denn so viel Beredsamkeit und Scharffinn Rousseau auch hat, das Ungegründete gegründet, und das Mögliche zum Wahren zu machen, so bin ich doch überzeugt, daß er Ihren Verstand nicht so leicht hintergehen, und von Ihrem guten und für die Ehre der Religion empfindlichen Herzen mehr zu fürchten haben wird, als von aller Philosophie. Wen gefährliche und ungläubige Grundsätze in seiner Ueberzeugung nicht wankend machen, sondern seinen Glauben, wenn er sie liest, durch ihre Ungereimtheit und Thorheit und Widerspruch nur noch mehr befestigen, wer das von sich weiß und fühlet, der kann in der That das Recht und zuweilen eine Pflicht haben, solche Schriften zu lesen. Ich aber, meine Freundin, der ich bey meinen stunden die schönen Psalmen eines Rousseau (ich meine den Dichter Rousseau) selbst nicht schön finde, wie sollte ich Geschmack an dem Emil des übelberufenen Rousseau finden? Ich bin so stolz, daß ich glaube, das Beste von der Erziehung gelesen oder gedacht zu haben, und so viel mir auch Rousseau von dem noch Mangelhaften und Unentdeckten in dieser Materie

in seiner Vorrede vorkommt, so habe ich doch zu den Grundfäden einer gefunden und durch die Religion verbesserten und aufgekärten Vernunft so vieler großen Männer das Vertrauen, daß sie das Wichtigste, Brauchbarste und durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte am meisten Bestätigte in ihrem Unterrichte nicht so leicht werden übersehen haben, wenn sie uns auch viel Nützliches und nur im Gedanken Wahres mitgeteilt hätten. Ich wollte wohl wetten, daß Mosheim zu Ende seines ersten Theiles der Sittenlehre, auf wenig Blättern, mehr brauchbare Weisheit zur guten Erziehung vorgetragen hat, als Rousseau in seinen vielen Bänden. Ja, ich wette noch mehr, ich verwette meinen Namen, und alle meine Schriften, und alle meine Freunde, daß wenn Sie, meine liebe Lucius, die Tochter des Rousseau wären, Sie unter seinen philosophischen Händen nicht halb so vortrefflich erzogen wären, als Sie an der Seite einer nicht speculativen, sondern verständigen frommen Mutter sind erzogen worden. Basedow in seiner practischen Philosophie für alle Stände hat in zwey kurzen Capiteln die vornehmsten Regeln von dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend (zu Ende des ersten Bandes) gesammelt, und, einfältig mit Zahlen bemerkt, dem Leser hingesezt. Lesen Sie diese, gute Mademoiselle, wenn Sie den wichtigen Emil gelesen haben, und sagen Sie mir alsdann auf Ihr Gewissen, ob ein verständiger, sorgfältiger, christlicher Vater, oder auch eine ihm ähnliche Mutter, oder so ein Lehrer, Anführer, oder Freund, bey einer klugen Anwendung dieser und anderer einfältigen Regeln, den Verstand und das Herz ihrer Jugend nicht gewisser und kürzer und glücklicher bilden werden, als nach den feyerlichen Betrachtungen eines Rousseau, der sich in denselben, vielleicht mehr ihrer Kühnheit, als Nuzbarkeit wegen, gefällt. — Doch wozu dieses Alles? Scheint es doch, als ob ich die Erlaubniß, die ich Ihnen erteilet, nur darum erteilet hätte, um Sie Ihnen mit der andern

Hand zu nehmen. Aber nein, Sie sollen sie behalten, weil ich Ihnen mehr Stärke zutraue, als den meisten hundert andern Lesern; es wäre denn, daß Ihr Herr Vetter D. Stieglitz sich diesem Privilegio widersetze. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, das ich ergebenst grüße, und dessen Güte Herr Seidelin sehr rühmet.

Gellert.

273.

A n d i e s e l b e .

E. d. 26. Oct. 1762.

Liebste Mademoiselle,

In dem Augenblicke, da Goebicke meinen Brief auf die Post getragen, kam ein wackerer Mann zu mir, dem ich sagte, was ich Ihnen auf Ihre Frage wegen des Emils geantwortet hätte. „Ich, sprach er, habe das Buch schon in Braunschweig gelesen. Es ist wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit das gefährlichste, das vielleicht jemals zum Umsturze der christlichen Religion geschrieben worden. Er entwirft, indem er die Wahrheiten und Grundsätze der Offenbarung geschickt zu Vernunftwahrheiten macht und sie naturalisirt, so ein reizendes Bild der natürlichen Religion, daß alle geoffenbarte überflüssig zu seyn scheint. Endlich erklärt er sich offenbar wider die Göttlichkeit der Schrift, ob er sie gleich wegen ihrer Einfachheit und Höheit zu dem besten Buche, und unsern Erlöser zum göttlichsten Menschen mit tausendfachen Lobsprüchen erhebt.“ Wer, setzte mein Freund hinzu, wer in seinem Glauben wahrhaftig und göttlich gegründet ist, und in seinem Herzen die Kraft der Schrift empfindet, der wird, wenn er das Buch gelesen hat, Gott danken, daß er nicht

Rousseau ist; Gott bitten, daß er ihn nicht zum Glauben eines Rousseau herabfallen lasse; an diesem geistreichen Scribenten erkennen, wie sehr der Glaube dem Wiße und Stolze des Menschen zuwider ist, und wie gern er sich in der Naturtugend allen Zwang anthut, wenn er nur die Fesseln einer Offenbarung dadurch zerbrechen kann. — Dieses sagte der wackre Mann, und kaum hatte ers gesagt, so eile ich aus Pflicht und Liebe es Ihnen zu sagen, und Sie zu bitten, mit der Lectüre der übrigen Theile des Rousseau noch einige Zeit anzustehen; und was könnten Sie wohl der Bitte Ihres Freundes Gellerts versagen?

274.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 8. Nov. 1762.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der neun und zwanzigste October war mit ein sehr glücklicher Tag, und das aus zweyerley Ursachen. Zwey Briefe auf einmal von meinem besten, meinem verehrtesten Freunde! und gleich vorher — — Doch die Ursache, die mich zuerst auf die Gedanken brachte, daß der Tag für mich glücklich sey, will ich Ihnen hernach sagen. Ist will ich nur an Sie und Ihre Güte denken; aber alle meine Liebe, alle meine Ehrerbietung, alle meine Dankbarkeit ist nicht hinreichend für Sie. Ich könnte keine Zufriedenheit haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mein ganzes Herz kennen. — — O gewiß! Sie kennen es. Niemand kann seinen Vater besser lieben; und wenn ich, denke ich, meine liebsten Anverwandten nicht hätte und Niemanden angehörte, der mir werth wäre, so würde doch der Gedanke, daß einer von den besten verehrungswürdigsten Männern, der Mann, den alle

Rechtshaffne lieben, den auch die hochachten, die es nicht sind, mich wie seine Tochter liebt, und es mir selbst sagt, stark genug seyn, mein leeres Herz zu erfüllen und zufrieden zu stellen. Ja, mein theuerster Herr Professor, ich will Sie beständig kindlich verehren. Lassen Sie mich immer Ihre Tochter, Ihre Caroline seyn. Hören Sie, nennen Sie mich manchmal Ihre Caroline, wie mein Vater und meine Mutter thun, und wie Sie thun würden, wenn ich wirklich Ihre Tochter wäre.

Was Sie sich für Mühe geben, und wie viel gütige Sorgfalt tragen Sie nicht für mich! — Ja, liebster Herr Professor, ich will den Emil nicht lesen. Dr. Stieglitz hätte sich dem Privilegio, es zu lesen, widersezt, wie er mir gesagt hat. Er hat das Buch nunmehr gelesen. Er spricht, das Irrige darin sey sehr subtil, und er hält dafür, daß es Leuten von feinem Verstande gefährlicher seyn kann, als gemeinen Lesern; doch freute er sich über den Rath, den auch Sie mir gegeben haben, es nicht zu lesen, und lobte meine Folgsamkeit! Ich gebe es willig auf; denn gesetzt auch, diese Lectüre schadete mir gar nichts, so ist sie mir doch sehr entbehrlich; und eine Schrift, die unsere Grundsätze und unsern Glauben in Gefahr setzen könnte, aus bloßer Neugierde zu lesen (und das war, ich gestehe es, mein erster Bewegungsgrund), ist für uns Menschen, die wir keine Zeit zu verschwenden haben, ein Mißbrauch und ein Vorwitz, der vielleicht bestraft zu werden verdient. Indessen bin ich eben nicht verdrießlich, den ersten Theil gelesen zu haben. Er enthält schlechterdings nicht das geringste Anstößige, und wie es mir vorkam, etliche sehr nützliche und sehr wahre, aber auch viel gemeine, viel chimärische und schwer auszuübende Dinge. Der Schein der Wahrheit aber, und die überredende einnehmende Art, mit der sie gesagt werden, und die es nicht zuläßt, daß sie einem so langweilig, so falsch und so unmöglich vorkommen, als bey einem andern Vortrage geschehen müßte, ist wenigstens eine

gute Warnung, sich mit der Berebbarkeit der folgenden Theile, die mehr interessiren und gefährliche Materien enthalten, nicht auf gut Glück einzulassen. Rousseau mag wohl seinen Witz und seine Berebbarkeit verschwenden, das Ungegründete gegründet und das Falsche zum Wahren zu machen, es ist aber Schade, daß er sie dadurch heruntersetzt und entkräftet, da er sie, wo er Wahrheiten, die aller Annehmung würdig sind und die jeder von Vorurtheilen freye Verstand für richtig erkennen muß, empfehlen und unterstützen will, auf eine sehr rührende und überzeugende Art anzuwenden weiß. Ich habe Lust, eine Stelle anzuführen, die ich für einen Beweis von demjenigen halte, was ich eben gesagt habe. Wenn ich Ihnen, liebster Herr Professor, damit beschwerlich bin, so werden Sie die Güte haben, diese Stelle zu übergehen.

Von der sehr strengen Zucht und der vielen Arbeit, welcher die meisten Kinder, die man gut zu erziehen gedenkt, von ihren ersten Jahren an unterworfen werden, schreibt Rousseau im andern Buche auf der 139. Seite also:

Des enfans qui naissent, la moitié tout au plus parvient à l'âge d'adolescence, et il est probable, que vôtre élève n'atteindra pas l'âge d'homme. Que faut-il donc penser de cette éducation barbare, qui sacrifie le présent à un avenir incertain, qui charge un enfant des chaines de toute espèce, et commence par le rendre misérable, pour lui préparer au loin, je ne sai quel prétendu bonheur, dont il est à croire qu'il ne jouira jamais? Quand je supposerois cette éducation raisonnable dans son objet: comment voir sans indignation de pauvres infortunés soumis à un joug insupportable, et condamnés à des travaux continuels, sans être assurés que tant de soins leur seront jamais utiles? L'âge de la gaieté passe au milieu des pleurs, de châtimens, des menaces, de l'esclavage. On tourmente le malheureux pour son bien, et

l'on ne voit pas la mort qu'on appelle, et qui va le saisir au milieu de ce triste appareil. Qui sait combien d'enfans perissent, victimes de l'extravagante sagesse d'un père ou d'un maître! Heureux d'échapper à sa cruauté, le seul avantage qu'ils tirent des maux qu'il leur a fait souffrir, est, de mourir, sans regretter la vie dont il n'a connu que les tourmens.

Aber welcher strenge Vater oder Lehrer wird die gleich darauf folgende Apostrophe lesen können, ohne gerührt zu werden, und sich Vorwürfe zu machen? So fährt er fort:

Hommes, soyez humains! c'est vôtre premier devoir: Soyez — le, pour tous les états, pour tous les âges, pour tout ce qui n'est pas étranger à l'homme! Quelle sagesse y a-t-il pour vous hors de l'humanité? Aimez l'enfance, favorisez ses jeux, ses plaisirs, son aimable instinct. Qui de vous n'a pas regretté quelquefois cet âge où le rire est toujours sur les lèvres, et où l'ame est toujours en paix? Pourquoi voulez-vous ôter à ces petits innocens la jouissance d'un tems si court qui leur échappe, et d'un bien si précieux dont ils ne sauroient abuser? Pourquoi voulez-vous remplir d'amertumes et de douleurs ces premiers ans si rapides, qui ne reviendront pas plus pour eux, qui ne peuvent revenir pour vous? Pères, savez-vous le moment où la mort attend vos enfans? Ne vous préparez des regrets en leur ôtant le peu d'instans que la nature leur donne. Aussitôt, qu'ils peuvent sentir le plaisir d'être, faites qu'ils en jouissent; faites qu'à quelque heure que Dieu les appelle, ils ne meurent point sans avoir goûté la vie.

Was kann menschlicher seyn? Ich weiß noch eine Stelle, welche die Väter angeht, die ihre kleinen Kinder aus ihrer Sorge und fremden Händen überlassen, die wegen ihrer größern Nutzbarkeit der igt angeführten noch vorzuziehen ist und die Er-

mahnungen enthält, welche wohl Gehorsam verdienen. Aber was hilft das alles? Es ist vielmehr ein Unglück für die Leser, wenn ein Buch in gewissen Betrachtungen so gut und in andern wieder so sehr schlimm ist. Doch wir wollen den Emil verlassen.

Lassen Sie nun, liebster Herr Professor, mich Ihnen auch mein andres Glück erzählen, das mir an dem Tage widerfuhr, an welchem ich Ihre Briefe erhielt. Ich saß bey meiner Schwester, als man mir ein versiegeltes Packet und ein Compliment vom Herrn Consistorialregistrator Zeis brachte, der mir sagen ließ, hier schicke er mir ein schönes Buch zu lesen. Ich riß es auf, und fand die Geschichte der Miß Sidney Bibbulph, und in derselben einen Brief, worinn er mir das Buch mit sehr eifrigen Ausdrücken anpries und auf die gütigste Art meine Freundschaft verlangte. Ich muß Ihnen sagen, hochzu Ehren der Herr Professor, daß Herr Zeis schon länger als zwey Jahre mein naher Nachbar ist, ich aber habe sonst nichts von ihm gewußt, und ihn nicht weiter gekannt, als daß ich ihn und seine Frau habe auf der Gasse gehen sehen. Herr Zeis aber ist mehr von mir unterrichtet gewesen; denn eine meiner Freundinnen, welche auch die seinige ist, hat ihn, mir unbewußt, mit meinem Character auf eine für mich vortheilhafte Art bekannt gemacht. Ich habe eine aufrichtige Freude über das unerwartete Geschenk seiner Freundschaft. Künftig soll es eine meiner liebsten Sorgen seyn, sie zu verdienen und zu unterhalten. Ich habe mich bemüht, ihm meine Dankbegierde in meiner Antwort zu bezeigen, und ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß er damit zufrieden war; denn er schickte mir gleich den darauf folgenden Morgen eine Gegenantwort, die voll von Güte und Freundschaft ist. Er hat mir einige Briefe geschickt, die Sie, bester Herr Professor, zu verschiedenen Zeiten an ihn geschrieben; und ich habe daraus gesehen, wie sehr Sie sein Freund sind, und wie hoch ich ihn zu

schätzen habe. — Willigen Sie aber auch die Güte Ihres Freundes, liebster Herr Professor? Ach ja! Sie gönnen mir seine Freundschaft. Ich bin glücklicher, als ichs verdiene; aber Sie werden sich freuen, daß ich so glücklich bin. Morgen will ich ihm seine Miß Bidbulph wieder schicken und dazu schreiben; denn er hat mirs gesagt, daß sie nicht leer wiederkommen soll, und da will ich ihm alles sagen, wovon ich glaube, daß es ihm gefallen kann; denn ich bin meinem neuen Freunde recht sehr gut, ob ich wohl in meinem Leben kein Wort mit ihm gesprochen habe.

Herr Seibelin ist ein gutherziger Mensch. Er hat an meinen Bruder und auch an mich geschrieben und uns viel unverdienten Dank gesagt. Wir haben ihm nur wenige und gemeine Höflichkeiten erweisen können; aber gute Leute schätzen jede, auch noch so kleine Gefälligkeit. Sein Brief war recht artig. Ich wunderte mich, daß er so häßlich war, da er doch unsrer Sprache nicht einmal recht mächtig ist.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Unser Haus empfindet sich gehorsamst, und ich kenne und liebe die große Pflicht, die ich habe, lebenslang mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn :

Hochachtungsvoller Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. E. Lucius.

275. (98.)

L. b. 15. Nov. 1762.

Liebster Herr B****.

Einem Freunde, der in der Barbarey lebt, nicht zu antworten, ist wirklich ein großer Fehler; und gleichwohl habe ich mich

dieses Fehlers ein ganzes halbes Jahr schuldig gemacht, und zwar gegen Sie, den ich so sehr liebe und hochschätze, und der mich gewiß nicht minder liebt; wie soll ich dieß verantworten? Nein, liebster B****, vor meinem Herzen kann ich diesen Verzug nicht ganz verantworten, so sehr mich auch meine stets tränklichen Umstände, und die mit ihnen verknüpfte Beschwerlichkeit meiner täglichen Berufsarbeiten zu entschuldigen scheinen. Wenn ich in *Mequinez* wäre, würde mir der Brief eines Freundes nicht die größte Wohlthat seyn, und würde ich nicht mit Recht eben wegen meiner großen Entfernung desto eher und gewisser eine Antwort von ihm erwarten? Ja, ich habe gefehlet, und ich bitte Sie nicht allein um Vergebung, sondern ich eile heute, diesen Fehler wieder gut zu machen. Ich eile, Ihnen für alles das herzliche Gute, das Sie mir in der ersten Hälfte Ihres Briefs sagen, für alle Ihre Liebe, und die nicht ganz verdiente Erkenntlichkeit, die Sie mir bezeugen, und die ich gern ganz verdienen möchte, aufrichtigst zu danken. Ich umarme Sie in Gedanken, versichere Sie aller meiner Freundschaft, und wünsche Ihnen von Gott; was man nur Gutes wünschen kann. Er lasse Sie die Spuren seiner gnädigen Vorsehung täglich unter einem wilden Volke erblicken, und mache Sie selbst zum größten Wohlthäter einer Nation, der das Erkenntniß der Religion, und also auch der größten Glückseligkeit, mangelt. Wer weiß, liebster Freund, warum Sie Gott in dieses entfernte und finstre Land vor Andern hat gehen lassen; ein Land, an das Sie vor zehn Jahren vielleicht nicht gedacht! Auch nur eine einzige Seele glücklich zu machen, ist das nicht die höchste That eines Menschen? Und kann diese That nicht Ihrem guten, liebevollen und christlichen Herzen, außer der glücklichen Besorgung der Geschäfte eines dänischen Consuls, vorbehalten seyn?

Die andre muntre Hälfte Ihres Briefs aus *Salce* hat mir, wenn ich auch zu Frank bin, Ihren Scherz ganz zu fühlen, doch

bedwegen angenehm seyn müssen, weil sie mir ein Beweis ist, daß ein zufriedner Geist auch in der Barbarey noch froh denken und witzig scherzen kann. Mein Bruder, und die Grafen W[olke] und Sch[ee]l] und W[ä]hl] haben Sie belohnet, und herzlich über Ihre Vergleichung zwischen mir und dem Sidi-Mahomed gelacht. Alle diese Ihre Freunde grüßen Sie durch mich bestens. Wirklich machen Ihre Dänen unsrer Akademie und ihrem Vaterlande viel Ehre, und versprechen ihrer Nation und der Welt große Dienste. Wie angenehm muß Ihnen diese Versicherung aus meinem Munde seyn! Leben Sie wohl, liebster Freund, unter dem Schutze des Allmächtigen, und der Ruhe Ihres Gewissens, und der Gnade Ihres Königs.

S.

276.

An den Freiherrn v. Craussen.

L. d. 22. Nov. 1762.

Ehwerster Herr: Baron,

Ihr letzter Brief ist ein großes Schrecken für mich gewesen. Ich erhielt ihn gestern; ich will ihn heute beantworten, und ich weiß kaum, was ich Ihnen sagen soll; so unruhig bin ich noch! Also mußten Sie, mein Sönnner und Freund, Sie und Ihre theuerste Gemahlin, ein Opfer der Wuth im Kriege werden, ein Raub der schrecklichsten Barbaren? Wie ist dieser fürchterliche Gedanke in meine Seele gekommen, wenn ich in den sieben Jahren des Krieges an Sie dachte; und warum hat es mir gleichwohl nicht einfallen können, daß Ihnen ein solches Schicksal begegnen könnte? Habe ich gedacht, daß einem frommen und unschuldigen Manne keine Mißhandlungen und Grausamkeiten

widerfahren könnten? Befreyt uns denn die Tugend von der Wuth des Unmenschen? Nein, aber Gott, der sie an Ihnen zugelassen, wird Sie und Ihre würdige Gattinn auch durch den Trost und Muth unterstützet haben, den nur rechtschaffene Seelen genießen und empfinden können. Er erfreue und segne Sie beyde in den noch übrigen Tagen Ihres Lebens mit Ruhe des Friedens und Zufriedenheit Ihrer Seelen! Dieses, theuerster Freund, wünsche ich Ihnen herzlichst und werde nicht aufhören, es Ihnen von Gott zu wünschen, so lange ich lebe; denn wie viel Ursache habe ich nicht Sie zu lieben und zu verehren, und Ihnen Gutes zu wünschen? Ich küsse Ihrer Frau Gemahlin ehrerbietigst die Hand. Also leben Sie immerdar wohl und lieben Sie

Ihren

verbundenst ergebensten
Gellert.

277.

An Caroline Lucius.

L. d. 23. Nov. 1762.

Liebste Mademoiselle!

Es ist jetzt fünf Uhr, da ich mein letztes Collegium geschlossen, und ich bin außerordentlich ermüdet. Möchte ich mich doch an einem Briefe an Sie, meine liebe Freundin, einige Augenblicke erholen können; denn lange kann ich doch nicht mit Ihnen reden, weil ich um sechs Uhr Besuche, das ist nach meiner Empfindung, neue Arbeiten habe.

Erstlich wollen Sie also den Emil des Rousseau nicht fort lesen. Das ist vortreflich, und ich danke Ihnen für diesen Ent-

Gellert V.

Schluss, als für eine große Wohlthat, ob ich gleich, selbst aus den Stellen, die Sie mir angeführet haben, sehr überzeugt bin, daß weder Ihr Verstand noch Ihr Herz auch da, wo Rousseau gut ist, viel verlieren würden. Wir haben ja so viel vortreffliche Bücher; warum sollten wir die halbguten oder die mehr gefährlichen, als nützlichen, lesen? Viel vortreffliche Bücher? werden Sie vielleicht denken. Ja, Mademoiselle, nach meiner Rechnung giebt es viele. Wenn ich zehn auserlesne Bücher habe und jedes zehnmal lese, so ist es für mich, als hätte ich derselben hundert. Damit tröste ich mich, wenn andre mit Recht über den Mangel guter Schriften, gegen die vielen schlechten gehalten, klagen.

Aber was geht uns Rousseau weiter an? Nichts mehr von ihm. Herr Zeis ist uns doch wohl wichtiger; wenigstens steht in seinem langen Briefe, den ich heute von ihm erhalten, und den Sie auch gelesen haben, mehr, das rührt und unterrichtet und erbaut, als gewiß in dem ganzen Lebenslaufe des Emils, in den ganzen drey Bänden, ewig nicht vorkommen wird. Er und seine liebe Frau sind also unerwartet Ihre Freunde geworden, ein Glück für Sie, meine beste Correspondentin, und eben so wohl ein Glück für den guten Zeis und seine Friederike.

Habe ich Ihnen nicht vorher verkündigt, daß sich die Zahl Ihrer Freunde ohne Ihr Wissen bald vermehren würde? Sie verdienen geliebt zu werden und Ihr Verdienst wird in dem Umgange mit so rechtschaffnen Freunden, wieder ohne Ihr Wissen, sich vermehren und Ihnen immer mehr Achtung und Liebe erwerben, und so wird endlich, auch unvermerkt, der Freund erscheinen, der ganz für Ihr Herz, für Ihre Tugend, Ihre Liebe und Ihr Leben bestimmt ist. Nach meinem Wunsche soll es einer der besten Menschen seyn. Gott gebe Ihnen dieses Glück, wenn es seiner Weisheit gefällt. Leben Sie wohl, meine liebe Caroline, und grüßen Sie Herr Zeisen und seine Frau Liebste auf das Beste von mir.

Gellert.

1762.

Es schmerzet mich, daß ich Sie nach einem langen Jahre nicht wenigstens etliche Stunden sprechen, und das Gute und Böse, das Frohe und Traurige Ihres ersten Feldzuges durch Sie selbst erfahren soll. Es ist ein einziges Mittel, mir diesen Verlust einigermaßen zu ersetzen, nämlich, wenn Sie mir Ihre Memoiren zu lesen schicken; denn ganz gewiß haben Sie ein Tagebuch Ihres ersten militairischen Lebens gehalten. Sie wissen ja, daß sich Cäsar durch seine Commentarios eben so sehr, als durch seine Siege verewiget hat. Im Ernste, Liebster Sch[ö]nsfeld], ich würde mich sehr erfreun, wenn Sie sich die Mühe gegeben hätten, gleich von dem ersten Anfange Ihres Dienstes, ein getreues und ungekünsteltes Journal zu halten. Eine solche Schrift verschafft tausend Vortheile. Sie übt uns in der Schreibart, macht uns auf das, was wir thun, sehn oder hören, achtsamer, giebt uns zu guten Anmerkungen und Regeln über unsre Berufsgeschäfte Gelegenheit, und wie oft muß sie einem Soldaten bey so mannichfaltigen Gefahren der Gesundheit, des Lebens und Gewissens, und bey Errettung aus diesen Gefahren, Anlaß geben, die Spuren der göttlichen Vorsehung dankbar zu bemerken! Und endlich, wie kostbar muß eine solche Sammlung jugendlicher selbst erlebter Begebenheiten einst im Alter seyn! Ich verlasse mich also darauf, daß ich diese Nachrichten, wenn Sie welche niederschreiben, einmal zu sehn bekomme, umarme Sie in Gedanken mit tausend guten Wünschen zu Ihrem zweyten Feldzuge, bete für Ihre beständige Wohlfahrt, und versichere Sie meiner unaufhörlichen Liebe, Freundschaft und Ergebenheit.

G.

*) (An denselben Officier, an welchen der Brief No. 255 gerichtet ist.)

1762.

Sie werden eine erstaunende Arbeit haben, wenn Sie Ihren Psalmliedern alle die Schönheiten durch die Verbesserung geben wollen, deren sie fähig sind. Ich weiß es aus der Erfahrung, wie schwer es ist, geistliche Lieder zu dichten, auch wenn man seinen eignen Vorstellungen folgen darf; wie viel schwerer muß es nicht seyn, die Psalmen in Lieder, nach gewissen Melodien, so glücklich überzutragen, daß man, seinem heiligen Originale treu, auch die schweren Regeln der Poesie, und die Pflichten der kirchlichen Erbauung beobachte! Es sind wohl sechs Jahre, daß ich einen Versuch mit dem fünf und zwanzigsten Psalme zu einem Kirchenliede wagte, und er ist mir ungeachtet aller Verbesserungen so mißgeglückt, daß ich ihn in dieser Zeit nicht wieder angesehen, und daß ich hingegen seit dieser Zeit die Psalmenlieder Gerhards nur desto mehr bewundert habe. Wenn ich das Kräftige und starke Lied des seligen Luthers, das Lied des hundert und dreyßigsten Psalms: Aus tiefer Noth ic. gegen mein Lied aus dem fünf und zwanzigsten Psalme in Gedanken halte: so fühle ich mich nicht wenig beschämt. Aber durch alles dieses will ich Sie gar nicht von Ihren so schätzbaren Bemühungen, die sich auf das Beste der öffentlichen Andacht beziehen, abhalten; nein, ich will Sie nur im voraus zu beruhigen suchen, wenn Ihnen die angestellten Versuche der Ausbesserung nicht glücken sollten. Uebrigens danke ich Ihnen für das besondre Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und bin mit der vollkommensten Hochachtung

G.

Ernähliche Frau,

Also ist der ganze Plan Ihres künftigen Lebens, der auf Ruhe und Einsamkeit gieng, zernichtet? und ich kann mir alle die widrigen Zufälle, Verdrießlichkeiten und Zerstreungen unmöglich vorstellen, die Ihnen seit dem Anfange des nunmehr verfloßnen Jahres begegnet sind? Ein schweres Schicksal für Sie, und eine traurige Nachricht für mich, der ich Sie so gern ruhig und nach Ihrem Wunsche glücklich sähe. Aber ich weiß auch, daß ein Herz, wie das Ihrige, sich selbst in denen Schickungen, die wider unser wahres Beste zu seyn scheinen, der Vorsetzung gern unterwirft. Auch da, wenn es menschlich klagt; auch mitten unter den traurigen Empfindungen, die selbst in der gelassensten Seele nicht aussterben, beruhiget es sich dennoch mit den Betrachtungen der Weisheit und Macht, der Güte und Gerechtigkeit des Herrn, der alle unsre Schicksale, gute und traurige, kennt, verhängt, zuläßt und zu unserm und Andern Glück im Verborgnen lenket, und stets nach unsern Kräften abmißt. Gestroft also, meine theuerste Freundin, wenn Sie künftig Ihre Tugend darinne beweisen und üben sollen, daß Sie den entworfenen Plan Ihres künftigen Lebens, den Plan der Ruhe und der Einsamkeit, mit dem Plane eines geschäftigen und in die Augen leuchtenden schweren Lebens vertauschen müssen. Wer mehr Kräfte empfangen hat, empfängt auch größere und in das Beste der Welt stärker einfließende Pflichten. Wie viele und wichtige Gelegenheiten Gutes zu thun, und das Licht Ihrer Weisheit und Tugend vor der großen Welt, der vielleicht ein solches Bepispiel nothwendig war, leuchten zu lassen; wie viele solche Gelegenheiten werden Sie nicht in diesem neuen unruhvollen Leben antreffen, und endlich in der Unruhe selbst, und in der Art, sie

zu tragen und anzuwenden, nur mehr Ruhe des Herzens, und mehr Hoffnung und Trost des künftigen vollkommnern Lebens finden! Doch vielleicht sind auch Ihre igtigen Umstände nur eine kurze eingeschaltete Begebenheit, die das Ganze Ihres Plans nicht stören, sondern sich bald mit demselben vortheilhaft wieder vereinigen soll. Ja, theuerste Freundin, Geduld und Demuth sind unstreitig die schwersten Pflichten bey anhaltenden Widerwärtigkeiten; das hat mich eine traurige Erfahrung von vielen Jahren gelehret; aber wir können oft ohne langwierige Anfälle der Tugenden, zu denen wir berufen sind, gar nicht fähig werden, und wir haben ja stets einen mächtigen Beystand und mit demselben das wahre Glück, das Glück unsrer Seele, das uns auch im Tode bleibt; dieß muß unser höchster Trost seyn.

Vor einigen Jahren war der Wunsch und der Plan meines Lebens, wie der Ihrige, Ruhe, und nützliche Einsamkeit. Nichts schien mir erlaubter, und nichts schicklicher für meine guten Absichten und meine ganzen Umstände, als dieser Wunsch. Du willst dich, dachte ich oft bey mir selbst, in die Stille auf das Land, in eine gute Familie begeben, daselbst die Pflichten des Privatlebens mit Gott genau beobachten; für dich und die Ruhe deiner Seele studiren und angelegentlich sorgen; nützliche Schriften, die etwa nach deinem Tode heraus kommen mögen, aufsetzen; von Zeit zu Zeit einen fähigen Knaben zu dir nehmen, und ihm sein Herz weise und christlich zu bilden suchen, und so, ja so willst du dein Leben ohne Geräusche, sanft und stille bis an sein Ende führen. Aber ach, gnädige Frau, wie viel unglücklicher würde ich igt seyn, wenn dieser Wunsch wäre erfüllt worden! Unfähig, wie ich igt bin, die Stille und Ruhe des Landes zu genießen, die Stunden der Einsamkeit durch selbst erwählte Geschäfte auszufüllen und nutzbar zu verwenden; ungeschickt, Bücher zu schreiben, und die Herzen der Kinder zu bilden; zu krank, um an den erlaubten Freuden eines genauen Umgangs

Theil zu nehmen, oder mich mit dem Lesen guter Bücher lange zu unterhalten; was würde ich in diesen Umständen (versezt in den ehedem gemachten Plan meines Lebens) für eine höchst traurige Rolle spielen; da die vorigen Wünsche gar nicht mehr meine Wünsche sind, und bey meinem igtigen Schicksale es gar nicht seyn können! — Möchte doch das neue Jahr, das wir bald antreten, eines der zufriedensten und besten Ihres ganzen Lebens seyn! Dieses wünsche ich aufrichtig, und bin zeitlebens

G.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

532004

Digitized by Google



